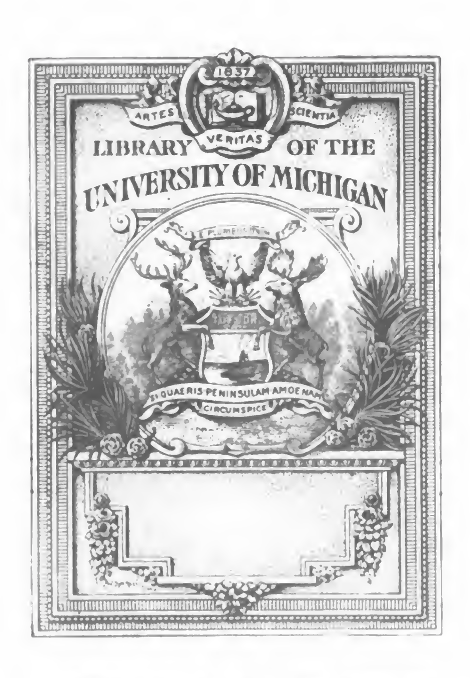
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1887.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

Der Fährmann am Kanadian.

Roman in drei Abtheilungen

von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Doktor schwieg bestürzt. Ein furchtbarer Schreck hatte sich seiner nachträglich bemächtigt.

„Mein Gott,“ entwand es sich nach einer Pause wie mit Widerstreben seinen Lippen, „wenn das eine Viertelstunde früher geschah.“

„Da, der Körper rührt sich abermals; das Rumpeln thut's, glaub's mir; denn ernstlich, mit Strychnin verrechnet man sich nicht so leicht,“ beruhigte ihn Schierling.

„So wollen wir zufrieden sein, daß wir auf sein Erwachen nicht vergeblich zu warten brauchen.“

„Unsinn, Robert, ich kenne die Wirkung meiner Chemikalien.“

Nach diesem kurzen Gespräch trat wieder Schweigen ein. Erst als sie in die Straße einbogen, in welcher Schierling's Wohnung lag, wurden sie regsamer. Zu beiden Seiten spähten sie durch die heruntergelassenen Fenster, jedoch ohne eine Spur von Leben zu entdecken.



Einsam und verödet lag die Straße; düster brannten die vereinzelten Nachtlaternen, als hätten sie die Zeit ihres Erlöschens nicht mehr erwarten können, denn der Morgenwind fegte rauh über sie hin, gleichsam das erste Grauen des Tages verkündend.

Als der Wagen endlich vor Schierling's Wohnung hielt, sprang dieser zuerst hinaus. Mit einer sonst an ihm nicht gewöhnlichen Hast öffnete er die Hausthüre, während der vertraute Kutscher die Fahrleine am Bock befestigte, ebenfalls abstieg, den nächsten Zugstrang der Pferdegeschirre löste und vor den offenen Kutschenschlag hintrat. Noch einmal spähte Schierling argwöhnisch um sich, und gemeinschaftlich mit dem Kutscher in den Wagen hinein langend, zogen sie unter der Beihilfe des nachschiebenden Doktors den steifen Körper nach sich. Dann zu Dreien ihre Last packend und die äußersten Kräfte aufbietend, verschwanden sie geräuschlos im Innern des Hauses. Eine weitere Anstrengung brachte sie in das Laboratorium, wo sie sich nach Schierling's Bett hinüber tasteten und ihre Bürde auf dasselbe niederlegten.

Schweigend entfernte sich der Kutscher. Bis auf die Straße hinaus gab der Doktor ihm das Geleite.

„Sollte Jemand schicken, so sage, ich befände mich bei einem Schwerkranken," befahl er dem Scheidenden, und behutsam schloß und verriegelte er die Thüre hinter ihm. Nur so lange säumte er noch, bis er den Wagen davon fahren hörte, dann kehrte er in das Laboratorium zurück.

Schierling hatte bereits Licht angezündet, die Wachs-

leinwandhülle von dem starren Körper entfernt und war eben im Begriff, denselben regelrecht zu betten.

„Wie steht es mit ihm?“ fragte der Doktor besorgt.

„Anscheinend nach Wunsch,“ antwortete Schierling, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen, „er hat sich nicht gerührt, kann es auch nicht. Die Dosis war bis auf sechs Uhr berechnet. Freilich, die Bewegung des Fahrens, die kalte Morgenluft und der kräftig gebaute Körper mögen die Wirkung um eine Stunde abkürzen.“

Der Doktor nahm die Lampe und beleuchtete den anscheinend Todten, der nunmehr lang ausgestreckt dalag, den Kopf etwas erhöht, die Arme auf der Decke ruhend. Eine Weile sah er ängstlich forschend in das entstellte Antlitz.

„Bertram,“ hob er endlich an, „wasche ihm die blauen Flecke ab. Ich begreife überhaupt nicht, wie es Dir möglich gewesen, ihm ein derartiges Aussehen zu geben.“

„Ein mit pulverisirtem Indigo eingeriebenes Läppchen und Geschwindigkeit sind keine Hexerei,“ erklärte Schierling gleichmüthig, und einen feuchten Schwamm herbeiholend, fuhr er mit demselben einige Male über das stille Antlitz.

„Jetzt bietet er wenigstens einen erträglichen Anblick,“ bemerkte der Doktor nachdenklich, „aber so leichenhaft — Bertram — Bertram, es wäre entsetzlich —“

„Unsinn,“ fiel der Chemiker jetzt etwas erzwungen sorglos ein, denn die eigenthümliche Starrheit der Züge mochte ihm selbst verdächtig erscheinen, „nenne mich den elendesten Einfaltspinsel, der je eine Schachtel Rhabarber-Pillen als Zuckererbsen hinunter schluckte, wenn ich

unterwegs nicht Leben fühlte. Auch sein Mund ist geschlossen und das rührt nicht von mir her, mag ich ihn immerhin bedachtsam geöffnet haben."

„Vielleicht Lebenszeichen, unter welchen der gemartete Geist den mißhandelten Körper verließ," versetzte der Doktor argwöhnisch, „hast Du Morphium oder Chloralhydrat zur Hand, um der übermäßigen Wirkung des Strychnins zu begegnen?"

„Ich ziehe Blausäure und Curare vor," erklärte Schierling zuversichtlich, „allein damit können wir noch eine Stunde warten."

Er zog aus einer Nahtöffnung des Kopfpfühls eine Feder hervor, rieb und blies sie flockig und hielt sie dem Erstarrten unter die Nase. Mit tödtlicher Spannung hefteten die Blicke der beiden Freunde sich auf die Feder.

Sie regte sich nicht.

Endlich aber, als Schierling bereits die Geduld, der Doktor dagegen seine letzte Hoffnung schwinden fühlte, neigten die zarten Fäden sich abwärts und blieben wohl zwei Sekunden in dieser Lage, bevor sie sich wieder emporrichteten.

Der Doktor seufzte tief auf.

„Einmal und nie wieder, und stände mein Seelenheil auf dem Spiel," sprach er vor sich hin.

„Und ich stehe morgen bei einem ähnlichen Unternehmen abermals mit Vergnügen zu Diensten," betheuerte Schierling triumphirend.

Dann säumten sie nicht länger mit der Anwendung belebender Mittel, zu welchen sie indessen weniger ge=

fährliche, als die von dem alten Giftmischer vorgeschlagenen wählten.

Eine halbe Stunde hatten sie sich eifrig mit dem Scheintodten beschäftigt und mehr und mehr krönte Erfolg ihre unausgesetzten Bemühungen, als dieser endlich die Augen aufschlug und mit stumpfem Blick zu ihnen emporsah.

„Erkennen Sie mich?“ fragte der Doktor hastig.

Scherben flüsterte ein kaum verständliches „Ja“, schien einige Sekunden mit aller Macht nachzusinnen und fragte wie geistesabwesend: „Wo bin ich?“

„An einem sicheren Ort,“ antwortete der Doktor beruhigend, „zeigen Sie sich fernerhin fügsam, so sind Sie innerhalb weniger Tage so weit, frei hin zu gehen, wohin es Ihnen beliebt. Gegen Verfolgung sind Sie geschützt; denn über dem Sarge, in welchen der Strafgefangene Scherben gebettet wurde, wölbt sich ein Erdhügel.“

Ein Schauder durchrieselte die noch immer starre Gestalt und zitternd tönte es zu den beiden Freunden empor. „Schrecklich. Warum konnten Sie der Erde nicht lassen, was für sie bestimmt war?“ Er konnte offenbar die Wirklichkeit des ihm dunkel vorschwebenden Erlebten nicht fassen.

„Weil noch heilige Verpflichtungen auf Ihnen ruhen,“ erklärte der Doktor ernst, „und daher nicht schrecklich, es sei denn, Sie betrachteten die Freiheit als ein unerträgliches Elend. Hier, versuchen Sie zunächst, etwas Ungarwein zu schlürfen. Stellt sich erst Appetit ein, dann wollen wir Ihren Körper und damit auch Ihren Geist bald genug emporbringen.“

Scherben trank.

„Wie ein wüster Traum liegt es hinter mir,“ lispelte er darauf, doch gewann seine Stimme während des Sprechens an Umfang; „wie soll ich Alles deuten? Wer sind Sie, daß Ihnen an der Freiheit eines Ihnen Fernstehenden gelegen?“

„Apotheker und Doktor,“ kam Schierling seinem Freunde lebhaft zuvor, selbst in diesem ernsten Augenblicke nicht verabsäumend, sein eigenes Metier zuerst zu nennen, „Apotheker und Doktor, die sich ein Vergnügen daraus gemacht haben. Das Experiment gelang, und unser Lohn ist der dadurch gewonnene Ruhm.“

„Uns war sehr an Ihrer Befreiung gelegen,“ bestätigte der Doktor freundlich, „mehr aber noch liegt uns daran, daß Sie unentdeckt entkommen. Sie werden daher das Ihrige dazu beitragen, uns die gefährliche Aufgabe zu erleichtern. Vergessen Sie nicht: eine unvorsichtige Bewegung, das geringste Abweichen von unseren Rathschlägen, und nicht nur Ihnen, sondern auch Ihren Befreiern öffnen sich die Pforten des Gefängnisses —“

„Aber die Ursache, die Ursache —“ fiel Scherben ein und krankhafte Erregung röthete sein Antlitz leicht, während große Schweißtropfen sich auf seiner Stirne bildeten, „ich errathe, Sie handelten im Auftrage meines Bruders — er will mich fortschaffen — hätte ich ihm einst auf meinen Knieen für eine Probe von Theilnahme gedankt — heute verschmähe ich jede von ihm herrührende Wohlthat —“

„Wir kennen Ihren Bruder nicht,“ suchte der Doktor

den Unglücklichen zu beschwichtigen, „noch weniger hätten wir von ihm Aufträge übernommen. Doch nichts mehr davon. Nachdem Sie zu Kräften gelangt, verhandeln wir ausführlich darüber. Für jetzt begnügen Sie sich mit der Ueberzeugung, daß wenn Sie selber keine Störung herbeiführen, Sie vollständig sicher sind. Vorläufig haben Sie nur nöthig, sich zu stärken, wozu mein Freund Schierlein Ihnen die geeignetsten Mittel bietet; das Weitere findet sich von selbst. Hier liegen bleiben können Sie indessen nicht," fügte er, halb zu Schierling gewendet, hinzu, „denn es waltet die Gefahr, daß im Laufe des Tages der Eine oder der Andere vorspricht. Doch nehmen Sie noch etwas Wein zu sich. Nachher versuchen Sie, Arme und Beine anzuziehen und wieder auszustrecken, um die Beweglichkeit zu fördern. Meine Zeit ist kurz bemessen. Vor Tagesanbruch muß ich zu Hause sein, und da möchte ich vorher Ihnen beistehen, dies Gemach zu verlassen."

Abermals trank Scherben und immer wieder prüfte er die zunehmende Geschmeidigkeit der sich allmählig erwärmenden Glieder, bis es ihm unter Beihilfe der beiden Freunde gelang, sich in eine sitzende Stellung empor zu arbeiten. Ebenso schnell half Schierling ihm in seinen alten Pelzrock hinein. Mehr Schwierigkeit verursachte es ihm, sich aufrecht hinzustellen und einen Fuß vor den anderen zu setzen. Doch die Zeit drängte, und wenn auch unter Anstrengungen, so brachten die beiden Freunde ihn doch endlich bis an die Treppe, welche er, von beiden Seiten sorgsam unterstützt, schwerfällig zu ersteigen begann.

Wohl zehn Minuten dauerte es, bis sie das obere Stockwerk erreichten und Schierling eine auf den Flurgang gehende angelehnte Thüre zurückstieß. Ein geräumiges Zimmer lag dort vor ihnen. Obwohl die Fensterladen dicht geschlossen waren, stellte der Doktor die Lampe auf dem Flurgange so nieder, daß nur ein matter Schein in das Gemach hineinfiel. Bei der dürftigen Beleuchtung erkannte er, daß der Raum als eine Art Rumpelkammer diente, in welcher einige abgenutzte und zerbrochene Möbel in jeder anderen, nur nicht in der üblichen Ordnung umherstanden. Zwischen denselben gewahrte er große und kleine Kisten, zum Theil noch mit Stroh und Heu gefüllt, volle und leere Tonnen verschiedenen Umfanges, Stücke grober Packleinwand, umringt von Anhäufungen zerknitterter Papierreste und Schnitzel, kurz lauter Dinge, wie man sie sonst in Ställen und Schuppen unterzubringen pflegt.

Doch für dies Alles hatte Scherben keinen Sinn. Mit äußerster Kraft bestrebte er sich, seinen Rettern die mühevolle Arbeit zu erleichtern, und als sie ihn schließlich an ein zerfetztes Sopha führten, aus dessen Polsterung hier und da röthliches Kuhhaar und Seegras neugierig hervorlugten, brach er vollständig erschöpft zusammen. Sorglich betteten die beiden Freunde ihn auf dem baufälligen Geräth, und nachdem Schierling noch einige Decken herbeigeschleppt hatte, verabschiedete der Doktor sich mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr.

Schierling ließ ihn vorsichtig auf die Straße hinaus, und zurück eilte er zu seinem Gast, um ihn bedachtsam zu

pflegen, alle Mittel anzuwenden, welche er für geeignet hielt, die Folgen der erstarrenden Gifte zu verflüchtigen. Galt es doch, ein gewagtes Experiment von dem glänzendsten Erfolg gekrönt zu sehen.

Es tagte bereits, als Schierling in sein Laboratorium hinabstieg. Bevor er sich auf ein Stündchen niederlegte, betrachtete er lange die Skelette. Endlich nickte er dem einen vertraulich zu, und die dasselbe auf einem Brett stützende Eisenstange ergreifend, schob er es neben seinen Schreibtisch hin. Flüchtig wischte er mit einem Tuch über den bestaubten weißen Schädel hin, mit dem feuchten Schwamm vernichtete er eine alte Inschrift, dann entstanden unter seiner die Feder führenden Hand auf dem Hinterkopfe die Worte: „Baron v. Scherben. Gestorben in der Strafanstalt an der Cholera.“ Tag und Jahreszahl fügte er hinzu, und gemächlich wies er dem Skelett seinen gewohnten Platz wieder an. Zufrieden warf er sich dann auf sein Bett.

Noch selbigen Tages las man in den Abendzeitungen: „Das Gerücht von dem erneuten Ausbruch einer Epidemie ist darauf zurückzuführen, daß ein in der Strafanstalt Inhaftirter, Namens Scherben, bekannt aus dem einst viel Aufsehen erregenden Fälschungsprozeß, unter allerdings verdächtigen Symptomen starb. Es wurden daher, abgesehen von der schleunigen Beerdigung, alle diejenigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche dem Ernste der Sache entsprachen und jede Besorgniß vor der erneuten Verbreitung der Krankheit gänzlich ausschließen.“

Sechstes Kapitel.

Das Gelöbniß.

Vier Tage hatte Scherben unter der Obhut Schierling's verbracht und in dieser Zeit seine Lebenskraft einigermaßen zurückgewonnen. Indem es aber nach dem die Nerven schwer erschütternden Verfahren klarer in seinem Geiste wurde, sehnte er in erhöhtem Maße die Stunde herbei, die ihm eine volle Lösung der ihn fast verwirrenden Räthsel bringen sollte. Denn was Schierling ihm mittheilte, beschränkte sich eben nur auf Andeutungen, die, in ernste Worte gekleidet, auch tiefernste Enthüllungen erwarten ließen.

Den ihm angewiesenen Raum hatte er seit seinem Eintreffen nur nächtlicher Weile verlassen, um einige Stunden in der Gesellschaft des Chemikers zu verbringen. Trotz der Befreiung bewahrte er auch jetzt sein finsteres, gleichsam menschenfeindliches Wesen. Auf und ab wandelte er rastlos in dem ihm eingeräumten verdunkelten Gemach zwischen Kisten, Kasten und Tonnen. Rastlos und gesenkten Hauptes zwischen Stroh, Heu und Papierresten, als ob nur noch der Wille eines künstlich belebten Gebildes in ihm gewohnt habe.

Wohl offenbarte er vor Schierling — der Doktor ließ ihn bei seinen gelegentlichen kurzen Besuchen kaum zu Worte kommen — seine Dankbarkeit, doch klang aus seiner Stimme eine so tiefe Verbitterung hervor, als hätte er bedauert, nicht in dem der Erde anvertrauten leeren Sarge geblieben zu sein. Ueber das, was ihn unabläßig folterte

und peinigte, verlor er keine Silbe. Er schien mit der ganzen Welt abgeschlossen zu haben und nur durch Schierling's Betheuerungen, daß Jemand ihn erwarte, davon zurückgehalten zu werden, dem Leben endgiltig zu entsagen.

In seinem Aeußeren hatte sich zu derselben Zeit eine Wandlung vollzogen, daß er in der That, wie Schierling behauptete, vergeblich um Wiederaufnahme in der Strafanstalt gebeten haben würde. Nicht mehr gebleichtes Haar bedeckte sein Haupt, sondern — Dank der chemischen Experimente seines unermüdlichen Gastfreundes — rothblondes, wogegen gelbliche Brauen sich über den blauen Augen wölbten. Sein Antlitz war sorgsam rasirt, wodurch dasselbe, zumal mit der bleichen Farbe, ganz den Ausdruck eines kränklichen Gelehrten erhielt. Dieser Ausdruck wurde verschärft durch einen ehrbaren schwarzen Anzug und weiße Wäsche, die er der Großmuth des Doktors und seines wunderlichen Gastfreundes verdankte. Beide hätten ja schon um ihrer selbst willen alles Mögliche aufgeboten, ihn vollständig unkenntlich zu machen. —

Die Nacht war wieder hereingebrochen, eine stürmische, finstere Oktobernacht. Schweres Gewölk jagte am Himmel, und nur die heftige Luftströmung verhinderte, daß es mehr als hin und wieder einen kurzen Regenschauer niedersandte. Die Straßen waren bereits still; wer nothgedrungen einen Weg zu gehen hatte, der kümmerte sich wenig um die Begegnenden, so eilig hatte er es, unter Dach und Fach zu kommen.

Auch der Doktor gehörte zu diesen späten Wanderern.

Bis über die Ohren in seinen Ueberrock eingehüllt, schritt er einher, als hätte das Leben von mindestens drei Wöchnerinnen auf dem Spiel gestanden. Der Weg führte ihn zu seinem Verbündeten. Dieser hatte ihn offenbar erwartet, denn beim ersten Ton der Klingel öffnete sich die Thüre des Laboratoriums und gleich darauf wurde er eingelassen.

„Heute muß er fort," erklärte er, sobald die Hausthüre geschlossen war, seinem Freunde, „fort und zwar auf der Stelle. Ich komme von draußen. Der Todeskampf ist im Anzuge. Nur mein Versprechen, ihren letzten Wunsch zu erfüllen, hält das Leben noch in dem schattenhaften Körper fest. Ist Alles bereit?"

„Alles," antwortete Schierling mit großer Entschiedenheit, „ich erwartete Dich schon gestern Abend."

Sie waren in das Laboratorium eingetreten.

„Hast Du baares Geld zur Hand?" fragte der Doktor lebhaft.

„Hundert Thaler kann ich missen," versetzte Schierling mürrisch, „bleibst Du so bei, dann behalte ich nicht genug, um über den Neujahrstermin hinauszukommen —"

„Es darf nichts halb gethan werden," unterbrach ihn der Doktor, „ich selbst kann nur mit zweihundertfünfzig aushelfen. Also her mit Deinen hundert, wofür ich Dein Schuldner —"

„So war's nicht gemeint."

„Um so besser. Tritt die Noth an Jemand heran, soll man nicht lange zählen. Da, hier ist mein Geld; trag's mit dem Deinigen hinauf und händige ihm Alles

ein. Stelle aber die Bedingung, er möchte nicht zu mir darüber sprechen oder gar danken. Sage, was geschähe, geschähe nicht für ihn, sondern für eine andere Person. Also schnell, führe ihn herunter; wir müssen fort, oder es ist zu spät. Und noch Eins: Begib Dich nicht zur Ruhe; Du mußt auf das Frauenzimmer, die Lisette, warten. Ich werde sie sofort schicken, Deine Aufgabe ist es dann, sie festzuhalten, bis ich komme."

Schierling säumte nicht länger, als er Zeit gebrauchte, aus dem Chaos eines offen stehenden Kommodenkastens das Geld hervorzusuchen, und eiligst schlurfte er aus dem Laboratorium und die Treppe hinauf. Kaum fünf Minuten waren verstrichen, als er mit Scherben die Treppe wieder betrat. Dieser trug in der linken Hand eine Reisetasche.

Als er unten angelangt war, stand der Doktor mit der Lampe vor ihnen. Indem er einen prüfenden Blick auf den Flüchtling warf, dessen Gestalt ein weiter Ueberzieher bis fast zu den Füßen hinunter verhüllte, neigte er billigend das Haupt. Einen zweiten forschenden Blick heftete er auf das bleiche, finstere Antlitz, auf welchem bange Zweifel spielten.

„Sehr gut," sprach er auf den an ihn gerichteten Gruß, „verlieren wir indessen keine Worte, sondern hören Sie nur auf mich. Bedenken Sie, noch schweben wir Alle in der größten Gefahr. Bitte, reichen Sie mir den Arm — Bertram, öffne das Haus," und als Scherben sich von seinem Gastfreunde verabschieden wollte, zog er ihn hastig in's Freie hinaus.

„Lassen wir das überflüssige Gerede," fuhr er fort,

sobald die Thüre hinter ihnen zugefallen war, und Scherben mit sich fortziehend, beschleunigte er seine Bewegungen, „eine schwere Aufgabe liegt noch vor Ihnen. Ihre ganze geistige und körperliche Kraft müssen Sie zusammenraffen, soll die Wohlthat, welche man von Ihnen erhofft, nicht ein leerer Traum bleiben.“

„Herr Doktor,“ versetzte Scherben mit einer Stimme, in welcher sich eine ganze Welt der Angst und des Entsagens offenbarte, „Sie führen mich zu meiner — zu einer weiblichen Person — zu einer Mutter und deren Kind —“

„Wenn Sie es errathen haben, ist es um so besser; denn unvorbereitet durften Sie Ihre Frau nicht wiedersehen. Ja, ich führe Sie zu Ihrer Frau, aber zu einer Sterbenden. Nicht doch, packen Sie mich nicht so schmerzhaft. Beherrschen Sie Ihre Haltung, wir erregen sonst Aufsehen, wenn uns Jemand begegnet. Zeigen Sie sich als einen Mann, welcher Denjenigen, die ihm das Theuerste sein müssen, den letzten Dienst nicht versagen möchte. Glauben Sie mir, es gehörte ein hoher Grad von Selbstverleugnung und Ueberwindung dazu, auf sträflichem Wege Ihre Befreiung zu erwirken. Aber eine Sterbende ohne den letzten denkbaren Trost von dannen gehen zu lassen — nein, das überstieg meine Kräfte. Sie ersehen daraus, wem allein Sie zu Dank verpflichtet sind, und den vermögen Sie nur dadurch auszudrücken, daß Sie dem letzten Wiedersehen so viel wie möglich das Schreckliche rauben. Vor keinem Opfer, welches auch immer gefordert werden mag, dürfen Sie zurückschrecken; und wer möchte die Wohlfahrt des eigenen lieblich erblühenden Kindes nicht gern

über Alles stellen? Freilich, ihm auf ewig entsagen zu müssen, das ist härter, als der dazwischen tretende Tod."

„Nie darf es erfahren, daß sein Vater ein Fälscher, ein Strafgefangener gewesen," entwand es sich kaum verständlich den auf einander knirschenden Zähnen des Unglücklichen, „ich verstehe es, ahnte es nach den mancherlei räthselhaften Andeutungen Ihres großmüthigen Freundes."

„Ihre Ahnungen täuschten Sie nicht, und mir bleibt es erspart, auf die traurige Sachlage näher eingehen zu müssen. Was Ihre Frau bewog, meine Sorge für das Kind zurückzuweisen, mich gewissermaßen zu zwingen, Sie selbst herbeizuschaffen, um das Kind in Ihre Arme zu legen und von Ihrem Verhalten dessen Zukunft abhängig zu machen, blieb mir verborgen, und darnach zu forschen, besaß ich kein Recht. Erfüllen Sie aber gewissenhaft die letzten Wünsche der sterbenden Mutter, so werden Sie in ihr für jedes Fehl, dessen Sie sich selbst anklagen, noch in dieser Nacht eine Fürsprecherin vor dem Throne des Allmächtigen haben."

„So nahe ist ihr Ende?" fragte Scherben bestürzt.

„Sie hat das Tageslicht zum letzten Male gesehen," antwortete der Doktor feierlich, „bricht das Wiedersehen ihr Herz, so wird dem Tode dadurch nur um eine kurze Spanne Zeit vorgegriffen. Bevor der Tag heraufzieht, hat eine treue, reine Seele sich dem zerschlagenen und gemarterten Körper entwunden, um, sofern Sie es nicht anders wollen, einen ihr so lange versagt gebliebenen milden Trost mit sich hinüberzunehmen."

„Mein Gott, mein Gott," ächzte Scherben leise, und

schwerfälliger wurden seine Bewegungen, „was ich verbrach, ich habe es tausendfach gesühnt in einem Meer gräßlicher Gewissensbisse; warum mußte ich auch noch eine Unschuldige mit in's Verderben hinabreißen? Derjenige aber, in dessen Gewalt es lag, dem Strauchelnden die rettende Hand entgegenzustrecken, mein eigener Bruder —"

„Fahren Sie nicht fort," unterbrach ihn der Doktor ernst, fast streng, „vergessen Sie nicht, Sie stehen im Begriff, vor eine Sterbende hinzutreten. Der Himmel weiß die Schuldigen auch ohne unser Dazuthun zu finden. Sie dagegen, denken Sie zuerst an ihre eigene Schuld und fordern Sie die Rache des Himmels nicht gegen sich heraus. Er mag zwei Augen schließen, bevor sie auf Ihnen ruhten, zwei Lippen, bevor sie eine letzte Beschwörung an Sie richteten, mit einem Segensspruch Ihnen volle Verzeihung für erduldetes Leid als heiliges Vermächtniß mit auf den Weg in unbestimmte Fernen gaben. Und ich setze zuversichtlich voraus, daß, nachdem Sie Ihre Aufgabe hier erfüllten, Sie von hier verschwinden, um ihr Heimathsland nie wieder zu betreten. Sie sind sogar dazu verpflichtet, selbst wenn die Verfügung über Ihr Kind nicht durch die Vorstellungen der Sterbenden beeinflußt würde, um mich und Denjenigen zu schonen, unter dessen Dach Sie trotz der drohenden gräßlichen Gefahr gastliche Aufnahme fanden."

Scherben, dessen Gestalt während des Doktors Mittheilungen kleiner geworden zu sein schien, richtete sich mit einer heftigen Bewegung empor. Rauh klang seine Stimme, indem er mit einer Anwandlung seiner früheren Leiden=

schaftlichkeit gleichsam hervorstieß: „Zählt sie, die zu lieben ich nie aufhörte, zu den Todten, so gehört meine Tochter mir allein. Ich will sie bei mir behalten, ich will sie beschirmen. Mein ganzes Leben soll der Sorge für sie gewissenhaft geweiht sein. Ich will sie einer Atmosphäre entreißen, in welcher jeder Lufthauch, das Lispeln eines Blattes ihr zutragen kann: Dein Vater ist ein geflüchteter Strafgefangener, ein Fälscher, ein Verbrecher."

Ruhig hatte der Doktor ihn endigen lassen; dann hob er vorwurfsvoll an: „Hätte ich Dergleichen für möglich gehalten, glauben Sie mir, so lägen Sie jetzt noch auf Ihrer Pritsche im Gefängniß. Zur Umkehr ist es indessen zu spät. Ich muß Ihnen daher anheimgeben, so zu handeln, wie Sie hoffen, es dereinst vor Ihrem letzten Richter verantworten zu können. Ich sage nur noch: Nehmen Sie Ihre Tochter mit sich fort, woran Niemand Sie zu hindern vermag, am wenigsten ich, der ich für Ihr glückliches Entkommen zittere, und es tritt in fernen Landen der Tod an Sie heran, was soll dann aus dem hilflosen Kinde werden? Wer soll Ihre Stelle vertreten? Und gelänge es Ihnen, die junge Waise wieder hierher schaffen zu lassen: unter welchem anderen Namen, als ihrem wahren, wäre es möglich, den Schutz Derer anzurufen, die zu demselben berechtigt und verpflichtet? Und weiter: Wenn Sie der Sterbenden die Erfüllung ihrer verzweiflungsvollen Bitte gelobten — und Sie müßten ein Tiger sein, geschähe das nicht — soll Ihr letztes Wort an die Todte eine Lüge gewesen sein? Doch ich gebe es auf, weiter in Sie zu dringen. Erfolgt Anderes, als zu

erwarten ich berechtigt bin, dann — nun, dann sind Sie nicht Das, wofür ich Sie gehalten habe, ich meine kein Mann, in dessen Brust überhaupt noch menschliche Regungen wohnen."

Als hätte die auf seiner Seele ruhende Last sich verzehnfacht, brach Scherben wieder in sich zusammen, und schweigend verfolgten die beiden Männer nunmehr ihren Weg durch die verödeten Straßen. Der Wind stand ihnen entgegen. Heftig traf er sie, wie um bei Eröffnung eines neuen Gespräches die Worte von ihren Lippen fortzuwehen. So gelangten sie allmählig in die Vorstadt hinaus und auf finsteren Wegen in die Nähe der Hütte, in welcher die Todtkranke die Minuten bis zum Eintreffen des Doktors verzweiflungsvoll zählte.

Nachdem dieser seinen Begleiter in den Schatten des Giebels geführt hatte, begab er sich hinein. Sein erster Blick begegnete dem der armen Dulderin. Einen Ausdruck fragender Angst in demselben entdeckend, neigte er sein Haupt zustimmend, dann kehrte er sich dem neben dem Bette sitzenden Mädchen zu.

„Lisette," befahl er streng, „geh' sofort zu Herrn Schierlein. Er erwartet Dich. Sage ihm, er möchte sich beeilen, die Medicin herzustellen. Es mag etwas länger dauern, aber — verstehe mich recht — Du gehst nicht ohne dieselbe fort. Bitte ihn, er möchte Dir ein Glas Wein geben, das erhält Dich munter, und nun fort."

Veronika knixte. Widerspruch zu erheben, verstand sie nicht. Sie kannte nur Gehorchen. Kaum daß sie einen stumpf bedauernden Blick auf die Leidende warf. Hastig

schlang sie ihr großes Tuch um die Schultern und eilfertig verließ sie die Hütte.

Der Doktor lauschte ihr nach. Als ihre Schritte verhallten, kehrte er sich der Kranken zu, die bereits ein Bild des Todes dalag. Unheimlich kontrastirten ihre traurig entstellten Züge zu dem frischen Antlitz der lieblichen Kleinen. Ihre verschwommenen Augen schienen bereits halb erloschen zu sein. Erst als sie mit durch Mutterliebe erhöhtem Scharfsinn freundlichen Trost in dem Blicke des Doktors entdeckte, flackerte es wie ein Hoffnungsschimmer in denselben auf.

„Er kommt?“ flüsterte sie unter sichtbarer Anstrengung.

Der Doktor gab ein zustimmendes Zeichen.

Da seufzte die Kranke tief auf, und das Haupt der Kleinen, die angekleidet auf der Decke lag, mit mattem Griff ihrer Wange nähernd, schluchzte sie krampfhaft.

„Ja, er kommt,“ wiederholte der Doktor, „binnen kurzer Frist steht er vor Ihnen, um nicht von Ihnen zu weichen, bis Ihre Lage sich auf die eine oder die andere Art entschieden hat.“

Wie gegen überschwängliche, unfaßbare Träume ankämpfend, sah die Kranke zu dem Doktor empor. Ein eigenthümliches vergeistigtes Lächeln spielte um ihre farblosen Lippen, indem sie gleichsam hauchte: „Er wird nicht lange zu warten brauchen.“

„Das steht in Gottes Hand,“ hieß es sanft zurück, „trachten Sie nur, sich ein wenig zu beherrschen. Erschrecken Sie auch nicht. Sie werden Ihren Gatten sehr verändert finden. Als Flüchtling war er gezwungen, sich unkenntlich zu machen.“

„Ich bin auf das Aergste vorbereitet — verlieren Sie keine Zeit — oder es wird zu spät. Zuvor richten Sie mich ein wenig auf — es erleichtert mir das Athmen."

Nachdem der Doktor ihren Wunsch erfüllt hatte, entfernte er sich schweigend. Als er in's Freie hinaustrat, stand Scherben vor ihm. Obwohl das Fenster von innen dicht verhangen war, hatte er sich dicht vor demselben aufgestellt. Das Geräusch des Heraustretenden rief ihn von dort fort.

„Gehen Sie hinein," redete der Doktor ihn leise an, bevor er ein Wort hervor zu bringen vermochte, „gehen Sie, gehen Sie und zeigen Sie sich stark. Vermeiden Sie Alles, was zu erschütternd auf die Aermste einwirken kann. Nur noch an einem schwachen Faden hängt ihr Leben. Ich bleibe der Sicherheit wegen hier draußen. Auf ein Zeichen von mir ersteigen Sie die neben der Flurthüre befindliche Leiter."

Schwankenden Schrittes begab Scherben sich auf den engen Flurgang, welcher durch den aus dem Zimmer fallenden Lichtschein matt erhellt wurde. Auf der Schwelle blieb er unwillkürlich stehen. Sein Blick war auf ein Antlitz gefallen, welches jeden vertrauten Zug für ihn verloren hatte. Sogar die großen Augen mit der in ihnen webenden Todesangst erschienen ihm fremd. Wie um sich vor dem Umsinken zu bewahren, lehnte er sich an den Thürpfosten. Eisig rieselte es durch seine Adern. Sein Athem stockte; er meinte sterben zu müssen, zu ersticken unter der furchtbaren Last, welche sich auf seine Seele wälzte. Aus diesem einer Betäubung ähnlichen

Zustande erweckte ihn das muntere Lallen der Kleinen, welchem sich die mit Gewalt hervorgepreßten Worte der Mutter beigesellten: „Hans — ich bin es wirklich — armer Hans — wie müssen wir uns wiedersehen —"

Da lösten sich die ehernen Banden, welche sich um seine Brust gelegt hatten. Laut auf stöhnte er, laut und schmerzlich, als wäre das Leben im Begriff gewesen, den in sich zusammenschauernden Körper zu verlassen. Zu einer Erwiederung fehlten ihm die Worte; aber nach dem Bett schwankte er hinüber, und vor demselben in die Kniee brechend, legte er die Arme um Weib und Kind, und sein Antlitz in die Falten der Decke vergrabend, seufzte und stöhnte er krampfhaft. Minuten verrannen. Therese hatte die Hand auf sein Haupt gelegt. Zwischen hervorquellenden Thränen hindurch betrachtete sie ungläubig das röthliche Haar, dessen braune Fülle mit ihren Händen zu glätten einst ihre Freude gewesen.

Jetzt wurde die Kleine unruhig. Als sie aber in Weinen ausbrach, durchströmte Leben die beiden schweigsamen Gestalten. Scherben richtete sich auf und starrte, während die Mutter dasselbe mit leichter Mühe beschwichtigte, wie seinen Sinnen nicht trauend, auf das holde Kind. Dann sprach sie leise zu dem Gatten, wobei ihre Hand schmeicheln über sein Antlitz glitt.

„Armer Hans — Du bist nicht so schlecht, wie die grausamen Menschen Dich verschrien haben. Tröste Dich, armer Hans; ich liebe Dich heut' nicht weniger, als an dem Tage, an welchem ich die Deine wurde — ja, Hans, das wird Dir ein Trost sein immerdar. Ich habe Dich

gesehen — jetzt kann ich ruhig sterben — Du hingegen wirst mir versprechen, für unser Kind in meinem Sinne zu sorgen —"

„Alles, Alles soll geschehen, wie Du es bestimmst," entwand es sich weheвoll der Brust des tief gebeugten Mannes, „Therese — klammere Dich an das Leben an — wir mögen dennoch wieder vereinigt werden —"

„In dieser Welt nicht," versetzte die Kranke mit unendlich ergebungsvoller Milde, dann zog sie Scherben's Haupt dicht neben ihr Antlitz.

„Meine Stunde ist gekommen," lispelte sie, „ich klage nicht mehr., denn Du bist bei mir. — Halte Dein Ohr dicht an meine Lippen — ich darf mich nicht anstrengen — der leichteste Hustenanfall erstickt mich — und ich habe Dir noch so viel zu sagen. Ich wäre längst todt — hätte die Erwartung mich nicht aufrecht gehalten — und jetzt — das Wiedersehen — ich werde es nicht überleben — ich sterbe in Deinen Armen — guter Hans — weine nicht so sehr; ich ertrage es nicht. — Wir wurden zum Dulden geboren und müssen uns beugen. Ich möchte unser Thereschen noch ein wenig im Auge behalten — sehe also nicht zu Dir auf — betrachte auch Du unser Kind — das gibt Dir Muth — so — und jetzt höre."

Leiser wurde ihre Stimme und unzusammenhängender folgten die mühsam hervorgebrachten Worte auf einander. Doch was die Aermste so lange mit sich herum getragen hatte, ihren letzten Willen, ihr banges Sehnen und Hoffen, das flüsterte sie dem Gatten zu, ohne das Geringste zu übersehen oder zu vergessen. Nur zuweilen fragte sie,

ob er verstanden habe, ob er thun wolle, was sie ihm anempfohlen, ob er ihr nicht zürne wegen der Ursachen, welche sie zu der Bitte um ewige Trennung von seinem eigenen Kinde bewogen hätten. Und auf Alles antwortete Scherben, wie sie es von ihm erwartete, mochte immerhin sein Herz sich vor Jammer zusammen schnüren. Er antwortete, daß nicht der leiseste Zweifel in dem Gemüth der Sterbenden aufsteigen konnte. Er antwortete, daß diese sich mehr und mehr beruhigte, ihre bleichen Züge sich in Zufriedenheit verklärten, die in längeren Zwischenpausen auf einander folgenden Bemerkungen träumerischer klangen, wie gegen tröstlichen Schlummer ankämpfend, ihre Augen zeitweise sich schlossen. Er antwortete aus tiefster, sich qualvoll windender Seele, wie der Doktor es ihm gerathen und, trotz des anfänglichen wilden Auflehnens, vorausgesetzt hatte.

So verrann eine halbe Stunde. Ein mäßiger Hustenanfall, begleitet von tiefem Röcheln, erschütterte die hinfällige Gestalt, dann schwieg sie ganz. Bestürzt starrte Scherben auf das fahle Antlitz. Ein eigenthümlicher Ausdruck stillen Friedens hatte sich um die geöffneten Lippen ausgeprägt. Ein langer, leise röchelnder Athemzug entwand sich denselben, und in seinen Armen hielt er eine Todte.

Einen unsäglich trostlosen Blick warf er um sich. Dann sprang er empor, und hinaus eilend bat er den Doktor, schleunigst einzutreten. Es trug ihn die unbestimmte Hoffnung, daß es gelingen würde, die Todte noch einmal in's Leben zurück zu rufen, ihm eine letzte Ge-

legenheit zu geben, ihre Verzeihung zu erflehen, bei dem Heiligsten zu schwören, ihren Willen heilig zu halten, bis ihm selbst die Augen brechen würden.

„Wie ich voraus sah," sprach der Doktor wehmüthig, und sanft legte er die Hand auf die Stirn der Entschlafenen, „stärker als alle Mittel, sogar als der Tod, erwiesen sich Mutterliebe und Sehnsucht nach Ihnen, oder sie hätte längst erliegen müssen. Die entsetzliche Spannung der letzten Wochen konnte eine bestimmte Zeit nicht überdauern. Das plötzlich erwachte Gefühl der Beruhigung bedingte ihren Heimgang."

Die Hände vor sich gefaltet, die Brauen tief gerunzelt, die Zähne in wildem Schmerz auf einander gepreßt, sah Scherben auf die stille Schläferin nieder. Es mochte ihm das entzückende Bild vorschweben, welches sie damals bot, als sie jauchzenden Herzens mit ihm an den Traualtar trat; dann plötzlich, die Hände gen Himmel streckend und ballend, schlug er die Fäuste auf seine Schläfen.

„Therese, Therese, warum kann ich nicht an Deiner Stelle hier liegen!" keuchte er in seiner Verzweiflung. „Du fandest Ruhe und ungestörten Frieden; ich — ich aber — Dein schreckliches Ende ist meine Schuld! Ich habe Dich gemordet! Mit dem Kainszeichen auf der Stirn muß ich hinfort die Welt durchirren —"

„Ruhig, Mann; fassen Sie sich," fiel der Doktor beschwichtigend ein, und als Scherben, wie geistesabwesend, sich ihm zukehrte, wies er auf das bereits wieder entschlummerte Kind, „was später aus Ihnen wird, sollen Sie nicht heute erwägen. Bedenken Sie Ihre Lage. Jetzt

gilt es, mit dem Kinde von hier zu verschwinden. Eine heilige Aufgabe ist Ihnen zugefallen —"

„Ja, ja," versetzte Scherben hastig, und er schien sich plötzlich alle Umstände zu vergegenwärtigen, unter welchen er die Freiheit erlangte, „ich muß fort," er beugte sich nieder und nahm das traurig entstellte Todtenantlitz zwischen beide Hände. Starr sah er in die halb offenen gebrochenen Augen. „Therese," lispelte er mit ergreifender Innigkeit, „Dein Bild soll mir vorschweben bis zum letzten Athemzuge. Es soll mich führen und leiten auf allen meinen Wegen. Es soll mir Kraft verleihen zu dem Opfer, welches ich Dir angelobte. Schlafe wohl, Du armes zertretenes Wesen, Du getreue Dulderin. Du hast mir verziehen — mehr konntest Du nicht."

Mit seinen Lippen drückte er der Entschlafenen die Augen zu. Heiße Thränen entquollen den seinigen und netzten die erkaltende marmorweiße Stirn.

Schwerfällig richtete er sich auf. Behutsam, wie um die Schlummernde nicht zu wecken, zog er ein Packetchen Briefschaften unter ihrem Kopfkissen hervor, dasselbe in seiner Brusttasche bergend.

„Jetzt bin ich gerüstet," kehrte er sich dem Doktor zu, der ihn ernst beobachtete, „sie schrieb mir meine Wege vor, ich werde ihnen getreulich folgen."

Er hob das Kind auf seinen Arm. Der Doktor, welchem bereits der Boden unter den Füßen brannte, nahm ein zur Hand liegendes Tuch und hüllte die verschlafene Kleine sorgfältig ein. Ein Bündelchen mit den nothdürftigsten Bekleidungsstücken knüpfte er an Scher-

ben's Reisetasche, und sie diesem einhändigend, drängte er ihn der Thüre zu.

Als sie in's Freie hinaus traten, erklärte der Doktor besorgt: „Gerne hätte ich Sie bis zur nächsten Poststation fahren lassen, allein Verrath schläft nie."

„Nein, nein," versetzte Scherben beinah rauh, „über die Nachbarschaft unterrichtete Ihr Freund mich ausgiebig. Zunächst werde ich in Dörfern rasten. Fernere Hilfe würde mich in meinen Bewegungen nur stören. Sobald ich ganz in Sicherheit bin, also auch Ihnen keine Gefahr mehr droht, werde ich Mittel finden, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Einen letzten Gruß von mir senden Sie zu der armen Dulderin in die Erde hinab; dann vergessen Sie mich. Leben Sie wohl. Gott segne Sie und Ihren Freund um der theuren Entschlafenen und der kleinen Waise willen."

Schmerzliche Bewegung drohte ihn zu übermannen. Hastig trat er von dem Doktor fort. Gleich darauf verschwand seine Gestalt schattenähnlich auf dem Pfade, der nach der Landstraße hinüber führte.

Der Doktor athmete tief auf.

„Möge ein gutes Glück ihn auf seinen Wegen begleiten," sprach er in sich hinein, „es wäre ein schlechter Lohn für unsere Opferwilligkeit, hefteten Verfolger sich an seine Fersen. Aber es ist nicht möglich, nach menschlicher Berechnung unmöglich."

Er sah um sich. Der Wind wehte noch immer scharf und kalt; aber der Himmel hatte sich geklärt und in seinen funkelnden Sternenmantel gekleidet. Der zur

schmalen Sichel verkümmerte Mond besaß nur geringe Leuchtkraft; und doch blickte der Doktor zu ihm empor wie zu einen Freunde, welcher einem Heimathlosen die Flucht zu erleichtern trachtete.

Sinnend begab er sich in das Sterbezimmer zurück. Vor die Todte hintretend, betrachtete er sie lange wehmuthsvoll. Trüber wurde sein Blick, bis seine Augen sich endlich ganz umflorten.

„Arme Therese," flüsterte er über die stille Frau hin, „wer hätte jemals geahnt, daß ich Dir dennoch einmal näher treten würde."

Er legte die Hand auf ihre bleiche Stirne, und unbewußt kleidete er seine schmerzlichen Betrachtungen wieder in Worte: „Schlafe wohl, Du arme Dulderin. Ein hoher Preis stand auf Deinem letzten Trost, und dennoch — wie erscheint er mir jetzt klein und nichtig."

Leise trat er zurück. Nachdem er sich von der Sicherheit des Ofens überzeugt hatte, löschte er die Lampe aus. Gleich darauf befand er sich im Freien. Die Hausthüre hinter sich abschließend, begab er sich zu seinem Freunde Schierling, um ihm die Kunde von den jüngsten Ereignissen zu überbringen.

Veronika wurde erst nach Tagesanbruch zu ihrer todten Herrin geschickt. Sie traf daselbst mit dem Doktor wieder zusammen, der in Begleitung einer Leichenfrau gekommen war und die erforderlichen Schritte zur Beerdigung einleitete.

Am zweiten darauf folgenden Tage wurde die Heimgegangene in ihr Grab gesenkt. Ihre geringen Habselig-

keilen fielen dem Besitzer der Hütte für kleine Schuld-forderungen zu. Für die übrigen Kosten trat der Doktor ein, und so glich der kleine Leichenzug am wenigsten einem von der Armenverwaltung gestellten. Hinter dem von acht Leichenträgern mit den üblichen Trauermienen begleiteten schwarz verhangenen Todtenwagen folgten in des Doktors Kutsche der Doktor, ein Geistlicher und Schierling, Letzterer mit hohem schwarzen Cylinderhut, der zu seinem gekrümmten Nacken mindestens ebenso gut paßte, wie der Deckel eines Bierkruges auf eine seiner Giftphiolen. Außerdem befand sich in dem Wagen Veronika, der, sie wußte selber nicht recht woher sie kamen, erbsengroße Zähren über die dicken rothen Wangen rollten. Nachdem der Geistliche seines Amtes gewaltet, und trübe Blicke die in die Gruft hinabrollende Erde eine Weile überwacht hatten, wechselte der Doktor noch einige Worte mit dem Inspektor rücksichtlich der Ausschmückung des Grabhügels. Dann ging es heimwärts; Veronika lachenden Antlitzes, weil sie von jetzt ab als Lisette Hausgenossin Schierling's und der von ihr mit ehrerbietiger Scheu betrachteten Skelette werden sollte. —

Siebentes Kapitel.

Die Zwillingshäuschen.

Eine kleine Stadt ist es, klein und alterthümlich und mit einer Einwohnerzahl von fünf- bis sechstausend Seelen. Sie liegt in der norddeutschen Ebene, umringt von fruchtbaren Gefilden und in der weiteren Nachbarschaft von

wohlbestandenen Forsten. Braunroth erhebt sie sich mit ihren Ziegeldächern, einigen von Wachtthürmen überragten Mauerresten aus verschollenen Zeiten, den beiden griesgrämig dareinschauenden Kirchthürmen und dem ebenfalls anspruchslos bethürmten Rathhause. Was die Obstbäume der sie umkränzenden Gärten und die auf dem einstigen Stadtwall angelegte Lindenallee dem Auge entziehen und nicht entziehen, ist im Allgemeinen krümm, schief und unregelmäßig: die Straßen wie die bejahrteren Häuser und der Marktplatz. Sogar die Linien der hoch hinaufragenden braunrothen Kirchthürme rufen den Eindruck hervor, als hätte man bei deren Erbauung geschwankt, ob eine Art Schraubenform nicht jeder anderen landesüblichen Architektur vorzuziehen sei.

Aehnliche äußere Eigenschaften hätte man einer älteren mittelgroßen Frauengestalt zuschreiben mögen, die seit einer langen Reihe von Jahren Jedem in der Stadt, Jung wie Alt, eine vertraute Erscheinung war. Jeder schwor darauf, daß sie in den letzten fünfundzwanzig Jahren, abgesehen von einem wachsenden Vorrath von Runzeln, sich gar nicht verändert habe. Wie damals war sie auch heute noch sicher und würdevoll in Haltung und Bewegungen; wie damals trug sie auch heute einen etwas schlotterigen dunkelfarbigen Rock; wie damals Sommer und Winter ein großes, schwarz und grau gewürfeltes Umschlagetuch, welches in seinem seltsamen Faltenwurf an phantastisch bekleidete Kreuze erinnerte, wie solche zum Schrecken der Sperlinge in Gerstenfeldern errichtet werden. Wie damals auch eine blendend weiße

Haube mit schmaler Rüsche und darüber einen altmodischen schwarzseidenen Hut mit unendlich weit vorspringendem Schirmdach. Im Uebrigen sah man sie, wenn sie zur Stadt kam, was dreimal die Woche geschah, nie anders, als mit einer beutelartigen Ledertasche am linken Arm einherschreiten, zu welcher bei gutem Wetter in der rechten Hand sich ein verschossener, halbseidener grüner Sonnenschirm gesellte, bei trübem Himmel dagegen ein nicht minder verblichener, ursprünglich knallrother Regenschirm von respektablem Umfange. Ihr noch immer volles Gesicht war allerdings im Laufe der Zeiten gewelkt, das hinderte indessen nicht, daß ihre blauen Augen nach wie vor mit jugendlicher Lebhaftigkeit und beinahe stechender Schärfe blickten, und die hübsch geformte Nase wie der Schnitt des Mundes und zwei Reihen tadelloser weißer Zähne von früheren Reizen verständlich erzählten. Wenn die Kinder sie auf Grund ihres seltsamen Wesens mit der märchenhaften Alten im Pfefferkuchenhäuschen verglichen, so hatte das eine gewisse Berechtigung; weniger dagegen die Bezeichnung „Frau Pfläſterchen", zu welcher man ihren ehrlichen Namen „Blister" und demnächst „Blisterchen" verunstaltet hatte. Trotzdem begrüßte Jeder, der ihr begegnete, sie mit einer gewissen Achtung, obwohl sie selbst nur durch eigenthümlich würdevolles, nach vornehmem Muster ausgebildetes Neigen ihres dachförmigen Hutes antwortete.

Was man von ihr wußte, war nur wenig. Vor vielen, vielen Jahren war sie eines Tages zum ersten Male als junges frisches Weib in der Stadt erschienen,

um kleine Einkäufe zu besorgen. Dann erfuhr man, daß sie auf dem nur zwanzig Minuten von der Stadt gelegenen Landsitz des dort hineingeheiratheten Barons v. Scherben als Amme des erstgeborenen Sohnes zugezogen sei. Leider starb die Mutter, bevor das Kind sein viertes Jahr vollendete. Der Vater, welchem es auf dem stillen Landsitz zu einsam geworden sein mochte, vielleicht auch im Verdruß, weil ihm die freie Verfügung über den „Hof", wie der alte Edelsitz weit und breit hieß, laut testamentarischer Bestimmung entzogen worden, blieb nur bis kurz vor seiner zweiten Verheirathung dort, dann siedelte er nach der Hauptstadt über. Für Frau Gertrud Blister war dies Ursache, sich von ihrem geliebten Pflegling zu trennen, zumal Niemand sie aufforderte, denselben nach der Stadt zu begleiten. Man verzieh ihr offenbar nie, daß sie das Vertrauen der verstorbenen jungen Frau in vollstem Maße besessen hatte und von dieser in alle Familienverhältnisse tiefer eingeweiht worden war, als es wünschenswerth erschien. Man mochte ahnen, daß die Sorge um ihr bald mutterloses Kind dabei maßgebend gewesen, zumal nach ihrem Tode sich erwies, daß sie als unumschränkte Besitzerin des Erbes ihrer Väter von dem ihr zustehenden Rechte Gebrauch gemacht und die beiden die Einfahrt in den Park begrenzenden kleinen massiven Häuser der schon damals verwittweten Gertrud Blister auf Lebenszeit zur freien Benutzung übermacht hatte. Dafür übernahm diese die Verpflichtung, zu Zeiten, in welchen der Hof unbewohnt stand, des Amtes einer Art Kastellanin zu walten und ein wenig zum Rechten zu sehen.

Diese Zeiten hatten sich indessen schon über mehr als dreißig Jahre ausgedehnt, und wenn die ihren Tod ahnende junge Mutter davon ausging, daß ihres Sohnes Anhänglichkeit an seine alte Amme ihn immer wieder zu derselben hinführen würde, um mit aufrichtigem mütterlichen Rath versehen zu werden, so hatte sie sich bitter getäuscht. Nur selten, und dann im verlockenden Spätsommer, kam der Baron mit seiner zweiten Frau, deren Sohn Joachim und Hans, seinem Aeltesten und früheren Pflegling der Frau Blister, dorthin, um indessen nach kurzer Zeit wieder in die Hauptstadt zurück zu kehren. Diese wenigen Tage genügten indessen, Gertrud Blister zu überzeugen, daß ihrem Pflegling bei der Stiefmutter kein glückliches Loos beschieden war und diese es verstanden hatte, auch dessen Vater zu Gunsten ihres eigenen Sohnes gegen ihn einzunehmen. Die nächste Folge hiervon war, daß der vertrauliche Verkehr zwischen der früheren Amme und ihrem Liebling streng überwacht wurde und sich daher auf nur wenige heimliche Gelegenheiten beschränkte.

Die Besuche des Barons auf dem Hofe wurden allmählig in demselben Maße seltener, in welchem die Baulichkeiten vermorschten, sein Sohn Hans verbitterte und sich mehr und mehr als Eigenthümer desselben fühlte. Auf alle Fälle geschah nichts, den alten Sitz auch nur einigermaßen vor Verfall zu bewahren. Und doch bot er eine Stätte, die unter mäßigen Geldopfern in ein kleines Paradies hätte verwandelt werden können.

Der Eingang in den die Landstraße beinahe begren-

zenden fest eingefriedigten Park wurde durch ein breites Gitterthor von geschmiedetem, mit einer dicken Rostlage überzogenen Eisen verschlossen gehalten. In dem Häuschen links von demselben, dessen Thür und zwei Fenster sich auf die Landstraße öffneten, wohnte Gertrud Blister. In dem anderen dagegen, an welches eine geräumige Werkstatt nebst Esse, Stallung für eine Kuh, Schweine und Hühner, wie ein kleiner Schuppen angebaut worden waren, trieb seit etwa zehn Jahren ein Grobschmied sein Wesen. An ihn hatte Blisterchen, wie sie sich von Freunden gerne nennen hörte, dies bescheidene Heimwesen vermiethet, und so galten für den Schmied dieselben Bedingungen, wie für seine Vermietherin, so lange er eben gute Nachbarschaft mit ihr hielt. Beide konnten nicht vertrieben werden, nicht einmal durch den Baron Hans, den eigentlichen Besitzer.

Von dem Thorwege aus führte eine breite Allee prachtvoller, mehrere hundert Jahre alter Kastanienbäume nach dem etwa acht Minuten mäßigen Einherschreitens entfernten Hofe. Andere Wege zweigten sich hier und da ab, und diesen folgend bewegte man sich bald über Wiesenflächen, bald durch dichtbestandenes Gehölz einher. Wege und Pfade waren indessen mehr oder minder zugewuchert, kaum daß in der Hauptallee, begünstigt durch den der Vegetation feindlichen Schatten, dem überhand nehmenden Graswuchs einigermaßen gesteuert wurde.

Und so trug auch der Park trotz seiner schönen Waldriesen und malerischen Haine einen eigenthümlich melancholischen Charakter der Verwahrlosung und des Verfalls,

welchen sogar die scheidende Sonne eines klaren Oktobertages nicht zu mildern vermochte. Wohl erglühten die herbstlich gelben und braunen Flächen hier und da unter den sie suchenden röthlichen Strahlen, allein sie erinnerten an's Sterben, zumal zahlreiche todte Blätter, große und kleine, durch die jüngsten Regenströme den Wipfeln entführt, auf Wegen und Rasenflächen zerstreut umherlagen, um daselbst ungestört zu verwittern und zu verwesen. Doppelt munter ertönten dafür in der Schmiedewerkstatt die Schläge zweier schwerer Hämmer, welche das ganze Gebäude förmlich erbeben machten, und eines leichten, der mit seinem hellen Klingen gewissermaßen den Takt regelte. Hin und wieder rastete auch der eine schwere Hammer, und dann wurde das Fauchen und Aechzen laut, mit welchem unter den Händen des Lehrburschen der Blasebalg in die Kohlengluth hineinschnob.

Der Meister Kunibertus Velten, eine rußige Cyklopengestalt, schob eine auf dem Ambos erkaltende noch unfertige Pflugschaar in das Feuer zurück, zog eine andere, weißlich glühende hervor, und auf's Neue erdröhnten die Schläge, sprühten die Funken und klang der Ambos, als hätte es gegolten, noch vor Einbruch der Nacht ein ganzes Gutsinventar herzustellen.

Anscheinend überwacht wurde die Arbeit von zwei ruhigen hellblauen Augen, und die gehörten keiner Anderen, als Gertrud Blister. Auf einem hohen dreibeinigen Schemel und auf einer Stelle, wo die Hammerschlagfunken sie nicht erreichten, saß sie, die Füße auf einer der die Schemelbeine haltenden Querlatten rastend, die Ellen-

bogen auf die Kniee, das Haupt auf beide Hände gestützt. Dort hatte sie unzählige Male gesessen, die Blicke regungslos auf die Kohlengluth gerichtet, die abwechselnd schlanke Stichflammen emporsendete, unter der Einwirkung des mittelst eines Quastes darüber hingespritzten Wassers zischend erblindete, oder, wenn mit neuen Kohlen genährt, bläuliche Lichter oberhalb derselben tanzen ließ. Meister Kunibertus wie Geselle und Lehrbursche kannten ihre Gewohnheit, und so wagte denn auch Niemand, sie in ihren Betrachtungen zu stören oder gar durch ein loses Wort sie zu vertreiben. An dem heutigen Abend schien sie besonders tief in Gedanken versunken zu sein, und wer nur verstanden hätte, durch die ernsten blauen Augen in ihrer Seele zu lesen, der würde nach den ersten Blicken mitleidig das Haupt geneigt haben und leise davon geschlichen sein.

Als Mädchen sah sie sich, als munteres, junges Ding, und mit einem Aeußeren, an welchem die Dorfburschen meinten, sich nicht satt sehen zu können. Sie sah sich die Hände bei der Arbeit ebenso flink rühren, wie die Füße auf dem Tanzplatz. Sie sah sich in den Armen eines rechtschaffenen Schmiedegesellen, seine aufrichtigen Schwüre ewiger Liebe und Treue ebenso aufrichtig erwiedernd, und endlich mit ihm vor den Traualtar hintreten. Doch ob damals ihr Herz jauchzte: die Vergegenwärtigung jener glücklichen Bilder vermochte ihrem ruhigen, farblosen Antlitz keinen Widerschein mehr zu entlocken. Und wie wäre das möglich gewesen! Denn die Tage ihres höchsten Glückes bildeten zugleich die

Grenze, auf deren anderer Seite sich nur noch Kummer und Herzeleid endlos ausdehnten. Einem Töchterchen gab sie das Leben, und erst wenige Tage hatte sie sich an dessen Anblick geweidet, als dessen Vater ihr durch einen Unglücksfall auf immer entrissen wurde. Ein verhängnißvoller Schlag war es, um so verhängnißvoller, weil sie als junge Anfänger noch gezwungen gewesen, von der Hand in den Mund zu leben. Doch zum Verzweifeln blieb ihr keine Zeit und zum Schwersten mußte sie sich in ihrer Noth entschließen. Ihr eigen Kind gab sie guten Leuten in Pflege, während sie an dem Erstgeborenen des Barons v. Scherben Mutterpflichten erfüllte. Später, nachdem sie vereinsamte, nahm sie ihre Tochter wohl zu sich, doch nur auf so lange, bis diese kräftig genug war, unter fremden Leuten ihr Brod zu verdienen. Auch sie war eine stattliche Person geworden, und da konnte es nicht überraschen, daß die Dorfburschen sich um sie bewarben und jeder einzelne nach ihrem Besitz strebte. Nach kurzem Schwanken fiel ihre Wahl auf einen Mann, der sich weniger durch einnehmendes Aeußere und Fleiß auszeichnete, als durch Jähzorn und Rauflustigkeit. Aber er war Soldat gewesen, hatte sich Manieren angeeignet, welche sie bestachen. Trotz aller Warnungen von Fremden wie von der eigenen Mutter wurde sie seine Frau, und damit war ihr Loos besiegelt. Die bösen Eigenschaften, welche ihr Mann bisher nur im Verkehr mit Anderen offenbarte, kamen nur zu bald auch ihr gegenüber zum Ausbruch. Die Leute wollten sogar behaupten, daß sie den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt gewesen sei, und

es konnte daher nicht Wunder nehmen, daß sie mit ihrem kaum geborenen Kindchen in denselben Sarg gebettet wurde.

Für sie sei es das Beste gewesen, sagten darauf die Leute, sogar ihre eigene Mutter blutenden Herzens. Von Galle aber, dem elenden Wittwer, wendeten sich Alle in Verachtung ab, daß ihm unheimlich im Dorfe wurde und er davon ging, um ein unstetes, bettelhaftes Wanderleben zu führen. Nur zu seiner Schwiegermutter führte ihn zuweilen der Weg, um sie in Kontribution zu setzen, und diese gab, obwohl sie in ihm den Mörder ihrer Tochter erblickte, mit vollen Händen, und zwar nur, um sich seiner schleunigst wieder zu entledigen. Da hieß es eines Tages, daß Galle wegen Meineides und Diebstahls auf drei Jahre in's Zuchthaus gewandert sei, und es mußte wohl begründet gewesen sein, denn Gertrud Blister blieb in der That drei Jahre von seinen Besuchen verschont. Dann aber erschien er plötzlich eines Tages wieder, und zwar in einer Weise verändert und heruntergekommen, daß sie sich vor ihm entsetzte.

Und wiederum unterstützte sie ihn reichlich um den Preis, nicht in seiner Gesellschaft gesehen zu werden. Er dagegen erkannte den Vortheil, welchen er durch sein räuberartiges Aeußere über sie gewonnen hatte, und seine Erpressungen wiederholten sich in einer Weise, daß sie sich endlich zu einem größeren Geldopfer entschloß, um ihm die Auswanderung nach einem überseeischen Lande zu ermöglichen. Er versprach das Beste, dachte indessen an nichts weniger, als sich von einer Quelle zu entfernen,

aus welcher er glaubte, sein Leben lang schöpfen zu können. Doch bevor er seine Erpressungsversuche erneuerte, drang die Kunde zu Gertrud Blister's Ohren, daß er wegen Straßenraubes zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Seitdem hatte sie in Ruhe und Frieden gelebt; denn über das, was an ihrem alternden Herzen nagte, redete sie zu Niemand, nicht einmal zu Kunibertus und dessen Frau, an welchen sie doch mit einer aufrichtigen Freundschaft hing. So betrachtete sie auch deren zehnjährigen Sohn gewissermaßen als den ihrigen, und als Kunibertus sich dazu entschloß, aus seinem Einzigen einen hochgebildeten Lateiner erziehen zu lassen und ihn zu solchem Zweck auf die Wochentage zu einem Lehrer in der Stadt gab, da unterstützte sie ihn mit Geld zur Deckung der daraus erwachsenden Kosten.

Ja, derartige Bilder und Ereignisse las Frau Gertrud aus dem Schmiedefeuer, wie ein solches einst auf ihrer eigenen Esse gebrannt hatte. Doch mochte ihr vorschweben, was da wollte, auf ihrem ruhigen Antlitz machte sich nicht die leiseste Wandlung bemerkbar. Das Dröhnen und Klingen der Hämmer, das Fauchen und Aechzen des Blasebalgs, das Zischen der gepeitschten Gluth, sie schien es nicht zu hören, nicht zu sehen die Funken, die nach allen Richtungen umhersprühten. Selbst für das Entrinnen der Zeit schien sie empfindungslos geworden zu sein; denn als die Sonne längst hinter dem Park in die herbstlichen Stoppelfelder hinab getaucht war und die Sterne auf die schwarze Landschaft niederfunkelten, saß sie noch immer auf ihrem Schemel still und regungslos. Man hätte sie

mit einem unter Kunibertus Händen hervorgegangenen Werkstück vergleichen mögen.

Da tönte eine helle Stimme durch die Thüre herein, und als Frau Gertrud Blister aufsah, erblickte sie auf der Schwelle, von dem Feuer grell beleuchtet, eine kräftige Frau im ländlich einfachen Anzuge, die Hände auf die Hüften gestützt, auf dem hübschen braunäugigen Antlitz den Ausdruck heiterer Zufriedenheit.

„Feierabend!" hieß es da laut genug, um das Geräusch der wuchtigen Hämmer zu übertönen, „Feierabend! Die Kartoffeln sind gar und brauchen nur aufgetragen zu werden! Häring und Butter stehen auf dem Tisch, auch gebratene Speckwürfel und Zwiebel! Der Bierkrug ist frisch gefüllt!"

„Feierabend," wiederholte Kunibertus, und seinem Beispiel folgend, stellte der Geselle den Hammer zur Seite, während der Lehrbursche flink aufzuräumen begann.

Der Meister schob die schirmlose Soldatenmütze weit nach dem mit buschigem braunen Haar bedeckten Hinterkopf hinauf, zog hinter dem Latz des brettartigen Schurzfells ein roth geblümtes Tuch hervor, wischte den Schweiß von der rußigen Stirn und demnächst über den kurzen schwarzen Vollbart, worauf er seiner Frau einen freundlichen Blick zuwarf.

„Recht so, Marie!" rief er der stattlichen Meisterin zu, „Feierabend hat Gott gemacht; die Arbeit hat der Deibel erdacht."

„Das merkt man Dir nicht an," hieß es munter zurück, „oder Du hättest dem Teufelswerk früher ein Ende

gemacht. Aber schnell herein jetzt, oder die Kartoffeln platzen aus den Schalen. Blisterchen, Sie sind doch unser Gast heute? Ein rogener Häring ist dabei, der ist für Sie."

Die Alte war von dem Schemel gestiegen und schritt, die Hände unterhalb der Brust über einander gelegt, mit der ihr eigenthümlichen ruhigen Würde dem Ausgange zu. Als sie neben Kunibertus eintraf, wiederholte dieser die Einladung seiner Frau, fügte aber listig mit den Augen blinzelnd hinzu: „Und ich gebe ein Liqueurchen zum Besten, echten Pfeffermünz."

Blisterchen blieb stehen und richtete ihre auffällig klugen Augen auf des Meisters geschwärztes Antlitz. Um ihre Lippen spielte der Anflug eines gutmüthigen Lächelns, indem sie fragte: „Wann sahen Sie mich je einen Liqueur trinken?"

„Eben darum, Blisterchen," hieß es zutraulich zurück, und krachend fiel das schwere Schurzfell über den Ambos, „ja, eben d'rum, weil ich Sie zum ersten Mal Einen trinken sehen möchte."

Das Lächeln um die Lippen der Alten gelangte etwas schärfer zum Ausdruck.

„Da mögen Sie lange warten," bemerkte sie im Davonschreiten, „aber trinken Sie selber Einen für mich mit," und zu der Frau Meisterin, vor der sie eingetroffen war: „Du kennst ja meine Gewohnheit, und davon gehe ich nicht ab."

Sie reichte ihr die Hand zum Abschied, und über die Schwelle tretend, rief sie in die Werkstatt hinein: „Gute Nacht, Meister Kunibertus, gute Nacht zu Euch Allen."

„Gute Nacht, Blisterchen; geruhsame Nacht, Frau Blister!“ schallte es ihr nach, und die Hände wieder über einander gelegt, schritt sie langsam an dem Gitterthore vorüber. Vor der Thüre ihres Häuschens blieb sie stehen; erst nachdem sie einen langen Blick über den sternenbesäeten Himmel hingesandt hatte, trat sie ein; dann ertönte das Geräusch, mit welchem sie die Thüre hinter sich abschloß.

„Das mit dem Pfeffermünz wird sie Dir verübelt haben,“ meinte die Meisterin zu ihrem Eheherrn, der in demselben Augenblick die Schmiede verließ, während Geselle und Lehrbursche oberhalb eines gefüllten Wassereimers Gesicht und Hände säuberten.

„Die?“ fragte Kunibertus lachend, „die ist so klug, wie drei lateinische Kandidaten zusammen genommen; die braucht nur den Ton von 'ner Stimme zu hören, und sie weiß, ob guter oder böser Wille dahinter steckt.“

Sie traten in's Haus. Geselle und Lehrbursche folgten etwas später nach. Dann lagen die beiden Zwillingshäuser und deren Umgebung still. Nur aus den bewaldeten Theilen des Parkes und den alten Baulichkeiten des Hofes drangen der schrille Ruf eines Käuzchens und das geisterhafte Lachen der Schleiereulen herüber.

Frau Gertrud Blister hatte unterdessen die Lampe angezündet und die Fensterladen geschlossen, und als habe sie Alles, was ihr Gemüth beschwerte, dem Schmiedefeuer aufgebürdet gehabt, um es folgenden Tages erst durch den Blasebalg neu beleben zu lassen, bewegte sie sich eilfertig und gewandt hin und her. Lebhaft, wie forschend, ob es in dem peinlich sauber gehaltenen Raume nichts zu ordnen

gebe, wanderten ihre scharfen Blicke im Kreise. Sie schweiften über den schwarzen Kachelofen hin, in dessen Röhre eine Kanne Kaffee warm gehalten wurde, über den mit bunter Wachsleinwand gedeckten Tisch unterhalb des langen Holzrahmspiegels zwischen den beiden Fenstern, über den neben demselben stehenden lederbezogenen Sorgenstuhl und ein ähnliches alterthümliches Sopha mit steilen Seitenlehnen; über eine alte Rococokommode und einen Schrank neueren Musters, wie über die sonstige Möbeleinrichtung, welche von großer Anspruchslosigkeit zeugte. Auch der heiser tickenden Schwarzwälder Uhr schenkte sie einen prüfenden Blick, wie mehreren vergilbten Lithographien in erblindeten schwarzen Rahmen, dem mit Flachs versehenen Spinnrad und endlich dem kattunenen Vorhang, welcher als Thüre das Hinterzimmer, ihr Schlafgemach, von dem Wohnzimmer schied. Alles war in bester Ordnung, nirgend bot sich Gelegenheit, ihre an Regsamkeit gewöhnten Hände walten zu lassen, und jetzt erst trug sie ihr aus Kaffee, Brod und Butter bestehendes Abendessen auf. Nach Beendigung des bescheidenen Mahles und Beseitigung des Geschirres zog sie das Spinnrad vor sich hin, und wie zuvor das Schmiedefeuer, so beobachtete sie jetzt den feinen Faden, der zwischen ihren Fingern hindurch seinen Weg auf die Spuhle fand. Das Spinnrad schnurrte, die Wanduhr tickte; sonst war kein Geräusch vernehmbar, weder im Hause noch draußen in dessen Umgebung. Geselle und Lehrbursche hatten sich ja längst zur Stadt begeben, wo sie in Schlafstelle lagen. Auch Kunibertus und seine fröhliche bessere Hälfte mochten nach des Tages Last

und Arbeit sich bereits zur Ruhe verfügt haben; in dem Schmiedehause war wenigstens nirgends Lichtschimmer bemerkbar.

Das Spinnrad schnurrte, die Wanduhr tickte. Mit gleichsam eherner Ruhe sah Frau Gertrud Blister auf den entstehenden Faden nieder. Zugleich zählte sie die Schläge, mit welchen der ausgehobene Hammer der Uhr den Beginn einer neuen Stunde verkündete.

„Neun," sprach sie vernehmlich vor sich hin, und bedachtsam schob sie das Rad zur Seite, als es behutsam an den Fensterladen klopfte.

Blisterchen erschrak. Gehörte es doch zu den größten Seltenheiten, daß um diese Zeit Jemand störte. Sie war daher in einem Maße überrascht, daß sie regungslos sitzen blieb, und bevor sie erwogen hatte, wer noch so spät Einlaß begehren könne, klopfte es zum zweiten Mal, jetzt aber in einem Takte, der ihr wohl noch aus alten Zeiten erinnerlich sein mochte, denn tödtlich erbleichend sank sie auf ihrem Lehnstuhl zurück. Neuer Schrecken schien sie förmlich gelähmt zu haben.

Erst als das rhythmische Klopfen sich abermals wiederholte, belebte ihre eben noch zusammengebrochene Gestalt sich wieder. Hastig erhob sie sich; die zitternde Hand der nächsten Scheibe nähernd, pochte sie in demselben Takte, und schwankenden Schrittes begab sie sich auf den finsteren Flurgang hinaus. Als unter ihren vorsichtigen Griffen die Thüre sich öffnete, stand ein dicht verhüllter Mann vor ihr.

„Hans," seufzte sie mit unsäglich schmerzlichem Aus-

druck, „es kann kein Anderer sein, als Du — Hans — Gott segne Dich, Du hast das alte Klopfen nicht vergessen.“

„Ja, Blisterchen, ich bin es selbst,“ raunte Scherben ihr geheimnißvoll zu, indem er sich zu seiner alten Amme hereindrängte, „doch schließe hinter mir ab — um Gottes willen, Blisterchen, verschließe die Thüre, zu Dir kommt ein elender Flüchtling.“

Die letzten mit unverkennbarer Todesangst ausgestoßenen Worte rüttelten die Alte gleichsam wach und gaben ihr die volle Ueberlegung zurück. Sie versicherte die Thüre, und Scherben's Arm ergreifend, zog sie ihn mit sich fort dem offenen Zimmer zu.

„Ich wußte, daß ich mein Kind noch einmal wiedersehen würde,“ sprach sie gedämpft vor sich hin, und tiefe Bewegung offenbarte sich in ihrer zitternden Stimme, „Hans, mein armer Hans — wie haben die Menschen sich an Dir versündigt. Gelogen haben sie — kein Wort glaube ich von Allem, was sie über Dich redeten. Hans — mein armer Hans —“

Sie waren in das Zimmer eingetreten, wo das Licht der Lampe Scherben voll traf. Von Jammer und Zärtlichkeit überwältigt, wollte sie die Arme um seinen Hals schlingen, schrak aber zurück, als er ihr wehrte und sie in sein todtenbleiches, gänzlich verändertes Antlitz sah.

„Und dennoch bin ich es selber,“ beruhigte Scherben erschüttert, und argwöhnisch spähte er um sich, „ich selber, gutes Blisterchen — wir sind doch allein? Nun ja, Blisterchen, die größte Vorsicht muß ich beobachten, und

wenn ich jetzt frei bin, so ist's eine Freiheit, die sich nur wenig von den Qualen einer strengen Haft unterscheidet. Nicht doch, Blisterchen, betrachte mich nicht so schrecklich jammervoll; mein Herz ist ohnehin gebrochen. Ich bin wie ein gehetztes Wild, und je eher mich der Tod ereilt, um so lieber soll es mir sein," und das verhüllende Tuch von der auf seinem rechten Arme ruhenden Bürde zurückschlagend, reichte er der bestürzten Alten sein schlummerndes Kind.

„Hans — Dein eigen Töchterchen —" entwand es sich Gertrud's Lippen, indem sie das Kind mechanisch in Empfang nahm.

„Ja, meine verwaiste Tochter," bestätigte Hans einfallend, und mächtig kämpfte er gegen das ihn beinahe übermannende Weh, „das einzige Vermächtniß meiner todten Therese. Dir sollte ich sie bringen. Das geschah jetzt. Meine Aufgabe ist gelöst, und noch in dieser Stunde scheide ich auf Nimmerwiedersehen. So lautet ihr Gebot, und sie hat verdient, daß ich mein Versprechen halte."

Blisterchen, förmlich verwirrt durch die sich überstürzenden verhängnißvollen Mittheilungen, hatte sich niedergesetzt und begann das Kind der Hüllen vollständig zu entkleiden. Als dieses aber, von der Alten unter hervorbrechenden Thränen zärtlich geküßt, schlaftrunken um sich sah, rieth Scherben dringend, es nicht ganz zu ermuntern, sondern warm zu betten. Er berief sich auf die Gefahr, welche mit seinem etwaigen Weinen verbunden; und erst nachdem Blisterchen mit rührender Sorgfalt die Kleine auf dem Sopha untergebracht hatte und neben dem Tisch

auf einen Stuhl gesunken war, ließ Scherben, sichtbar zum Tode erschöpft, auf ihre Einladung sich ihr gegenüber auf den Lehnstuhl nieder.

„Ja, Blisterchen," hob er nach einer kurzen Pause an während die Blicke der Alten, wie ihren Sinnen nicht trauend, an dem einst so männlich schönen Antlitz hingen, „ich will fort, noch in dieser Stunde. Längst wäre ich draußen auf dem Meere, hätte ich nicht zuvor hierher gemußt. Du kanntest meine arme Frau. Nur zweimal sah sie Dich in ihren noch hoffnungsreichen Tagen, und das genügte, ein unendliches Vertrauen zu Dir zu gewinnen. Sie nannte Dich den guten Geist unseres Hauses und forderte mich auf, mit ihren letzten Grüßen unser Kind Dir selbst zu überbringen. Und so bittet sie Dich aus ihrem Grabe durch meinen Mund, daß Du es nie aus den Augen lassen möchtest. Aber noch eine andere Aufgabe, eine weit schwerere fällt Dir zu. Um Dir indessen dieselbe verständlich zu machen, muß ich viel voraufschicken. Ich muß Dir schildern, wie ich die Freiheit gewann; schildern das Wiedersehen mit der sterbenden Therese, die Angst und Noth, welche es mich kostete, ohne Aufsehen zu erregen, mit der Kleinen hierher zu kommen. Doch der gute Engel, welcher mein Töchterchen überwachte, beschützte auch mich. Nur Fahrposten benutzend, gelangte ich ohne jede Nachfrage von Ort zu Ort. Höchstens, daß man in den Dorfkrügen, wo ich übernachtete, Mitleid mit einem trauernden Wittwer offenbarte, der sein Kind Verwandten zutrug, und ihm hilfreich zur Hand ging. Die letzte Poststation verließ ich bei Ein-

bruch der Dunkelheit, um die Stadt nicht zu berühren, zu Fuß, und so glückte es mir, von Niemand bemerkt Dein Häuschen zu erreichen. Ebenso wenig auffällig muß ich von hier verschwinden. Kein Mensch darf ahnen, daß überhaupt Jemand bei Dir gewesen."

Wiederum spähte er argwöhnisch um sich.

„Schließen Laden und Vorhänge dicht?" fragte er gedämpft.

„Dicht, mein armes Kind," betheuerte Blisterchen klagend, ihren Gast fortgesetzt betrachtend, als hätte sie in seinen Zügen vergeblich nach untrüglichen Erkennungszeichen gesucht, „Alles dicht und sicher. Ich liebe nicht, daß Vorübergehende mir Abends in die Fenster schauen. Wie's mir ergeht und was ich treibe, kümmert, außer den Schmiedsleuten, keinen Menschen der Welt."

Da neigte Scherben sich seiner alten Amme zu, und deren Hand ergreifend und festhaltend, sprach er zu ihr, als wäre sie seine wirkliche Mutter gewesen. Von alten Zeiten erzählt er und von neuen. Anklagen erhob er gegen sich, Segnungen schüttete er über Andere aus. Nur Namen nannte er nicht, wie er die eigentliche Art seines Entkommens sorgfältig verheimlichte. Bald zitterte seine Stimme vor Jammer und Wehmuth, bald wieder sprach er gepreßt, wie Ausbrüche des Zornes und des Hasses gewaltsam zurückhaltend. Blisterchen dagegen lauschte aufmerksam, während ihr ehrliches altes Herz sich vor Jammer zusammen krampfte. Die Empfindungen aber, welche sich in dem Wesen ihres einstigen Pflegekindes offenbarten, die spiegelten sich in ihrem farblosen Antlitz, in den licht-

blauen Augen, die immer und immer wieder sich mit Thränen füllten, um demnächst mit dem Rücken der arbeitgewohnten Hand geklärt zu werden.

Achtes Kapitel.

Das einsame Nachtquartier.

Eine Stunde und darüber hatte Scherben zu seiner alten Pflegerin gesprochen, während die Blicke Beider immer wieder das rosige Antlitz der sanft schlummernden Kleinen suchten.

„Du weißt jetzt Alles,“ schloß er nunmehr, „kennst die Gründe, welche meine arme Therese zu der Bitte an Dich bewogen, die ich, ob mir bei dem Gedanken daran auch das Herz brechen möchte, aus vollem Herzen billige. Und so frage ich Dich, Blisterchen, willst Du so handeln, daß Du dereinst —“

„Frage nicht, Hans,“ fiel die Alte beinahe ungeduldig ein, „Dein und Deiner seligen Frau Kind hast Du mir gebracht; ich nehme es in meine Obhut, und Denjenigen will ich sehen, der im Stande, mit glühenden Zangen das Geheimniß seiner Geburt aus mir heraus zu reißen.“

„Du wirst ihm einen anderen Namen geben?“

„Jeden Namen, welcher Dir beliebt.“

„Nein, Blisterchen, gib Du ihm einen Namen, wie er Dir angemessen erscheint, nur wissen will ich ihn nicht — nein, wenn ich's auch nicht wünsche, so kann mein Leben doch lange dauern; der Zufall mag mich mit meiner Tochter zusammen führen, und dann will ich nicht, daß

ihr Name mir die Wahrheit verräth. Ahnungslos müssen wir an einander vorbei gehen; unsere Wege wandeln, ohne Einer den Andern zu kennen, oder es waltet die Gefahr, daß sie ihre Abkunft von einem Strafgefangenen erfährt, der Fluch ihrer Mutter mich bis in die Erde hinein verfolgt."

Blisterchen runzelte die Brauen und sann nach.

„Auch das soll geschehen," erklärte sie darauf wie mit Widerstreben, „es soll geschehen, weil's der Wille Deiner armen Frau gewesen. Denn mit dem Strafgefangenen ist's nichts. Ich glaube nicht an Deine Schuld, und das Weitere blutet sich todt. Gäb's überhaupt Gerechtigkeit im Himmel, so hätte ein Anderer solch' schweres Leid auf seine Schultern nehmen müssen, weil er dem eigenen Bruder versagte —"

„Erinnere mich nicht daran, wenn Du nicht willst, daß ich den Gelöbnissen, welche ich vor einer Sterbenden ablegte, untreu werden soll," unterbrach Scherben sie rauh, indem er sich erhob. „Doch ich wiederhole: mein wahrer Name ist begraben, und so will ich, ob lebend oder in der Erde modernd, hinfort auch für Dich todt sein. Alle Brücken breche ich hinter mir ab — ich kann nicht anders, es muß sein. Wie ich den Namen meiner Tochter nicht wissen will oder darf, so wird Niemand erfahren, unter welchem Namen ich in der Ferne weile. Und nun komm, Blisterchen; meinem Kinde will ich Lebewohl sagen. Küsse ich es im Schlaf und segne ich es von ganzem Herzen, kann's ihm keinen Schaden bringen um seiner heiligen Unschuld willen."

„Nein, Hans, so lasse ich Dich nicht fort, um Deiner eigenen todten Mutter willen,“ versetzte Blisterchen leise schluchzend, „und deren letzte Worte zu mir waren: ‚Sieh zu meinem Kinde, eine Ahnung sagt mir, daß seine Tage keine goldenen sein werden.‘ Nein, so kannst Du nimmermehr gehen. Ich seh Dir's an, wie die Tage der Angst und der Sorge Dich herunter gebracht haben. Gingst Du dennoch, so würde man Dich bei Tagesanbruch auf der Straße finden, dem Verscheiden nahe. Du hast zu sehr gelitten; hungrig und durstig bist Du, in Deinem Angesicht steht es geschrieben. Mindestens einen Tag bleibe, und wenn's nicht anders sein kann, so findest Du Deinen Weg dann ebenso gut von hier fort, wie heute.“

Finster grübelnd sah Scherben vor sich nieder.

„Du hast Recht,“ bemerkte er darauf zögernd, „Noth und Besorgniß haben mich erschöpft. So lange ich mein Kind trug, fühlte ich nichts, jetzt aber bricht's auf mich herein mit doppelter Gewalt. Doch bedenke, wenn Jemand mich hier entdeckte. Ein unglücklicher Zufall —“

„Ich bürge für Alles, Hans. Da ist der Hof und wo Du als Kind alle Schlupfwinkel kanntest, wirst Du auch jetzt noch Dich zu verbergen wissen. Ja, mein armer Hans, dahin führe ich Dich — nur ein Viertelstündchen warte noch. Hier sollst Du zuvor essen und trinken; dann nehmen wir Speise und Trank mit auf vierundzwanzig Stunden, damit Du keine Noth leidest. Auch kann ich Dir morgen sagen, wie's mit dem kleinen Engel da geworden. Mancherlei geht mir nämlich im Kopf herum; ich weiß es nur noch nicht recht in Schick zu

bringen. Aber beruhigt von dannen geh'n sollst Du, das verspreche ich Dir."

„So mag es denn sein," gab Scherben, wie gegen Uebermüdung ankämpfend, zu, und da Blisterchen ohne Säumen sich an die Bereitung eines Mahls begab, wozu sie den frisch geheizten Ofen benutzte, dauerte es in der That nur wenig länger als eine Viertelstunde, bis Scherben vor dem gedeckten Tisch saß und den aufgetragenen Speisen mehr aus Gefälligkeit, als aus wirklichem Bedürfniß zusprach; er fühlte sich zu abgespannt. Blisterchen packte unterdessen Brod und Fleisch und zwei Flaschen Bier in einen Korb, zugleich die wie beiläufig an sie gestellten Fragen bereitwillig beantwortend.

„Der Hof und der Park werden, wenn auch nicht Dir, so doch Deinem Kinde erhalten bleiben," erklärte sie mit einer Zuversicht, welche Scherben befremdete, „dafür laß mich sorgen, und wenn ich etwas behaupte, so magst Du darauf bauen, wie auf's Evangelium."

Scherben lachte gehässig über seinen Teller hin. „Du wirst ihn am wenigsten erhalten," meinte er darauf höhnisch, „ist auch nichts daran gelegen, seitdem ich, Gott sei's geklagt, Alles mit Schulden weit über den Werth belastete."

„Doch, doch, Hans, groß ist daran gelegen, und so arg, wie Du fürchtest, verhält es sich nicht. Ich verstehe mich nicht auf den Geschäftsgang; so viel aber weiß ich, daß ein reicher Herr die Schuldscheine alle an sich brachte und ohne seinen Willen der Hof nicht verkauft werden, am wenigsten in den Besitz Deines Bruders übergehen

kann; das hörte ich mit meinen eigenen Ohren, und der Mann, der's aussprach, sah nicht aus wie Jemand, der seine Worte nicht zuvor überlegt."

Scherben blickte empor.

„Wer ist es, der sich noch viel um einen Geächteten kümmert?" fragte er herbe.

„Namen darf ich nicht nennen, aber ein Jude ist's, und der kam zu mir mit gutem Rath —"

„Ein Jude?" fragte Scherben höhnisch, „nun ja, das sieht ihm ähnlich; er wird herausgerechnet haben, daß mit dem Holz des Parks immerhin noch ein Geschäft zu machen ist, dann hat er Grund und Boden wie Baulichkeiten umsonst."

„Nein, Hans, daran denkt er nicht, oder er hätte mir schwerlich gerathen, keinen gesunden Baum herausschlagen zu lassen."

„Unsinn, Blisterchen, traue keinem Juden, und der Deinige wird ebenfalls der Mann nicht sein, die Zinsen für ein erhebliches Kapital auf Jahre hinaus in den Rauch zu schreiben. Und mein Bruder wäre der Letzte, sie für mich zu entrichten."

„Ich wiederhole, armer Hans, der Mann ist kein Betrüger. Hier ist er gewesen, und als Du nicht mehr für Deine Frau und Kind sorgen konntest, da hat er nach den Deinigen gesucht und geforscht, um ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen, aber alle seine Mühe war vergeblich."

„So laß' ihn schalten nach seinem Belieben, Blisterchen, von Dir aber erwarte ich, daß Du die Herkunft

meines Kindes vor allen Menschen verheimlichst und ihm eine einfach bürgerliche Erziehung angedeihen läßt. Fand er es so lange nicht — und heute segne ich das Geschick dafür — braucht er es auch später nicht zu finden. Wer weiß, was hinter dem räthselhaften Treiben steckt; Gutes am wenigsten. Ich will nichts mehr davon hören und sehen. Gelingt es mir, da, wohin ich fliehe, etwas zu erwerben, so übermittle ich es Dir auf unverfängliche Art —"

„Nein, Hans, das thue nicht, denke an Dich selbst, daß Du keine Noth leidest. Denn für Dein Kind zu sorgen, dazu bin ich im Stande. Selbst dann, wenn ich nicht mehr lebe, wird es nicht verlassen sein, dafür bürge ich mit meiner Seligkeit, obwohl ich jetzt noch keine genauere Erklärung darüber geben kann. Denke an Deine gute Mutter; die dachte für Dich über viele Jahre hinaus, und mir vertraute sie gar Manches an, was Deinem Kinde noch einmal zu statten kommt."

Scherben starrte vor sich nieder, wie die vernommenen räthselhaften Worte auf ihren wahren Werth zurückführend. Dann sprang er auf, und ein Packetchen Briefschaften auf den Tisch werfend, sprach er finster: „Hier, Blisterchen, das ist ein Theil dessen, was die arme Therese vor Vernichtung bewahrte. Briefe sind es und Dokumente, die sich auf unsere Verheirathung und auf unsere Tochter beziehen. Ich hatte nicht den Muth, sie zu verbrennen. Hüte sie, daß sie nicht einem Anderen zu Gesichte kommen; fühlst Du einst Dein Ende herannahen, so vernichte sie. Das sind die eigenen Worte der armen Verstorbenen.

Einiges Wenige habe ich von der Sammlung an mich genommen, um ein Erinnerungszeichen an verschollene Zeiten zu besitzen."

Er schritt zu der schlummernden Kleinen hinüber; sein Nacken beugte sich tiefer. Lange sah er auf das blühende, kleine Antlitz nieder, und sich über dasselbe hinneigend, küßte er es auf Mund und Stirn.

„Lebe wohl, mein armes, kleines Töchterchen," flüsterte er, und Thränen entstürzten seinen Augen, „mag Dir zum Segen gereichen, was Deine Mutter bestimmte. Ich selbst habe keinen Antheil mehr an Dir.

Ich bin bereit," kehrte er sich, wie im Traum, der Alten zu. Diese reichte ihm eine Decke und trat ihm voraus auf den Flur. In der einen Hand trug sie den Korb, in der anderen mehrere zusammengebundene Schlüssel.

Durch eine Hinterthüre gelangten sie in's Freie hinaus und vor ihnen lag der Park. Als schwarze Schatten hoben nach allen Richtungen hohe Baummassen sich vor dem gestirnten Himmel ab. Still war die Atmosphäre. Schwerer Herbstthau senkte sich auf Blatt und Halm. Wie um Scherben Zeit zu gönnen, seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen, blieb die Alte, nachdem sie die Thüre hinter sich abgeschlossen hatte, ein Weilchen stehen. In Wahrheit lauschte sie nach der Straße hinaus. Nichts verrieth von dorther die Nähe eines Menschen. Alles war still. Nur vor ihnen in der mächtigen Kastanienallee und auf dem Rasen schien es sich mit leichten Füßen zu regen, indem die mit Feuchtigkeit überladenen Blätter bald hier, bald

dort Tropfen niederwärts sandten. Eine Schleiereule, welche in der Nachbarschaft des alten Herrenhauses ihren geisterhaften Ruf erschallen ließ, wirkte wie eine Mahnung auf Blisterchen ein. Fröstelnd schüttelte sie sich.

„Komm," sprach sie gedämpft, und sie setzte sich eilfertig in Bewegung, „hier stört uns Niemand; die alten Bäume ringsum sind verschwiegen, die plaudern nicht aus, was für keine fremde Ohren bestimmt ist." Sie sann einige Sekunden nach. Da Scherben keine Erwiederung folgen ließ, sondern dumpf brütend ihr zur Seite schritt, fuhr sie, wie um seinen Ideengang zu beeinflussen, redselig fort: „Ja, wenn die Bäume reden könnten! Die haben nämlich so viel Leid gesehen, so viel Ungerechtigkeit, daß ich meine, sie hätten unter der Ueberlast verdorren müssen. Aber mit den alten Bäumen ist's, wie mit den alten Menschen. In jüngeren Jahren glauben sie dies und das nicht tragen zu können, dahinsterben zu müssen, wie im Herbst ihre Blätter. Doch das ändert sich mit der Zeit. Man wird zähe und denkt: das Geschehene läßt sich nicht ändern, und ewig kann's ebenfalls nicht dauern."

„Nein, Blisterchen, ewig kann's nicht dauern," bemerkte Scherben düster, „Alles muß einmal sein Ende nehmen, die Strafe, wie der Lohn. Verbrach ich im Wahnwitz Schweres, so erlitt ich dafür meine Strafe — o, ich werde sie erleiden bis man mich in die Erde scharrt — wie sie für einen Mordbrenner zu grausam wäre."

„Rede nicht davon, Hans; was soll daraus werden, wenn Du unablässig Dich selbst peinigst? Du gebrauchst

Ruhe und Muth, und die gehen Dir verloren, daß Du nicht um Dich weißt, wenn Gefahr droht."

Scherben lachte erbittert vor sich hin.

„Weshalb soll ich nicht von Dingen reden, die im Wachen wie im Traum mein Gehirn in Flammen setzen?" fragte er herbe. „Und dann der Gedanke, daß die Kunde von meinem Tode von Anderen als ein Glück gepriesen wird. Wäre ich wirklich gestorben, so hätte ich Ruhe — nun, es mag nicht lange mehr dauern. Leider bin ich nicht feige genug, oder ich machte bald ein Ende mit mir. Ob wohl Jemand nach dem Kinde und seiner Mutter forscht? Pah, was kümmert's mich. Ich bin ein Ausgestoßener, werde es nie erfahren."

„Mögen sie forschen oder es bleiben lassen," versetzte Blisterchen, und ihre Stimme erklang plötzlich scharf, wie im Haß, „Dein Kind soll Niemand finden, es sei denn, ich zeigte es ihnen eines Tages selber —"

„Um sein Gemüth vergiften zu lassen durch die ihm böswillig zugeschriene Kunde, daß es die Tochter eines Sträflings," unterbrach Scherben die Alte rauh, „nein, Blisterchen, das darf nicht geschehen, nein, nimmermehr — unter keiner Bedingung."

„Dein Wille und der Deiner armen Frau sollen geachtet werden," betheuerte die Alte zuversichtlich, „ich weiß, was ich zu thun habe. Also beruhige Dich. Ich wiederhol's: Aufrichten mußt Du Dich, und nicht den Kopf hängen lassen. Noch leben wir, und so lange man lebt, soll man die letzte Hoffnung nicht sinken lassen."

Sie befanden sich noch immer in der Allee, deren

breit verzweigte Kronen die milde Beleuchtung des Sternenhimmels von ihnen ausschlossen. Indem ihre Füße das Unkraut im Wege und die feuchten Blätterleichen trafen, erzeugte es kaum ein anderes Geräusch, als die fallenden Tropfen. Bald aus dieser, bald aus jener Richtung tönte der durchdringende Ruf jagdlustiger Eulen zu ihnen herüber. Die beiden schweigsamen Gestalten schienen es nicht zu hören. Erst am Ende der Allee, wo ein breiter Rasenplatz vor ihnen lag, auf dessen anderer Seite das alterthümliche Wohnhaus sich erhob, bemerkte Blisterchen wie aus tiefem Nachdenken aufgestört: „Die Vögel haben gutes Wetter im Kopf, daß sie so unruhig umherschweifen. Ich kenne das, hab's beobachtet in diesen langen Jahren. Das laß Dir als gutes Zeichen gelten, und günstig Wetter ist Dir zur Reise zu gönnen."

„Mir ist jedes Wetter recht," antwortete Scherben höhnisch, „je böser, um so lieber. Zöge ein Sturm herauf, der das Meer zwänge, mich sammt dem Schiff, das mich trägt, zu verschlingen, sollte es mir willkommen sein — ha — das wäre das Beste für mich und für Andere."

Blisterchen seufzte schmerzlich. Eine Erwiederung stand ihr nicht zu Gebote. Schweigend erstiegen sie die Rampe, welche sich beinahe über die ganze Breite des Hauses erstreckte. Gleich darauf standen sie vor dem verhältnißmäßig niedrigen, jedoch breiten Eingange.

Die Alte schob den Schlüssel in das Schloß und drehte ihn knirschend; unter Schurren und Aechzen wich die Thüre nach innen.

„Alles verrostet und verquollen," sprach sie mürrisch,

indem sie das Haus hinter sich abschloß, und trotz der in den vor ihr liegenden Räumen herrschenden Finsterniß verfolgte sie ihren Weg mit einer Sicherheit, als ob die Mittagssonne ihr geleuchtet hätte. Mit denselben sicheren Bewegungen schloß Scherben sich ihr an. Sie durchschritten eine Halle, kreuzten einen Flurgang und erstiegen eine knarrende Treppe. Oben eingetroffen, bogen sie abermals in einen Gang ein, als Scherben plötzlich stehen blieb und seiner Führerin gedämpft zurief: „Nicht in den Saal, Blisterchen, ich mag ihn nicht betreten."

„Doch, doch," hieß es ruhig zurück, „wir müssen hinein. Es ist der einzige Raum, dessen Fenster, wenn man Licht anzündet, zwischen den Bäumen hindurch aus der Ferne nicht gesehen werden können."

Eine Flügelthüre öffnete sich unter ihrer Hand, und ohne Säumen trat sie ein. Zögernd folgte Scherben. Blisterchen hatte ihren Korb auf die Erde gestellt. Nach kurzem Suchen in demselben zündete sie eine Kerze an. Während sie noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, sandte Scherben einen scheuen Blick um sich. Sie befanden sich in einer umfangreichen Halle. Bei der unsteten Beleuchtung der flackernden Flamme ließ sich unterscheiden, daß einige alterthümliche Möbel an den Wänden umher standen. Ein langer Tisch in der Mitte bezeichnete den Raum als den bei festlichen Gelegenheiten benutzten Speisesaal. Die dunkel gestrichenen Wände trugen große Stockflecke. Von der Zeit geschwärzte Oelbilder geringeren künstlerischen Werthes in schmalen erblindeten Goldrahmen hingen, durch mäßige Zwischenräume von einander getrennt,

ringsum. Porträts waren es, Herren und Damen verschiedenen Alters mit Halskrausen, hohen Frisuren und gepuderten Locken. Auch in Rüstungen prangten einige und in Uniformen, wie sie vor hundert und mehr Jahren getragen wurden. Starr blickten Alle, als ob sie unter der Hand eines und desselben Künstlers nach einer bestimmten Schablone hervorgegangen wären. Eine gewisse Familienähnlichkeit charakterisirte Herren wie Damen. Scherben schauderte. Er gewann den Eindruck, als hätten die starren Augen ihn mit herbem Vorwurf gesucht.

„Ein unheimlicher Aufenthaltsort," sprach er leise zu der Alten, als diese den Korb wieder aufhob und im Kreise leuchtete; „ich bereue, meine erste Absicht nicht ausgeführt zu haben. Ich befände mich jetzt weit von hier."

„Um vor Entkräftung am Wege liegen zu bleiben," versetzte Blisterchen vorwurfsvoll, „und was wäre dann aus uns Allen geworden? Und unheimlich meinst Du? Aber ich entsinne mich, schon als kleines Kind fürchtetest Du die Bilder, und das ist bei Dir haften geblieben. Ist's doch weiter nichts, als etwas Holz und Farbe; das sagte ich schon damals, aber Du wolltest es nicht glauben. Nein, Hans, die Herrschaften thun Dir nichts; die verwesten schon vor hundert Jahren in ihren Gräbern. Dein Bruder möchte sie längst fortgeholt haben, um sie zu Geld zu machen, hätt's in seiner Gewalt gelegen. Aber sie gehen ihn nichts an; Deiner Mutter Vorfahren sind's. O, es sollte nur Einer kommen, um hier zu schalten, ich wollte ihm heimleuchten, daß er's Wiederkommen vergäße. In's Ohr wollte ich ihm schreien, was Deine Mutter

mir auf die Seele band; einen Anderen hatte sie ja nicht, dem sie ihr Vertrauen hätte schenken mögen. Und Deine Mutter war so berechtigt zu ihrem eigenen Willen, wie Dein Vater oder dessen zweite Frau, und sie wollte ja weiter nichts, als nur Gerechtigkeit."

Fortgesetzt sprechend, war sie nach dem einen Ende des Saales hinüber geschritten, wo sie in eine offene Thüre trat und in das vor ihr liegende Gemach hinein leuchtete. Dasselbe war klein und alkovenartig gebaut. Eine mächtige roh geschnitzte Bettstelle von zeitgeschwärztem Eichenholz nahm beinahe die ganze gegenüber liegende Wand ein. Eine schadhafte Matratze bildete den Inhalt, und ein lederbezogenes Roßhaarkissen, welches als Kopfpfühl gedient hatte.

„Längst hätten die Motten Alles zerfressen, sorgte ich nicht für gelegentliches Lüften und Säubern," erklärte Blisterchen, auf die alte Lagerstätte weisend. „Hier hast Du geschlafen, als Du eben das Tageslicht zum ersten Male angeschrieen hattest, neben Deiner schönen sanften Mutter, und dann in der Wiege. Da meine ich, für einige Nächte wird diese Gelegenheit Dir genügen, und kommen Dir arge Gedanken, so glaube, Deine selige Mutter säße neben Dir."

Sie stellte den Korb hastig auf die Erde, und neben die Bettstelle hintretend, rührte sie die alte Matratze auf, daß Staub und herbstlich erstarrte Motten empor wirbelten.

„Um hier Ordnung zu halten, müßten täglich zwei Paar Hände im Hause herumwirthschaften, und auch die

würden noch ihre liebe Noth haben, das Gethier fern zu halten," sprach sie erzwungen gleichmüthig. „Nun, viel ist an dem Gerümpel nicht verloren, und kommen Leute, die kein Anrecht daran haben, für die gehe ich keinen Schritt. Was meinst Du, mein armer Hans, wirst Du hier schlafen können?"

„Liegen wenigstens gut genug," antwortete Scherben wie geistesabwesend, „besser bin ich es sicher nicht gewohnt," und er warf die mitgebrachte Decke auf die Matratze.

Blisterchen nahm die Speisen aus dem Korbe und ordnete sie auf einem hinter der Thüre stehenden rohrgeflochtenen Stuhle.

„Bis morgen Abend wird's reichen," erklärte sie dabei, „dann bringe ich mehr."

„Nichts mehr," entschied Scherben, „es wäre überflüssig, denn morgen um diese Zeit muß ich fern sein. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Tolles Zeug geht mir im Kopf herum, Ahnungen von Verrath. Es wäre furchtbar."

„Laß die Ahnungen, Hans; Ahnungen sind Wind, gute wie böse. Sie kommen und gehen und lassen so wenig Spuren zurück, wie die Enten, die über den Weiher schwimmen. Und nun gute Nacht, Hans, mag die Zeit Dir nicht zu lang werden hier in der Einsamkeit. Verschlafe Alles. Lebewohl sage ich Dir nicht, weil ich Dich morgen Abend wiedersehe. Hoffentlich bringe ich Dir tröstliche Nachricht über Dein Kind."

„Soll ich Dir leuchten?" fragte Scherben eintönig.

„Was brauch' ich Licht in einem Hause, in dem ich schon mit zwanzigjährigen Augen um mich schaute?“ hieß es anscheinend sorglos zurück, „bleib' ruhig hier und vergiß nicht, daß ich fortan über Dein Kind wache, wie einst über Dich selber.“

Scherben drückte seiner alten Pflegerin die Hand. Gleich darauf hörte er sie mit flinken Schritten ihren Weg durch den Saal und die finsteren Gänge des Hauses suchen. Etwas später unterschied er, wie sie in's Freie hinaus trat und die Thüre hinter sich abschloß. Dann erst belebte seine Gestalt sich wieder. Er nahm das Licht und begab sich mit demselben in den Saal. Dort stellte er es auf den Tisch, und langsam, das Haupt geneigt, die Augen finster auf den Fußboden geheftet, begann er auf und ab zu wandeln. Nur wenn er auf seinem Gange umkehrte, warf er zuweilen einen flüchtigen Blick nach den Wänden hinüber. Ein unwiderstehlicher Drang bewog ihn, die unzureichend beleuchteten Bilder zu betrachten, doch wie von deren Augen vorwurfsvoll getroffen, stierte er alsbald wieder vor sich hin. Dumpf erdröhnte der Schall seiner Tritte in dem umfangreichen Raume, dumpf und unheimlich. Er achtete nicht darauf; aber immer wieder trieb es ihn, die steifen Porträts verstohlen anzusehen, und immer wieder tauchten andere, längst verschollene Bilder vor seiner Seele auf. Was er in den jüngsten Tagen erfuhr, es trat zurück vor der sich belebenden weiteren Vergangenheit, und in dieser schweiften seine Betrachtungen und Grübeleien. Er sah sich in demselben Raume fröhlich umher tummelnd, überwacht von den

nimmer rastenden Augen der zärtlichen Mutter. Er sah wie durch einen Schleier hindurch, undeutlich, traumhaft, eine schöne bleiche Frau im Sarge liegen. Es war zu einer Zeit, als er noch kein Verständniß für Tod und Sterben besaß. Er sah eine andere Frau, die er Mutter nennen mußte, fühlte, wie damals, den ersten nachhaltigeren Schmerz, von einem um sechs Jahre jüngeren Stiefbruder gänzlich aus dem Herzen des Vaters verdrängt zu sein, um nur noch unfreundlichen Blicken zu begegnen.

Und weiter wanderten seine Gedanken. Es wiederholte sich in ihm die Freude, als er endlich das elterliche Haus verließ, um in einer Pensionsanstalt den Seinigen ganz entfremdet zu werden, und das war die Zeit, in welcher die Keime sträflicher Leidenschaften in ungehemmtem Wuchse sich frei zu entwickeln vermochten. An die Stelle des Schmerzes um ein verlorenes Leben traten die Empfindungen der Gehässigkeit. Trotzig sah er empor; von einem Porträt zum anderen glitten seine Blicke herausfordernd, bis er endlich meinte, daß die Brauen über den kalten Augen sich im Zorn runzelten.

„Fälscher!“ gellte es in seinen Ohren, „mit einem Fälscher haben wir keine Gemeinschaft. Fort aus unseren Augen, fort aus unserem Bereich.“

Schaudernd neigte er das Haupt, um es alsbald wieder trotzig empor zu werfen. Sein Antlitz hatte sich tief geröthet. Seine Augen funkelten in unbezähmbarer Wuth. Wahnwitz schien sich seiner bemächtigt zu haben. Dröhnend stampfte er mit dem Fuße auf und gleichsam

zischend entwand es sich den fest auf einander ruhenden Zähnen.

„Was wollt Ihr?“ rief er aus, wie einst am Spieltisch, wenn er besinnungslos sein Alles auf eine Karte setzte, „ich befinde mich hier in meinem Hause, in dem Hause meiner Mutter, Eurer Tochter. Hier stehe ich vor Euch. Ob ein Fälscher und Sträfling, ob morgen ein lebendig Todter und verschollen: heute bin ich noch Hans, Baron v. —“

Er verstummte. In wachsender Erregung hatte er seine Stimme mehr und mehr erhoben, und als er seinen Namen aussprach, da klang es in seinen Ohren, als wäre er gerufen worden, um zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Bestürzt spähte er um sich. Von Neuem beherrschte ihn wieder der von den starren Bildern ausströmende Zauber. Wie von einer plötzlichen Lähmung befallen, beugte er Haupt und Nacken, schlaff sanken die Arme an seinem Körper nieder. Mit unsicherem Griff nahm er das Licht und in sein Schlafgemach schwankend, verschloß er hinter sich die Thüre. Schwerfällig ließ er sich auf den Rand der Bettstelle nieder. Eine Weile starrte er finster vor sich nieder, und freier richtete er sich wieder empor. Wehmuth lugte aus seinen Augen. Gleichsam tröstlich grüßten ihn die vertrauten Formen der alten Bettstelle und mehrerer steillehniger Stühle, der altersmorsche Ofen, wie die Aeste in den Brettern des Fußbodens, die heute, wie vor dreißig Jahren, ihm als Augen erschienen, die blöde zu ihm aufsahen. Sein Blick blieb

auf den Fugen einer wenig bemerkbaren Tapetenthüre haften. Der Schlüssel steckte im Schloß. Wie oft war er durch dieselbe eingetreten, als seine Füße ihn noch nicht lange zu tragen vermochten! Mit unwiderstehlicher Gewalt zog sie ihn an. Er erhob sich, nahm das Licht und begab sich hinüber. Nicht ohne Anstrengung öffnete er das verrostete Schloß. Schurrend zog er die Thüre nach sich. Feuchte, kalte Luft strömte ihm entgegen. Ihm war, als habe er vor einem mit Leichenduft gefüllten Grabgewölbe gestanden. Das Licht flackerte und sandte seinen unsteten Schein in einen Gang, der vor einer Treppe mündete. Er wußte, wohin die Treppe führte. Unzählige Male war er hinauf und hinunter gepoltert, wenn es galt, im Spiel ein Versteck zu suchen.

Im Begriff, zurückzutreten, unterschied er oben auf der Treppe lautes, kurzes Knarren, als hätte eine der Stufen die Last eines Menschen widerwillig auf sich genommen. Todesschrecken bemächtigte sich seiner. Seine erste Regung war, sich zurückzuziehen. Dann aber sagte er sich, daß das seltsame Geräusch wohl eine Folge des Luftzuges, welchen das Oeffnen der Thür und der damit verbundene Temperaturwechsel erzeugten. Und in einem seit vielen Jahren unbewohnten Hause, wo Bohrwürmer und Mäuse ungestört ihr Wesen trieben, konnte dieses oder jenes Geräusch nicht befremden. So folgerte er, und doch wollte eine gewisse Unruhe nicht von ihm weichen. Von Hause aus unerschrocken, kannte er keine Furcht vor persönlichen Gefahren. In der augenblicklichen Lage aber und bei dem Gedanken, daß Verrath an ihm geübt

werden könne, sank ihm das Herz. Nach kurzem Sinnen beschloß er, sich Beruhigung zu verschaffen, und ohne Säumen erstieg er die Treppe. Bevor er die oberste Stufe betrat, vernahm er wieder dasselbe Knarren der ihn tragenden Bohle. Bestürzung machte sein Blut gleichsam gerinnen. Er faßte sich indessen schnell und mit dem nächsten Schritt stand er auf dem Boden. Dort lauschte er gespannt. Er meinte, daß ihm kein Athemzug hätte entgehen können. Doch lautlos dehnte der über das ganze Gebäude hinwegreichende Raum sich vor ihm aus. Nur wenige zerbrochene Hausgeräthe lagen unordentlich umher; es hinderte ihn also nichts, den Boden bis in seine entlegensten Winkel abzusuchen. Nirgends entdeckte er die leiseste Spur, daß seit einem Jahrzehnt dort oben ein menschlicher Fuß wandelte, und die nach den unteren Geschossen hinabführende Haupttreppe, die war verschlossen, vielleicht ebenso lange nicht geöffnet worden, wie die über die Fugen hin ausgespannten staubschweren Spinngewebe bewiesen.

Mit erhöhtem Sicherheitsgefühl begab er sich wieder in das Schlafgemach hinab. Erschöpft nach den Mühen des Tages, den fortgesetzten Erregungen und Seelenkämpfen, warf er sich auf das Lager, die Decke über sich hinziehend. Das Licht erlosch und lautlose Stille herrschte in dem verödeten Gebäude. Nur Mäuse raschelten auf den Gängen und unterhalb der Fußbodenplanken, oder nagten an dem morschen, wurmstichigen Holz. Draußen aber, die Wipfel der hundertjährigen Bäume mit geräuschlosem Flügelschlage umkreisend, ließen die Schleiereulen immer wieder ihren

unheimlich klagenden Ruf ertönen. Der einsame Bewohner des Herrenhauses hörte es nicht mehr. Barmherziger als die Menschen, hatte wohlthätiger Schlaf das zerknirschte Gemüth in glückliche Vergessenheit versenkt.

Neuntes Kapitel.

Besuch auf dem Hofe.

Frau Gertrud Blister war unterdessen in ihre Wohnung zurückgekehrt. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die kleine Waise nicht gestört worden, nahm sie auf ihrem Sorgenstuhl Platz, um zunächst ihre Lage nach allen Richtungen hin zu beleuchten und einen Plan zur Unterbringung des Kindes zu entwerfen. Wohl eine Viertelstunde saß sie da, während es auf ihrem Antlitz bald wie ein Hoffnungsschimmer aufleuchtete, dann wieder die Sorgenfalten zu beiden Seiten des Mundes sich vertieften. Endlich entwand es sich den schmalen Lippen mit einem Ausdruck der Befriedigung: „So wird's gehen. Die Veltens sind gewissenhafte Leute. Bei mir behalten kann ich den armen Wurm nicht, oder ich möchte ebenso gut den Gerichtsboten beauftragen, die Geschichte auszuschreien."

Mit zuversichtlicher Haltung erhob sie sich. Wiederum betrachtete sie das schlummernde Kind wehmüthig; dann verließ sie das Haus abermals auf der Parkseite. Eiligst begab sie sich nach dem Schmiedehäuschen hinüber. Dort klopfte sie an das niedrig gelegene Fenster, hinter welchem Kunibertus und seine Frau schliefen. Als Ersterer öffnete

und hinausfragte, was es gebe, antwortete sie dringlich: „Kommt Beide schnell zu mir herum. Säumt keine Minute. Es hat sich etwas ereignet, dessen Spur vor Anbruch des Tages und Erscheinen der Gehilfen beseitigt werden muß, oder es bringt mir Schererei ohne Ende."

Bevor Kunibertus eine neue Frage an sie richten konnte, war sie verschwunden, gleich darauf drang das Geräusch zu ihm herüber, mit welchem sie in ihre Wohnung schlüpfte. Sie wußte, daß zu dem guten Willen der Nachbarn sich nur ein wenig Neugierde zu gesellen brauchte, um sie alsbald bei sich eintreten zu sehen. Und so dauerte es in der That nur wenige Minuten, bis die angelehnte Hinterthüre ging und, indem sie auf den Flurgang hinaus leuchtete, sie das Ehepaar vor sich sah. Die Meisterin, in der Nachthaube, hatte den Flauschrock ihres Mannes übergezogen, Kunibertus dagegen als Hauptschutz gegen die nächtliche Kälte das Schurzfell umgeschnallt.

„Leise, leise," rieth Blisterchen eifrig, und sie wies auf die klappernden zwei Paar Holzpantoffel, „da drinnen schläft Jemand, der nicht geweckt werden darf, oder wir sind nicht im Stande, ein vernünftiges Wort mit einander zu reden."

Leuchtend schlich sie in's Zimmer zurück, gefolgt von Kunibertus, der bei jedem neuen Schritt durch Emporziehen der Schultern sich so leicht wie eine Feder zu machen glaubte, während seine derbe Hausehre die Pantoffel in die Hand genommen hatte und auf Strümpfen ging.

„Hier, seht Euch das an," flüsterte die Alte, die Aufmerksamkeit der beiden Gatten auf das Kind lenkend, und

gespannt beobachtete sie die Physiognomien Beider, um aus deren Ausdruck zu enträthseln, in wie weit sie auf Förderung ihres Planes zählen könne.

Beim Anblick der lieblichen Kleinen mit den tief gerötheten Wangen faltete die Meisterin in heiliger Andacht die Hände; Kunibertus klemmte unterdessen, ein Zeichen größen Erstaunens, beide Lippen zwischen die Zähne und reckte mit der rechten Hand seinen buschigen Backenbart lang aus.

„Wie gefällt es Euch?“ fragte Blisterchen nach einer längeren Pause.

„Ein vom Himmel herunter gestiegener leibhaftiger Engel,“ meinte die Meisterin ebenso geheimnißvoll.

„Ganz wie unser Amandus, als er in demselben Alter stand,“ betheuerte Kunibertus, dessen Vorliebe für die lateinische Sprache sich nie verleugnete, „und der war von Anfang an von einer Schönheit, wie man nicht leicht einen zweiten Burschen findet.“

Ein leichter Stoß des Ellenbogens seiner Frau belehrte ihn, daß er mit seiner Prahlerei nicht zu weit gehen möge, und bevor er ein neues Gleichniß für seine Bewunderung ersonnen hatte, forderte Blisterchen ihre Gäste auf, sich zu ihr an den Tisch zu setzen und mit ihr in Berathung zu gehen.

„Ja, ein sehr schönes Kind,“ bestätigte sie darauf den Ausspruch der Nachbarn, „und jetzt sollt Ihr hören, wie ich dazu gekommen bin. Vor einer Stunde oder zwei klopfte es an die Thüre, und als ich öffnete, trat eine Frauensperson ein, auf den Armen das warm eingewickelte

Kind, daß ich schier meinte, es sei eine Tracht Weizen oder Gerste. Sie war in einer schrecklichen Aufregung, daß sie nicht reden konnte; indem sie aber das Kind dorthin legte, betrachtete ich sie genauer, und da erkannte ich ein Mädchen aus meiner Verwandtschaft, das vor einigen Jahren zu Fall gekommen. Da redeten wir denn lange hin und her und gelangten zu dem Schluß — verstoßen konnt' ich sie nicht — daß ich den armseligen Wurm zu mir nehmen sollte, um dem Geklätsch der Leute in ihrem Heimathsorte ein Ende zu machen. Als ich nach des Kindes Namen fragte, antwortete sie, es hätte keinen und ich möchte es nennen nach Belieben, nur nicht nach ihr. Ich stellte noch die Bedingung, daß sie um ihres und meines Friedens willen sich nie um das Kind kümmern dürfe, und nachdem sie zugestimmt hatte, lief sie hinaus. Ich fürchtete, daß sie sich ein Leid anthun würde, und wollte ihr nach. In demselben Augenblicke aber weinte das Kind, daß ich nicht fort konnte, und meine Noth hatte ich, es zu beschwichtigen. Doch ich that's gern, denn ich dachte an meine eigene gestorbene Tochter, und da floß mir das Herz über. Käme sie jetzt, um das Kind zurückzufordern, würde ich's nicht herausgeben. Aus ihren Reden hatte ich mir zurechtgelegt, daß sein Vater wohl gar ein vornehmer Herr sein möchte, der das Seinige zu 'ner guten Erziehung beitragen würde. Genug, das Kind ist hier, und auf die Straße setzen können wir es nicht mehr. Bei mir kann's ebenfalls nicht gut bleiben; es ist zu lange her, seit ich selber mit solch' zartem Geschöpf hantirte. Das sagte ich mir, und da war's, als ob mir

Jemand zuraunte, bring's zu dem Kunibertus und seiner Frau. Seitdem die ihren Sohn zu dem Lehrer in der Stadt gaben, sind sie sechs Tage in der Woche allein, und wenn die behaupten, das Kind sei ihnen nahe verwandt, glaubt's Jeder und Keinem fällt ein, nachzuforschen. Und für ein gutes Kostgeld verbürge ich mich selber; ich habe nämlich in der Hauptstadt meine Leute an der Hand, die, wie für den Amandus, auch etwas für die kleine Waise da thun. Später mögt Ihr sie wohl gar für Euer eigen Kind ausgeben oder, wenn sie Euch Freude bereitet, an Kindesstatt annehmen, und 'ne bekannte Sache ist's, daß elternlose Kinder, denen man Barmherzigkeit erweist, Segen in's Haus tragen."

„Ja, einsam ist's bei uns, seitdem der Kunibertus den Amandus zu 'nem Lateiner brachte," erklärte die Meisterin lebhaft, und der Aermel des Flauschrockes fing ein Thränlein heiliger Rührung auf, „ich wollte ja nicht heran und behauptete, das Handwerk habe einen goldenen Boden und daß Zeiten kommen würden, in welchen der Amandus auf eine hohe Schule müßte und wir ihn dann in Monaten nicht sähen, aber hat mein Mann sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, schaffen's ihm ein Dutzend gelehrte Herren nicht mehr heraus. Da denke ich denn, in unserer Einsamkeit möchte das Kind uns wohl herzlich an den Amandus gemahnen. Und wahr bleibt's: wenn ein Engel bei uns einzieht — und ein Engel ist das Dingelchen — bringt's auch Segen."

„Recht so, Marie," versetzte Kunibertus, „Du bist eine vernünftige Frau und wir nehmen das Kind. Es wird

uns eine Augenweide sein und Zeitvertreib, wenn der Amandus nicht zur Hand. Meinst Du aber, das Handwerk habe 'nen goldenen Boden, so besitzt die Gelehrsamkeit einen eisernen, und der hält länger, und Latein ist die Wurzel aller Gelehrsamkeit."

„Aber einen Namen müssen wir dem Mädchen geben," wendete die Meisterin besorgt ein, „und einen christlichen obenein."

„Noch in dieser Nacht muß das geordnet werden," versetzte Blisterchen mit großer Entschiedenheit, „damit am Tage Alles seinen ruhigen Gang geht und es nichts zu reden und zu fragen gibt. Kunibertus, was meinen Sie?"

Kunibertus sah grübelnd vor sich nieder, und schien den Backenbart sammt den Wurzeln ausroden zu wollen. Endlich erhob er sich, und die schweren Holzpantoffeln unter dem Tisch stehen lassend, ging er unter den erwartungsvollen Blicken der beiden Frauen einige Male auf und ab. Plötzlich blieb er vor Blisterchen stehen, und die Füße spreizend, beide Fäuste hinter den Latz des Schurzfells schiebend und sein ehrliches, vom Schmiedefeuer allmählig braun gegerbtes Antlitz in weise Falten legend, erklärte er zuversichtlich: „Ich stamme aus einer berühmten Grobschmiedsfamilie wohl an die hundert Meilen von hier. Da lebt auch mein Bruder und der betreibt dasselbe Metier. Vor anderthalb Jahren schrieb mir dieser Bruder, ich möchte Gevatterstelle bei seiner Tochter übernehmen. Ich that's gern, stellte aber die Bedingung, daß sie einen Namen nach meinem Geschmack erhalten

müsse, und versprach zugleich ein gutes Pathengeschenk. Das ließen mein Bruder und seine Frau gelten, und weil ich einmal für's Latein bin und ihre Tochter nach vier Jungens das erste und damit einzige Mädchen war, schlug ich vor, sie Unica zu rufen — was auf richtiges Deutsch die Einzige heißt — und dabei blieb's. Leider starb das Kind bald darauf, und da geht mir's im Kopfe herum, daß wir das kleine Ding da für meines Bruders Tochter ausgeben, der sie von wegen allzu großen Kindersegens an mich abtrat, und sie Unica Velten heißen."

„Aber der Taufschein, wenn der einmal verlangt werden sollte?" fragte seine vorsichtigere Hälfte zweifelnd.

„Eben deshalb," hieß es beschwichtigend zurück, „ich schreibe nämlich an meinen Bruder, er möchte mir zum ewigen Angedenken den Taufschein meines Pathchens schicken, und damit ist die Sache abgethan."

„Du willst das Kind für ein jähriges ausgeben, während doch mindestens zwei Jahre hinter ihm liegen?"

„Es gibt große und kleine Jährlinge, wie in jedem Schafstall zu sehen, und eines Grobschmieds Tochter kann kein Maikäfer sein. Vorläufig fragt überhaupt Keiner nach dem Geburtsschein; kommt die Zeit dazu heran, will ich Denjenigen sehen, der 'nem gut ausgewachsenen Frauenzimmer 'n Jahre zwei oder drei mehr oder weniger ausrechnet. Eine Kleinigkeit Betrug ist wohl d'rum und d'ran, aber um den wollen wir uns schon mit unserem Herrgott vertragen Kommt's trotzdem an's Tageslicht, wird von der Sache nicht viel gemacht von wegen der Barmherzigkeit, dafür verbürge ich mich. Und jetzt, Blister=

chen — Sie sind ja die Gescheidteste unter uns — jetzt sagen Sie selber Ihre Meinung."

Blisterchen, die mit unverkennbarem Wohlgefallen den beiden Gatten zugehört hatte und deren Züge mehr und mehr den Ausdruck innerer Befriedigung annahmen, erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden, nannte Kunibertus den bedachtsamsten Schmiedemeister auf dem Erdenrund und erbot sich abermals, ihren reichen Antheil zu den Kosten einer neuen Einkleidung beizutragen.

Letzteres lehnte die Meisterin ab. Sie war von ihrem Amandus her noch mit Allem versehen, so daß nur die Wiege vom Boden herunter geholt und die Wäschekiste geöffnet zu werden brauchte. Dann traten alle Drei vor das Sopha hin, um die Kleine noch einmal aufmerksam zu betrachten. Diese erwachte unter den gespannten Blicken und sah verschlafen lächelnd zu den fremden Gesichtern auf. Förmlich entzückt hob die Meisterin sie empor, und als hätte sie eine Aenderung des Planes befürchtet, schlug sie die Kleine sorgfältig in die Decke, und flink in ihre Pantoffeln schlüpfend, eilte sie mit derselben in ihre eigene Häuslichkeit hinüber. Kunibertus und Blisterchen folgten langsamer nach. Kaum aber waren sie bei der Meisterin eingetroffen, als diese sie schleunigst in Bewegung setzte. Die Wiege wurde herbeigeschafft, Kissen, Pfühle und eine Flasche versüßter Milch wurden gewärmt, und keine halbe Stunde dauerte es, da lag Unica, wie sie fortan hieß, so behaglich gebettet und so zufrieden entschlummerte sie, als hätte sie nie ein anderes Heim kennen gelernt gehabt.

Frau Gertrud Blister hatte sich in ihre Wohnung

zurückbegeben und zum Schlaf niedergelegt. Doch ob innige Befriedigung sie beseelte: lange noch sah sie in die sie umringende Finsterniß hinein, bevor sie etwas Ruhe fand. Immer wieder weilte sie im Geiste in den öden Räumen des Herrenhauses, suchte sie sich Denjenigen in unveränderter Jugendfrische zu vergegenwärtigen, den sie einst an ihrem Herzen trug, den sie fast mehr liebte, als ihr eigen Kind, und über dessen Haupt sie so unzählige Male die herzlichsten Segenssprüche hinraunte.

Wer nach Tagesanbruch die Wohnung des Schmieds betrat, der wunderte sich kaum, neben dem großen Himmelbett eine Wiege zu finden und in derselben ein holdes Kind, so ungezwungen, gewohnheitsmäßig und natürlich nahm sich Alles aus. Das letzte Befremden Neugieriger schwand, sobald Kunibertus die Kleine als sein Pathchen, die Tochter seines Bruders vorstellte, dessen Frau er eine Erleichterung habe verschaffen wollen. Und so war Unica's Loos entschieden. Vom Herzen der todten Mutter genommen, hatte sie ein Heim gefunden, welches die guten Engel, diese lieblichen Freunde hilfloser Kinder, ihr selbst bereitet zu haben schienen. Liebe glättete ihr die Kissen und reichte ihr die Nahrung; Liebe umschmeichelte sie zart bald mit schlanken, jedoch arbeitsgewohnten Händen, bald mit rußigen Fäusten. Aus jedem Augenpaar, welches sich auf sie richtete, sprach Liebe und immer wieder Liebe und zärtliche Sorgfalt.

Blisterchen's erster Morgenbesuch galt selbstverständlich der kleinen lachenden Waise. Innig ergötzte sie sich an dieser, wie an den Freudenbezeugungen ihrer Pflege-Eltern.

Dann begab sie sich in die Werkstatt hinaus, wo das bildsame Eisen unter den gewaltigen Hammerschlägen sprühte, und der Blasebalg seine eintönige Melodie dazu fauchte. Still nahm sie ihren gewohnten Platz ein, still und von Niemand beachtet, wie sie es wünschte. Die Blicke richtete sie fest auf das gegeißelte Feuer. Keine Muskel ihres farblosen Antlitzes regte sich. Nur in ihren großen blauen Augen wechselte es zeitweise. Es rief den Eindruck hervor, als hätte sie aus der zischenden Gluth Bilder herausgelesen, welche sie mit Wehmuth und Bangigkeit erfüllten, als hätte das Stöhnen und Fauchen des Blasebalgs sich für sie in Worte verwandelt, die zu Erzählungen aus alten Zeiten sich an einander reihten.

Eine Stunde verrann, ohne daß die ihre geräuschvolle Arbeit mit lustigen Bemerkungen begleitenden Cyklopen sie irgendwie in ihren Betrachtungen gestört hätten, als sie von ihrem erhöhten Sitze herunterglitt, die Werkstatt verließ und sich nach ihrem Häuschen hinüber begab. Im Begriff einzutreten, wurde ihre Aufmerksamkeit durch das Geschmetter eines Posthorns gefesselt. Befremdet und wie in Vorahnung drohenden Unheils betrachtete sie den Wagen, der, gezogen von drei kräftigen, dampfenden Gäulen, von der Stadt her sich schnell näherte.

Postkutschen, namentlich Extraposten, gehörten auf dieser Straße zu großen Seltenheiten. Kein Wunder, daß Blisterchen auf der Thürschwelle stehen blieb, die Meisterin an's offene Fenster trat und Kunibertus sammt seinen Gehilfen Hammer und Ambos treulos verließen, um sich des ungewohnten Anblickes zu erfreuen.

Noch einmal stieß der Postillon in sein Horn, und schärfer in die Zügel greifend, hielt er vor dem Thorwege an. Behende sprang er vom Bock, und den Kutschenschlag öffnend, unterstützte er einen Herrn höflich beim Aussteigen. Eine Dame von auffälliger Schönheit und ein hübscher, etwa siebenjähriger Knabe blieben dagegen in dem Wagen sitzen.

Nachdem der Herr festen Fuß gefaßt hatte, schüttelte er zunächst den um seine Schultern hängenden Pelz, und sich etwas höher aufrichtend, warf er einen nachlässig spähenden Blick um sich. Derselbe entsprach seiner ruhigen, selbstbewußten Haltung und dem von dunklem Haar und Vollbart eingerahmten Antlitz, welches für schön hätte gelten können, wäre nicht ein scharf ausgeprägter Zug unnahbaren Hochmuthes vorherrschend gewesen. Sogar in seinem peinlich geordneten modischen Anzuge, der beim Zurückschlagen des offenen Pelzes sichtbar wurde, offenbarte es sich wie ein Pochen auf den Scheinglanz irdischer Größe.

Als seine Blicke die Alte in der Thüre streiften, die, wie von einer plötzlichen Lähmung befallen, sich an den Pfosten lehnte, schritt er zu ihr hinüber.

„Nun, Gertrud," redete er mit seinem metallenen Organ die noch immer Regungslose sichtbar unzufrieden an, „Du hättest wohl eher den Einbruch des Himmels erwartet, als mich nebst Frau und Kind? Doch ich verarge es Dir nicht, wenn Du vor lauter Ueberraschung keinen Gruß für mich hast," und als Blisterchen, einige unverständliche Worte murmelnd, sich ehrerbietig verneigte, fuhr

er fort: „Ja, Gertrud, ich verzeihe es Dir gern, und eine Freude ist es ja nicht, aus seinem langjährigen Schlendrian wachgerüttelt zu werden. Doch gedulde Dich, bevor Du viel älter bist, wirst Du noch andere Ueberraschungen erfahren, von denen ich glaube, daß sie Dir nicht ganz willkommen sein dürften."

Er wurde des Schmieds und seiner Gehilfen ansichtig, die neugierig zu ihm herübersahen.

„Wie heißt der Mann?" fragte er mißmuthig.

„Kunibertus Velten," antwortete Blisterchen, noch immer nach Fassung ringend, „er wohnt an die zehn Jahre hier und betreibt sein Handwerk mit großem Fleiß."

„Wunderbar, daß ich nie Näheres darüber erfuhr."

„Ich besaß die Vollmacht, das Häuschen zu vermiethen, sogar eine Werkstatt anzubauen; da hätte kein Nachbar mir willkommener sein können. Er und seine Frau sind rechtschaffene Leute, und mancher Dienst von ihnen kommt dem Hof zu gute, ohne daß sie Bezahlung dafür verlangten."

„So? Also Vollmacht? Nun, darüber wollen wir später reden," versetzte der Baron Joachim v. Scherben spöttisch, „ist das Recht des Vollmacht-Ertheilens zur Zeit doch in andere Hände übergegangen. Pfui, die häßlichen Schmiede-Einrichtungen verunzieren die ganze Besitzung. Sie müssen baldigst wieder entfernt werden. Vermiethetest Du das Haus, so hindert Dich auch nichts, dem Manne zum Frühjahr zu kündigen. Wer verwahrt den Schlüssel zum Thor?"

 „Kunibertus da drüben, Herr Baron," antwortete

Blisterchen, und ihre sonst so ehrlichen Augen erhielten mehr und mehr den zugespitzten Blick einer gereizten Wölfin, „das Schloß mag etwas verrostet sein, denn oft geschieht's nicht, daß es geöffnet wird."

„Wozu hätte der Schmied seinen Hammer? Oder wähnst Du, ich würde meine Gemahlin auf dem feuchten Wege nach dem Hofe hinüber gehen lassen?"

Bei dieser Ankündigung erbleichte die Alte tödtlich. Ein Glück war es für sie, daß der Baron in demselben Augenblicke sich Kunibertus zukehrte, oder es möchte ihm schwerlich entgangen sein, daß sie mit aller Macht gegen sie fast überwältigendes Entsetzen rang.

„Heda! Guter Freund!" rief er hinüber, „öffnen Sie den Thorweg!" und in den Wagen hinein: „Bleibt nur sitzen. Ich selbst werde in Gertrud's Begleitung die kurze Strecke zu Fuß zurücklegen."

Einige Sekunden beobachtete er den Schmied und den Gesellen, welche dienstfertig herbeigeeilt waren und nicht ohne Mühe das verrostete Schloß öffneten.

„Sind die Schlüssel zum Hofe zur Hand?" kehrte er sich Blisterchen zu.

Diese erbebte bis in ihr Herz hinein. Sie war so bestürzt, daß sie nicht zu antworten vermochte. Schweigend trat sie in's Haus. Nach kurzer Frist kehrte sie mit den Schlüsseln, das gewürfelte Tuch um die Schultern geschlagen, zurück und erklärte, dem Herrn Baron zu Diensten zu stehen.

Kunibertus und seinem Gesellen war es unterdessen gelungen, die Einfahrt frei zu legen. Der Postillon hatte

den Kutschenbock bestiegen und nahm den Befehl entgegen, langsam zu folgen, und Blisterchen zur Seite schritt der Baron in den Park hinein.

„Es ist lange her, seit ich zum letzten Male diesen Weg ging,“ sprach er wie beiläufig, indem seine Blicke über die nächsten verwahrlosten, mit gelben Blättern bestreuten Rasenflächen hinschweiften; „ich war damals noch Kind. Man sieht, daß hier eine ordnende Hand fehlte, glaubt in eine Wildniß einzudringen.“

„Es hätten wohl mehr Kräfte und Mittel, als die meinigen dazu gehört, Hof und Park so zu erhalten, wie sie vor dreißig Jahren gewesen,“ versetzte Blisterchen fast tonlos, während ihr scharfer Geist unablässig arbeitete, um einen Ausweg aus der gefahrdrohenden Lage zu entdecken.

„Wie die Verhältnisse bisher lagen, ist kaum etwas Anderes zu erwarten gewesen,“ bemerkte der Baron, „und so wird es im Hause nicht viel besser sein, als hier draußen.“

„So wollen der Herr Baron das Haus besichtigen?“ fragte Blisterchen wieder ängstlicher.

„Weshalb nicht?“

„Alles Staub und Moder drinnen. Ich denke, eine feine Dame und ihr Kind gehören da nicht hinein.“

„Du möchtest mir wohl gar die Besichtigung verleiden? Doch beruhige Dich, ist nicht Alles so, wie es sein sollte, messe ich Dir die Schuld nicht bei. Es wird bald anders hier werden. Ich beabsichtige nämlich, im nächsten Sommer mit meiner Familie einige Monate hier zu residiren. Es wird Zeit, daß das Brachliegen des stattlichen Land=

sitzes sein Ende erreicht. Schon allein dieser prachtvollen Allee wegen möchte ich zeitweise hier wohnen. Richte Dich also darauf ein, daß noch im Laufe des Winters Arbeiter hier eintreffen, um wenigstens einigermaßen die alte Ordnung wieder herzustellen. Wie gesagt, bis zum nächsten Hochsommer muß Alles zu unserer Aufnahme bereit sein. Bis dahin ist auch die häßliche Schmiede-Einrichtung verschwunden."

„Des Schmieds Kontrakt lautet auf so lange, wie der meinige, und der meinige bis an mein Lebensende," versetzte Blisterchen nachdenklich, „auch sollen Bestimmungen über den Besitz des Hofes vorhanden sein."

„Du meinst solche, wie sie von der ersten Frau meines Vaters getroffen wurden? O, die sind, Gott sei Dank, hinfällig geworden. Aber ich vergaß, Dir mitzutheilen, daß Dein Freund Hans vor einigen Wochen starb. Es war das Beste für ihn, wie für uns Alle; denn eine Freude ist es nicht, einen Verwandten in der Sträflingsjacke zu wissen. Die Kunde von seinem Tode war zugleich Ursache, daß ich die paar letzten guten Herbsttage — und das Wetter scheint sich jetzt zu halten — zu einem kurzen Ausfluge nach hier benutzte."

„Also todt," sprach die Alte wie geistesabwesend.

„Todt und begraben, damit ist sein Name verschollen," bestätigte der Baron, „doch Du scheinst zu zweifeln," er zog ein Zeitungsblatt hervor, und auf eine blau angestrichene Stelle weisend, reichte er es Blisterchen, „da lese das. Kannst es behalten, um es Denjenigen zu zeigen, die gleich Dir nicht recht daran glauben wollen."

Blisterchen las während des langsamen Einherschreitens den Artikel, in welchem mit kurzen Worten der Tod und die schleunige Beerdigung Scherben's geschildert wurden, und schmerzlich aufseufzend, schob sie das zusammengefaltete Blatt in die Tasche ihres Kleides.

„Also todt," wiederholte sie klanglos, und vorsichtig fügte sie hinzu: „Er ist verheirathet gewesen. Ich hörte einst davon, daß ein Kind da sei."

„Man sagte so. Seitdem er zu einem Verbrecher herabsank, hatten wir keine Veranlassung mehr, uns um ihn oder die Seinigen zu kümmern. Wer weiß, in welchem Spital die zu Grunde gegangen sind. Lebten sie noch, so würde ich nicht von Bettelbriefen verschont geblieben sein. Sein Name darf übrigens in unserem Hause nicht mehr genannt werden. Auch von Dir erwarte ich, daß Du mich nicht an ihn erinnerst."

„So betrachten der Herr Baron sich als seinen Erben?" fuhr die Alte fort, und wie um einen Blick des unversöhnlichsten Hasses zu verheimlichen, sah sie vor sich nieder.

„Nicht für seinen Erben," erwiederte der Baron ungeduldig, „bin ich aber jetzt der Besitzer des Hofes, so ist das auf meinen Vater zurückzuführen. Lebt der nicht mehr, so hindert das nicht, daß nach dem Tode seines ältesten Sohnes das Erbe seiner ersten Frau ihm zufiel, folgerichtig also auf mich überging. Doch das verstehst Du nicht, und Dir die Sachlage genauer zu erklären, lohnt nicht."

„Nein, dafür besitze ich kein Verständniß," gab die

Alte zu, „ich meinte auch nur, daß über die Bestimmungen der ersten Frau nicht hinweggegangen werden dürfe.“

Der Baron antwortete nicht gleich. Wie zweifelnd kaute er auf seinem Schnurrbart. Zugleich betrachtete er Blisterchen, die gesenkten Hauptes und die Hände unterhalb der Brust über einander gelegt, einherschritt, von der Seite, als hätte er in ihrem Inneren lesen mögen, dann sprach er herablassend: „Diese Frage hat keinen sonderlichen Werth. Aber da ersteht eine andere, die keine zweite neben sich duldet, und das ist die Geldfrage. Es wird Dir nicht fremd sein, daß Hans in seinem sträflichen Leichtsinn Summen auf den Hof erhob, die dessen Werth wohl noch übersteigen. Es liegt also in meiner Hand, abgesehen von allen übrigen Anrechten, Hof und Park durch Ankauf der Schuldverschreibungen in meinen unbestreitbaren Besitz zu bringen, und zwar nachdem die Todeserklärung seiner Familie auf gesetzlichem Wege erfolgte. Ich warte nur darauf, daß die Gläubiger wegen der Zinsen bei mir anfragen, um mich mit ihnen zu einigen, oder sie legen die Hand selber auf das Grundstück und führen einen gerichtlichen Verkauf herbei. Bis jetzt hörte ich nichts von ihnen. Ist ihnen indessen die Kunde von dem Tode des letzten Besitzers erst zugegangen, so werden sie sich beeilen, zu retten, was noch zu retten ist. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, möchte ich sie aufsuchen, allein mir fehlt jede Spur, die zu ihnen führen könnte. Ich fürchte fast, daß sie irgend einen entscheidenden Schlag bezwecken und sich bedachtsam bis zu dem ihnen günstiger scheinenden Zeitpunkt in Geheimniß hüllen. Meinen Argwohn erhöht,

daß die Forderung des einen Gläubigers, den ich wirklich auskundschaftete, von einem Fremden unter Bewilligung der vortheilhaftesten Bedingungen schon vor Jahren aufgekauft worden. Nun sage mir Getrud — und Du hast ja Deine gesunden Sinne — weißt Du vielleicht etwas über die Leute oder kennst Du sie gar, die dem Hans die übermäßigen Vorschüsse leisteten? Und hier gewesen müssen sie sein, denn es möchte schwerlich ein Geschäftsmann sich bereit finden lassen, auf eine Sache, die er nicht kennt, Geld herzugeben," und argwöhnisch überwachte er seine Begleiterin, welche, das Haupt noch tiefer geneigt, sich mit der ihr eigenthümlichen etwas übertriebenen Würde neben ihm einher bewegte.

In ihr Antlitz zu schauen, vermochte er allerdings nicht. Es würde ihm sonst schwerlich entgangen sein, daß auf demselben heimlicher Triumph webte, gleichsam giftige Schadenfreude aus ihren Augen sprühte. Theilnahmlos aber klang ihre Stimme, indem sie antwortete: „Herren sind wohl vor Jahren in Begleitung des Baron Hans hier gewesen, allein um mich kümmerte sich Niemand. Nur aus der Ferne sah ich sie; noch weniger erfuhr ich ihre Namen."

Der Baron kaute wieder auf seinem Schnurrbart, doch nur wenige Sekunden, und seinen Mißmuth hinter erkünstelte Sorglosigkeit verbergend, bemerkte er: „Im Grunde ist nicht viel daran gelegen. Erleidet schließlich Jemand durch die Gewissenlosigkeit eines Verworfenen Schaden, bin ich nicht verantwortlich dafür."

Blisterchen schwieg. Vorsichtig vermied sie, allzu große

Theilnahme für den Geschmähten zu offenbaren. Rathlos spähte sie dagegen nach dem Hause hinüber, welches ein Geheimniß barg, durch dessen Enthüllung ein schweres Verhängniß auf edel gesinnte, menschenfreundliche Leute hereinbrechen mußte, den Flüchtling selber aber völlige Vernichtung traf. Was sollte daraus entstehen, wenn dieser, durch die Anstrengungen der letzten Tage übermüdet, in todähnlichem Schlafe lag und das Oeffnen des Hauses nicht hörte? Was, wenn es ihm nicht gelang, sich unter Beseitigung aller von ihm hinterlassenen Spuren zu verbergen? Von Verzweiflung gemartert, sah sie rückwärts. Der Wagen folgte in geringer Entfernung. Ihr Blick fiel auf das Horn, welches unter dem Arme des Postillons hing, und wie unter der Einwirkung eines ihr vom Himmel zugesendeten Gedankens röthete sich ihr Antlitz.

Zehntes Kapitel.

Die Besichtigung.

„Es waren doch andere Zeiten, als der alte Baron noch hier wohnte," bemerkte Blisterchen tief aufseufzend, „ich entsinne mich genau: So oft der Herr Vater oder die Frau Baronin mit Extrapost durch diese Allee fuhren, mußte der Postillon sein schönstes Stückchen blasen, damit Alle weit und breit hörten, die Herrschaften seien wieder da."

„So? Das geschah?" fragte der Baron spöttisch, „nun ja, das war eine gute Sitte. Auch heute soll es meiner Gemahlin zu Ehren nicht anders sein, obwohl schwerlich

Andere darauf hören, als Fledermäuse, und die lassen sich am Tage nicht leicht im Schlafe stören."

Er kehrte sich um und rief dem Postillon einige Worte zu, der alsbald sein Horn ansetzte und das übliche Signal nach dem verödeten Hause hinüber sandte.

Und wiederum seufzte Blisterchen, jetzt aber erleichtert, und freier fügte sie hinzu: „Wie das lustig klingt. Man möchte glauben, die guten alten Zeiten seien zurückgekehrt."

„Bessere noch werden kommen," versetzte der Baron, und im Geiste bereits den alten Glanz erneuernd und die erforderlichen Mittel berechnend, betrachtete er prüfend die verwilderte Vegetation, die nur wenig Nachhilfe gebrauchte, um wieder einladend zu wirken, das Auge zu ergötzen.

Sie hatten das Ende der Allee erreicht. Vor ihnen dehnte ein umfangreicher runder Rasenplatz sich aus, um welchen der Weg herum führte. Was auf demselben einst malerische Gruppen von Ziersträuchern gewesen, erschien jetzt als wildes Gestrüpp, reichlich durchzogen mit roth-blätterigen Brombeerranken. Dazwischen standen auf ge-mauerten, des Kalkputzes entkleideten Postamenten bemooste Sandsteinstatuen aus der Rococozeit mit durch Witterungs-einflüsse amputirten Gliedern, mit steinernen Guirlanden bekränzte Urnen, überwacht von ungewaschenen dickköpfigen Engeln, und endlich auf jeder Seite der nach dem Hause hinaufführenden Rampe ein riesenhafter, dumm darein schauender Löwe mit fürchterlicher Mähne. Das Haus selbst, ursprünglich mit einer gewissen vornehmen Einfach-heit errichtet, trug heute einen ruinenhaften Charakter, dadurch erzeugt, daß der verwitterte Kalkputz zum größten

Theil von den Mauern abgebröckelt war, Reste der vom Roste zerfressenen Dachrinnen hier und da niederhingen, Grasbüschel auf den Gesimsen wucherten und der Staub vieler Jahre, durch Regen verhärtet, die Glasscheiben bedeckte.

Wenig von dem ersten Anblick der altehrwürdigen Heimstätte erbaut, wiederholte der Baron, wie sich selbst ermuthigend: „Ja, bessere Zeiten werden kommen. Auch für Dich, Gertrud. Nicht länger sollst Du als überflüssige Schließerin in dem kleinen Bau wohnen. Eine Pension will ich Dir aussetzen, und da magst Du in der Stadt Dich nach einem bequemeren Unterkommen umsehen.“

„Von da soll ich fort, wo ich so manches Jahr in Frieden lebte?“ fragte Blisterchen heftig und im Bewußtsein ihres Rechtes beinahe jede Vorsicht vergessend, „wer kann mich überhaupt vertreiben oder mir eine Pension aussetzen, die ich schon seit vielen Jahren bezog?“

„Du bist einfältig,“ erwiederte der Baron spöttisch, „Du vergißt, daß Du zu dem Besitzer des Hofes sprichst, der eine neue, ihm geeigneter erscheinende Ordnung hier einzuführen beabsichtigt. Unter den bisherigen Verhältnissen magst Du Deinen Obliegenheiten wohl gewachsen gewesen sein, jetzt aber erfordert es einen Mann, dessen Armkräfte zugleich im Park ausgenutzt werden können.“

„Ich gehe nur dann, wenn Diejenigen mich fortweisen, die ein Recht dazu haben,“ versetzte Blisterchen störrisch, und um ihre Erbitterung zu beweisen, sah sie erzwungen gleichmüthig in eine andere Richtung.

Der Baron erröthete vor Zorn, erwog indessen, daß es rathsamer, Jemand, der so vertraut mit allen Familienverhältnissen, nicht zu seinem Feinde zu machen, und antwortete beschwichtigend: „Sei nicht unvernünftig, sondern begreife, daß nach den Beziehungen, in welchen Du zu dem jüngst Verstorbenen standest, Dein Anblick auf uns Alle peinlich einwirken würde. Es könnte sich der Argwohn regen — und den gönne ich Dir nicht — daß der entartete Mensch die Grundsätze, welche ihn schließlich in's Verderben hinabrissen, mit der Muttermilch einsog."

Wie von einer giftigen Waffe getroffen, blieb die Alte stehen, und sich dem Baron zukehrend, betrachtete sie ihn mit einem Ausdruck, daß dieser wie beschämt ihrem Blicke auswich. Es befestigte sich zugleich sein Verdacht, daß die treue Wärterin der Mutter seines Bruders dennoch Mittel besitze, seine Pläne auf die eine oder die andere Weise störend zu durchkreuzen.

Einige Sekunden verrannen in Schweigen. Dann hob Blisterchen mit gleichsam drohender Würde an: „Die Milch, mit welcher der Baron Hans v. Scherben genährt wurde, war nicht schlechter, als die seiner Stiefmutter, und was die aus ihrem eigenen Kinde heraus nährte, soll erst erprobt werden. Nein, Herr Baron, die Muttermilch hat's nicht gethan, wenn der arme Hans Schaden an seiner Seele erlitt, da liegen andere Dinge zu Grunde. Aber noch lebt ein guter Gott, und der wird Diejenigen zu finden wissen, die einen Mann, der zum Stolz seines Vaters geboren wurde, elendiglich unter die Füße traten."

Und heftiger fügte sie hinzu, ihrem Gegner das Wort vor dem Munde abschneidend: „Aber ich weiß, was Sie bezwecken. Da Sie die Gewalt nicht besitzen, mich auf gerichtlichem Wege aus meinem Hause zu vertreiben, möchten Sie es mit bösen Worten thun. Doch ich weiche nicht eher, als bis Jemand, der ein Recht dazu besitzt, mich dazu auffordert. Und ist der Baron Hans todt und begraben, so mag sein Kind noch leben, und auch das müßte erst großjährig sein, um seine Hand an die Bestimmungen seiner Großmutter legen zu können. Jetzt ist's heraus, Herr Baron, und wenn ich mehr sagte, als ich wollte, und mehr, als zu hören Ihnen angenehm gewesen, so tragen Sie selber Schuld."

„Du bist verrückt!" das war das Einzige, was der Baron, vor Wuth erbleichend, hervorzubringen vermochte; denn Blisterchen war von ihm fortgetreten und begab sich eiligst nach der Rampe hinauf. Gleich darauf stand sie vor der Mittelthüre. Mit fieberhafter Hast öffnete sie das Schloß, den gelösten Flügel durch einen heftigen Stoß nach innen sendend, daß es durch das ganze Haus dröhnte. Nachdem sie über die Schwelle geschritten war, kehrte sie sich um und laut rief sie nach dem eben anhaltenden Wagen und dem neben diesen hintretenden Baron hinüber: „Wünschen der Herr Baron zuerst die unteren Räume zu besichtigen, oder die oberen?"

„Ich wünsche, daß Du in Deinen lächerlichen Zornesausbrüchen Dich mäßigst," antwortete dieser, das Durchdringende der Stimme, welche dem im Hause weilenden Flüchtling galt, als Trotz deutend; „wir fangen unten

an und hören oben auf, wie es der gesunde Menschenverstand eingibt."

Beim letzten Wort öffnete er den Wagenschlag, und seiner Frau die Hand bietend, half er ihr mit einer gewissen Förmlichkeit aus dem Wagen.

„Ein gräßliches Weib," sprach die Baronin laut genug, um von der Alten in der Hausthüre verstanden zu werden, und ihr regelmäßig schönes Antlitz erhielt einen Ausdruck, als wäre die Luft, welche sie einathmete, ihrer nicht würdig gewesen, „in der That eine entsetzliche Person und ein kostbarer Empfang in diesem Eulennest."

„Sie ist nicht bei Sinnen," erklärte der Baron gedämpft und sichtbar beherrscht von den Launen der schönen Tochter eines Fabrikanten, dessen Mittel es ihr erlaubt hatten, sich mit einem stolzen Titel und den allerempfindlichsten Nerven zu versehen. „Beruhige Dich nur; ich werde dafür sorgen, daß sie uns nicht viel mehr hindert. Das Eulennest wird sich übrigens in ein Paradies verwandeln, bevor sechs Monate darüber hingegangen sind."

„Aber so weit von der Hauptstadt," klagte die Baronin, und wie in einer Anwandlung von Schwäche neigte sie das Haupt der einen Schulter zu.

„Gerade weit genug, um ungestört und in aller Behaglichkeit die stillen Freuden des Sommers genießen zu können," tröstete der Baron geschäftsmäßig, „und ich müßte mich sehr täuschen, würde unsere Einsamkeit nicht häufiger unterbrochen, als uns schließlich lieb sein wird. In der Landnachbarschaft finden wir nämlich die besten Kreise vertreten."

Er hob den braunlockigen Knaben aus dem Wagen. Dessen beinahe zu zartes, bildschönes Antlitz strahlte in Glückseligkeit, als er des alterthümlichen Hauses und der beiden Sandsteinlöwen ansichtig wurde, die er im Geiste sicher schon als Reitpferde benutzte. Ob der Vater üble Laune verrieth, die Mutter gelangweilt dareinschaute, oder die alte Frau in der Hausthüre ihm einen bösen Blick zuwarf, kümmerte den in dickem violetten Sammet prangenden zierlichen kleinen Burschen wenig. Nach Kinderart hatte er nur Sinn für alles Neue, was in seinen Gesichtskreis trat. So nahm er auch mechanisch die ihm gereichte Hand der Mutter, um von ihr an der Seite des Vaters in das Haus geführt zu werden.

Blisterchen war schweigsam geworden. Was geschehen konnte, den Flüchtling zu warnen, hatte sie gethan. Was das Posthorn vielleicht nicht bewirkte, glaubte sie durch ihre Stimme sicher erzeugt zu haben. Es erfüllte sie nur noch die einzige Besorgniß, daß es Scherben nicht gelingen würde, ein sicheres Versteck zu gewinnen, oder der Baron die Besichtigung bis in die abgelegensten Winkel ausdehne. So beschränkte sie sich denn darauf, bald dieses, bald jenes Zimmer zu öffnen und zu schließen; die an sie gerichteten Fragen aber beantwortete sie kurz und eintönig, bis der Baron es endlich aufgab, weitere Erkundigungen einzuziehen. Aufmerksam lauschte sie dagegen den zwischen den beiden Gatten geführten Gesprächen, die nicht ausdrucksvoller klangen, als der Ton zweier unmelodisch abgestimmten Schellen, während die fröhlichen Bemerkungen des hübschen Knaben wie liebliche Tonperlen

dazwischen rieselten. Für ihre Umgebung verriethen sie nur insoweit kalte Theilnahme, wie sie glaubten, von den letzten Resten der einstmals geschmackvollen Einrichtung Gebrauch machen zu können. Dagegen erwärmten ihre Stimmen sich in gehässiger Weise, sobald sie der Ursachen, welchen die gänzliche Verwahrlosung zu verdanken, andeutungsweise gedachten. Blisterchen beachteten sie kaum noch, und doch suchten des Barons Blicke immer wieder, so oft es unbemerkt geschehen konnte, argwöhnisch deren Antlitz. Auf diesem aber hätte der schärfste Beobachter nicht zu entziffern vermocht, welche Empfindungen hinter den unbeweglichen Zügen wirkten und webten.

Sie waren in ein großes Zimmer getreten, dessen drei Fenster nach einem von Stallungen, Remisen und Dienstbotenwohnungen begrenzten Hofe hinaus sich öffneten. Die schadhaften Laden mit ihren herzförmigen Ausschnitten ließen hinlänglich Licht hereinfallen, um sich mit der Einrichtung ausgiebig vertraut machen zu können. Möbel, durchgängig im Rococostyl, waren auch hier nur wenige vorhanden. Der auf ihnen lagernde Staub und die Spinngewebe verliehen ihnen ein gleichsam vorweltliches Aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ihr Geheimniß.

Novelle

von

E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

In dem am linken Innufer gelegenen Theile der reizenden Hauptstadt Tirols stand auf erhöhtem Terrain in einem weiten Garten mit mächtigen Ahornbäumen ein im Villenstyl erbautes Haus. Dem Vorübergehenden mußte an demselben der links vom Belvedere angebrachte thurmartige Aufbau in's Auge fallen, welcher unmöglich im ursprünglichen Plane des Architekten gelegen haben konnte, denn er verdarb den harmonischen Eindruck der Façade vollständig. In der That war der Thurm nur auf ausdrückliche Anordnung des jetzigen Besitzers entstanden, der sich hier ein großes Maler-Atelier mit einfallendem Oberlicht und einem nach Norden schauenden breiten Fenster geschaffen hatte. Zuweilen hatten Fremde, durch die großen Scheiben, oder durch eine an denselben zum Trocknen gestellte Leinwand auf den Künstler aufmerksam gemacht, sich nach seinem Namen erkundigt; besonders Neugierige etwa gar an dem Gartenthore geklingelt und gebeten, das Atelier besichtigen zu dürfen. Auf eine solche Bitte gab dann eine alte

Dienerin, die nach langem Schlüsselgeklapper an der Pforte erschien und scheu und feindselig, wie aus festem Burgverließ, durch das eiserne Gitterwerk nach den Fremden spähte, den Bescheid, Herr Holmberg male nur zu seinem Vergnügen und empfange niemals Besuche.

Wie er selbst jedem Verkehr aus dem Wege ging, so verlangten auch Jene, die ihn von Ansehen kannten, wenig nach einer Annäherung. Die Erscheinung des etwa sechzigjährigen Mannes hatte etwas Düsteres, Abstoßendes. Er ging meist mit gesenktem Haupt, die große, schwere Gestalt nach vorne gebeugt. Unter den dichten Brauen wirkten die müden, von breiten Lidern verdeckten, tiefliegenden Augen um so melancholischer; ein langer, grauer Vollbart umgab das fahle, in großen Zügen geschnittene Gesicht, die festgeschlossenen, gleichsam in Schweigen versteinerten Lippen.

Er wohnte seit fünfzehn Jahren schon in Innsbruck, aber man wußte von seiner Vergangenheit nur wenig. Man erzählte, daß er einst eine glänzende Carrière als Justizbeamter vor sich gehabt, daß er sich aber plötzlich — vermuthlich nach dem Tode seiner Frau — aus der kaiserlichen Hauptstadt, aus dem Dienst und dem öffentlichen Leben zurückgezogen habe, um hier in tiefer Abgeschiedenheit seine Tage der Malerei zu widmen, die er mit der Befriedigung und Selbstgenügsamkeit eines Dilettanten betrieb, der seine Arbeiten keiner Kritik aussetzt und sich in keinem Wettkampf mit Größeren Enttäuschungen holt.

Eine unverheirathete Schwester Holmberg's hatte nach dem Tode seiner Frau die Sorge für das Hauswesen

übernommen. Amalie glich ihrem Bruder nicht im Geringsten: klein und rundlich, mit einem gutmüthigen, rothwangigen Gesichte und freundlichen Augen wäre sie so recht zu einem thätigen, frohen Leben als Frau und Familienmutter veranlagt gewesen; doch sie ertrug auch die freudlose, stille Existenz, die ihr vom Schicksal beschieden war, mit Humor und Pflichttreue, jenen kräftigen, schlichten Pflanzen gleich, die auf jedem Boden gedeihen und auch, wenn ihnen das Sonnenlicht entzogen ist, noch bescheiden weiter grünen.

Jahre lang hatten die beiden Geschwister in der gleichmäßigen Ruhe neben einander hingelebt, so abgeschlossen von der Welt, als wäre die Umfriedung ihres Gartens eine hohe Klostermauer. Eines Tages aber flatterte ein helles Gewand unter den Ahornbäumen, eine junge Stimme klang durch die stillen Räume der Villa, und an dem Fenster des Erkerzimmers stand ein schlankes, dunkelblondes Mädchen mit etwas bleichen, lebhaft bewegten Zügen und schönen goldbraunen Augen, die wie dürstend nach Leben und Glück auf die sonnige Landschaft hinaus blickten.

Es war die Tochter des Einsiedlers, die nun als erwachsenes Mädchen aus der Pension zurückkehrte. Mit guten, warmen Vorsätzen kam sie heim, beseelt von jenem Jugendglauben, der mit festem Willen Alles zu bessern, Alles umzuwandeln hofft. Sie wollte mit ihrer Frohlaune den melancholischen Geist forttreiben, der sich über das Haus gebreitet hatte; sie wollte dem Vater die ernsten Falten von der Stirne schmeicheln und ihn herausreißen aus seiner menschenscheuen Verbitterung. Jeden Morgen

stieg sie zu ihm hinauf in's Thurmgemach, ließ sich neben seiner Staffelei nieder, sah ihm zu, wie er die Farben mischte, bat darum, ihm Palette und Pinsel putzen zu dürfen, und setzte ihren Ehrgeiz darein, sich aus dem Malergehilfen zur Schülerin empor zu schwingen, nicht so sehr aus Begeisterung für die Kunst, als in dem heißen Bestreben, dem Vater nahe zu bleiben und seine Interessen zu theilen. Doch dem finsteren Manne schien die Gegenwart seines Kindes weder Unlust noch Freude zu bereiten; für ihr frisches Geplauder hatte er kaum eine Antwort, ihre schüchternen Malversuche aber erregten seine Ungeduld. All' ihre Liebe, ihre nach Ausdruck verlangende Zärtlichkeit prallten von ihm ab, wie an einem starren Felsen die schmeichelnde Welle. So gab Brigitta denn nach manchen Thränen der Enttäuschung das fruchtlose Bemühen auf, sich seine Gunst und Neigung zu erringen, und Holmberg blieb wieder allein in seinem Thurmgemach.

Von der Tante erfuhr die Heimgekehrte freilich nur Güte und liebevolle Sorgfalt; doch das alte Fräulein war zu sehr an ihr resignirtes Schattenleben gewöhnt, zu eingesponnen überdies in ihre Alltagsbeschäftigungen und Pflichten, um das unbefriedigte Sehnen, die Rastlosigkeit einer heißen jungen Seele noch verstehen zu können. So zog sich Brigitta denn immer scheuer in sich selbst zurück, und die drei Menschen, die sich so nahe standen, gingen fremd und kühl neben einander hin, jedes mit seiner eigenen Gedankenwelt die stillen Tage füllend.

Für Tante Amalie war es ein Ereigniß, daß sie sich im Winter in festlichen Putz werfen mußte, um Brigitta

zu den Tanzunterhaltungen zu führen, welche von den Offizieren der Garnison veranstaltet wurden. Auf ihr Zureden hatte der Vater die Erlaubniß hierzu ertheilt; das junge Mädchen würde lieber auf jedes Vergnügen verzichtet, als selbst ein bittendes Wort gesprochen haben. Mit mehr Ruhe als die Tante sah sie den Festabenden entgegen; aber sie tanzte gerne und freute sich, gesucht, gefeiert, bewundert zu werden. Nur vermochten ihr die schönsten Komplimente der Lieutenants, die Auszeichnungen, die ihr vor allen anderen Damen zu Theil wurden, keinen tieferen Eindruck zu machen und verloren durch die Wiederholung immer mehr an Reiz für sie. Mit verträumten, sehnsuchtsvollen Augen, die das Glück in weiter Ferne zu suchen schienen, blickte sie vor sich hin. Doch sie sollte nicht immer so unberührt bleiben.

Bei einem von den Offizieren auf dem Berg Isel arrangirten Sommerfeste wurde ihr der vor Kurzem nach Innsbruck versetzte Bezirksrichter vorgestellt. Der junge Mann kam direkt von Wien; sein Wesen trug den Stempel der Großstadt. Nicht im schlimmen Sinn, denn er war weder blasirt noch frivol, aber durchdrungen von dem Hauch jenes geistig regen, prickelnden Lebens, das in den Centralpunkten der Kultur pulsirt. Brigitta fühlte sich sympathisch berührt und gab sich offener und freier, als es sonst ihre Art war. Sie verhehlte auch ihre Freude nicht, als der Bezirksrichter beim Abschiede bemerkte, er habe Grüße von Wiener Bekannten an sie und ihre Familie zu bestellen und würde sich nächstens erlauben, seinen Besuch zu machen.

An einem Septembertage war's und Brigitta saß stickend am Fenster, als der Bezirksrichter den sonnenhellen Weg heraufkam, der zu ihrem Hause führte. Sie erröthete ein wenig, bückte sich aber, ohne ein Wort zu sagen, auf die Arbeit herab und wartete, bis die Glocke klang und die Dienerin die Karte hereinbrachte. Ganz ausnahmsweise war ihr Vater im Erkerzimmer anwesend. Er hatte nichts dagegen, wenn ab und zu ein Besuch zu den Damen kam; nur zog er sich stets, ohne sich im Geringsten um die Anwesenheit der fremden Menschen zu kümmern, in sein Thurmasyl zurück.

Auch heute klappte er, als der Besuch angemeldet wurde, sofort das Buch zu, in dem er gelesen, und erhob sich, um sich zu entfernen. Ein Zufall wollte es, daß er einen gleichgiltigen Blick auf die Karte warf, welche die Dienerin in der Hand hielt.

„Der Herr Bezirksrichter bringt uns Grüße von der Wiener Familie, welche im vorigen Sommer hier wohnte,“ erklärte Brigitta und versuchte möglichst gleichgiltig zu sprechen, während sie in einer gewissen Erregung die Handarbeit zusammenfaltete.

Doch sie erschrak vor einem nie gesehenen Blick des Zorns und Hasses, der plötzlich in den müden Augen des Vaters aufloderte.

„Claus Weigold!“ schrie er, die Karte, die er der verblüfften Dienerin weggenommen, mit zitternden Händen zu Boden schleudernd. „Claus Weigold, hier in meinem Hause? Nie soll er dessen Schwelle überschreiten, niemals! Sagen Sie dem Herrn, wir dankten ein- für allemal

für seinen Besuch!“ rief er der Dienerin zu, die verlegen nach der Thüre schlich.

Die beiden Damen waren bestürzt aufgesprungen. Der leidenschaftliche Ausbruch war bei dem passiven Wesen Holmberg's, der sich sonst mit keinem Wort und keiner Frage in häusliche oder gesellige Angelegenheiten mischte, etwas so Unerhörtes, daß Schwester und Tochter ihn von plötzlichem Wahnsinn befallen glaubten. Tante Amalie bewahrte noch besser ihre Geistesgegenwart; sie eilte an ihm vorüber dem Stubenmädchen nach und flüsterte ihr zu: „Entschuldigen Sie uns auf artige Weise bei dem Herrn Bezirksrichter. Sagen Sie, Herr Holmberg sei erkrankt, ein plötzlicher Nervenanfall habe ihn ergriffen. Wir bedauerten ungemein!“

Brigitta stand unbeweglich und starrte mit scheuen Augen, in heißer Seelenangst auf den Vater. Dann fiel draußen die Gartenthüre in's Schloß, und die Schritte des Bezirksrichters entfernten sich. Man hörte deutlich den Kies unter seinen Füßen knirschen. Der Vater aber ließ sich wieder im Fauteuil nieder und las anscheinend ruhig in seinem Buche weiter.

Nun erst, da die Bestürzung von ihr wich, fühlte Brigitta ihre Enttäuschung über die Abweisung eines Besuches, auf den sie sich gefreut hatte, und sie sagte zum ersten Male mit offenem Trotze: „Warum soll Herr Weigold uns nicht besuchen? Er scheint ein gebildeter Mensch und in unserer Einsamkeit wäre es wahrlich —“

Doch sie verstummte, als sie nun in das völlig erblaßte, von Schmerz und Zorn entstellte Gesicht des

Vaters blickte, der aufgestanden und vor sie hingetreten war.

„Ich will den Namen nicht hören!" schrie er, wie abwehrend beide Hände ausstreckend. „Nenne den Namen nicht mehr, wenn Du mich nicht wahnsinnig machen willst!" Dann ging er mit heftigen Schritten aus dem Zimmer und ließ sich während der nächsten Tage seine Mahlzeiten in den Thurm bringen, in dem er sich eingeriegelt hatte.

Brigitta's kindliche Liebe war durch die frostige Art des Vaters zurückgedrängt und verletzt worden; ein Wort der Güte würde hingebenden Gehorsam von ihr erlangt haben; tyrannischer Befehl aber reizte sie zum Widerspruch. Der räthselhaften Abneigung Holmberg's zum Trotz beharrte sie auf ihrer wohlwollenden Gesinnung für den Bezirksrichter, und der junge Mann, dem ihr Vater das Haus verboten, erhielt freien Zutritt in das unbeschränkte Bereich ihrer träumenden Phantasie. Sie bemerkte bald, daß derselbe ihr zu begegnen suchte, daß er bei Sturm und Unwetter auf der Innbrücke hin und her schritt, über welche sie zu bestimmter Stunde ihr Weg führte, daß seine Augen lebhaftes, warmes Interesse ausdrückten, wenn er vor ihr den Hut zog. Bald ward dieser Gruß zum Ereigniß in dem Einerlei ihrer Tage.

Es kam allmählig über sie und sie wußten es Beide nicht, wie es geschehen war: ohne daß sie mit einander sprachen, lag's wie ein Träumen von Liebe zwischen ihnen.

Nun erwartete Brigitta die Karnevalsgeselligkeit zum ersten Male mit Aufregung. Würde er kommen? Oder

verschmähte er vielleicht, verwöhnt von den Vergnügungen der Großstadt, den kleinen Kreis und die kleinen Tanzfreuden, die sich ihm hier boten? Wenn er kam, würde er sich ihr nähern oder beleidigt von der Abweisung seines Besuches jede frühere Bekanntschaft mit ihr ignoriren?

Diese Gedanken gingen ihr ernsthafter im Kopfe herum, als sie sich selbst gestehen wollte.

Er war da! Gleich beim Eintritt in den Saal fiel ihr Blick auf seine hohe Gestalt, die alle Uebrigen überragte, und auf seinen hübschen blonden Kopf. Und durch seine grauen, glänzenden Augen zuckte ein blitzartiges Aufleuchten, als sie den ihren begegneten. Dann trat er auf sie zu und bat um einen Tanz. Diese Bitte klang ihr anders als von allen Uebrigen — wichtiger, bedeutungsvoller, und mit bewegter Stimme versprach sie ihm den dritten Walzer — den Herzenswalzer.

Sie nannte das Wort „Ball“ nun nicht mehr leichthin und gleichgiltig wie ehedem. Sie dachte an die Empfindung, mit welcher sie von seinen Armen umfaßt, Auge in Auge, Hand in Hand mit ihm sich im Saale wiegte, wie von einer rosigen Wolke getragen, die sie Beide so fest umhüllte, daß ihnen die Paare ringsum fern und ferner schwanden. Aber sie wollte nicht, daß Claus ihr zum gewöhnlichen „Ballbekannten“ werde, mit dem die Freundinnen sie neckten, dessen Aufmerksamkeiten für sie unter der Damenwelt besprochen wurden. Als er denn bei der zweiten Begegnung um ein paar Extratouren bat, und bei der dritten die Hoffnung aussprach, beim Souper ihr Tischnachbar zu werden, und ihr beim

Kotillon einen großen Rosenstrauß überreichte, da bat sie ihn mit einiger Verwirrung, aber mit einer so lieben Stimme, daß die Bitte nur schmeichelnd, nicht verletzend klingen mußte: er möchte sich künftig mit einem Tanze begnügen, ihrem Tische fern bleiben und jede auffallende Annäherung vermeiden.

„Sie kommen aus einem viel breiteren, lebhafter bewegten geselligen Leben," sagte sie lächelnd. „Sie wissen nicht, wie hier Alles beobachtet und besprochen wird. Das alberne Gerede kann mir die liebsten Bekannten unausstehlich machen!"

Er gab eine heitere Antwort und sie hoffte, daß er sie richtig verstanden hatte; jedenfalls gehorchte er. Ihrem kurzen Beisammensein verblieb eine süße Feierlichkeit; es war, trotz Lampenlicht und Ballmusik und Menschengeschwirr, von Poesie umflossen. Ueber die lachenden Gesichter der Herren und Damen, über glänzende Uniformen und leichtflatternde, bunte Gewänder hinweg trafen sich ihre Augen und sagten sich Wunderdinge; das laute Treiben um sie her verstummte für sie, die fremden Gestalten verschwammen in Nebelgrau, nur sie beide lebten und fühlten sich nah und vertraut, wie in tiefer Einsamkeit.

Brigitta verlebte die Karnevalswochen wie einen schönen Traum, der nur durch eine dumpfe Angst vor dem Erwachen getrübt ward. Zum ersten Male sah sie den Aschermittwoch, der allen geselligen Freuden ein Ende machte, mit Betrübniß nahen. Nun glich wieder ein Abend dem andern; nun war sie wieder ganz eingefangen in das ernste Heim, nun blieb wie vordem als einzige

Tagesfreude eine flüchtige Begegnung mit Claus, ein Blick, ein Gruß, ein paar hastig unter dem Regenschirm getauschte Worte.

Endlich schwand der winterliche Bann von der Bergstadt; mächtiger und wilder rauschten die Innwellen vorüber und die erste Frühlingsregung zog durch das erblühende schöne Thal. Brigitta hatte vor längerer Zeit einer in München verheiratheten Freundin ihren Besuch versprochen; nun erschrak sie auf's Heftigste, als der Vater sie eines Tages an diese Zusage erinnerte und nach ihrer Abreise frug. Errieth er, daß ein warmes Interesse sie in Innsbruck fesselte, und wollte er sie deshalb fortschicken, ihr neue Eindrücke verschaffen? Jedenfalls fühlte sie sich verwirrt und wie schuldbewußt vor seiner Frage und zeigte, um ihm jeden etwaigen Argwohn zu nehmen, sofort der Freundin ihre demnächstige Ankunft an.

Es war am Tage vor ihrer Abreise. Sie ging im Garten auf und ab, in dem schon die blau und gelben Krokus blühten und die ersten Blätterknospen sprießten. Der Vater war mit dem Skizzenbuche unter dem Arm fortgewandert, die Tante machte Einkäufe unter den Lauben der Altstadt, und Brigitta fühlte sich stimmungsvoll bewegt in ihrer Einsamkeit und sah träumend auf die schneebedeckte, scharf vom blauen Himmel sich abhebende Bergkette.

Es überkam sie mit einem Male ein tiefes Weh, daß sie nun fort sollte in die große Stadt, in die Ebene. Galt der Abschied wirklich nur der heimathlichen Landschaft? Sie gab sich hierüber keine Rechenschaft; aber

ihre Gedanken wanderten fort von den Tiroler Bergen zu ein paar leuchtenden grauen Männeraugen. Ob es Claus Weigold betrüben würde zu hören, daß sie abgereist; ob er auch in der Ferne ihrer dächte?

Da fiel plötzlich ein Schatten auf den hellen Kiesweg; unwillkürlich blickte sie auf. Da ging der Mann, der eben so lebhaft vor ihrem Geiste geschwebt hatte. Die Chaussee führte dicht an einer Seite des Gartens vorüber, den ein Gitter umschloß, welches im Sommer von einer dichten Hecke überwuchert wurde. Nun aber trennten Brigitta nur die schmalen Eisenstäbe und die kahlen Aestchen des Weißdorns von dem langsam draußen vorbeischreitenden Bezirksrichter, der grüßend den Hut zog. Sie waren Beide ein wenig verwirrt, als sie sich nun so plötzlich gegenüber standen.

Er zögerte eine Weile, dann aber sagte er, die Augen fest auf sie geheftet: „Das ist ein seltener Glückszufall, Fräulein Holmberg, daß ich Sie in Ihrem Garten erblicke. Ich bin sehr oft schon diesen Weg gegangen, fast alltäglich, mit einer leisen Hoffnung, der Sonnenschein hätte Sie in's Freie gelockt; doch immer war es einsam zwischen den Beeten. Sind Sie zu dieser Stunde häufiger hier außen? Ich würde dann meinen Spaziergang immer auf den Abend verlegen.“

„In den nächsten Wochen werde ich weder zu dieser noch zu irgend einer anderen Stunde im Garten zu sehen sein, da ich morgen nach München abreise,“ antwortete sie, noch immer etwas verwirrt.

„Wie, Sie reisen fort, Fräulein Holmberg?“ rief er

traurig. Die Trauer und die Bestürzung klangen so echt, daß es Brigitta ganz freudig durchrieselte. „Aber das ist ja sehr bitter für mich,“ fuhr er fort. „Innsbruck wird ganz öde und einsam sein ohne Sie! Sie werden sich natürlich sehr auf München freuen?“

Sie sah treuherzig zu ihm auf. „Ich freute mich, als ich im letzten Herbst die Einladung erhielt; doch seitdem — ich weiß nicht wie und warum — habe ich alle Lust an der Reise verloren, und nun — nein — nun freue ich mich eigentlich gar nicht mehr!“

„Wirklich nicht?“ frug er rasch mit einem Blick, der sie erröthen ließ, als habe sie sich verrathen.

„Fräulein Holmberg,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „dürfte ich nicht einen Moment bei Ihnen eintreten, um Ihnen Lebewohl zu sagen?“

Sie blickte verwirrt zu Boden. Auch ihr war eben der Gedanke gekommen, wie gerne sie doch mit ihm durch den Garten auf und ab wandeln, wie gerne sie etwas behaglicher und länger mit ihm plaudern möchte, als es hier an der Chaussee möglich war; zugleich aber fühlte sie doch, daß sie ihm ein „Nein“ antworten müsse. Der Vater konnte zurückkommen, und welch' peinliche Scene mußte sie gewärtigen, wenn er den ihm verhaßten Mann bei seiner Tochter, auf seinem Besitzthum antreffen würde.

„Ich bin ganz allein zu Hause, deshalb weiß ich nicht —“ erwiederte sie verlegen und in einem Tone, aus dem ihr eigenes Bedauern über diese Weigerung deutlich herausklang.

„Verzeihen Sie — ich war unbescheiden,“ gab er rasch

zurück. Sie standen sich eine Weile gegenüber in einem schwülen Schweigen. Er spielte mit einem Zweiglein der Hecke, das durch das Gitter drang; sie zeichnete mit dem Sonnenschirm Figuren in den Kies. „Reisen Sie morgen allein, Fräulein?" frug er plötzlich.

„Ja!"

„Und zu welcher Stunde?"

„Ich werde den Abendzug benützen." Die Vermuthung stieg nun in ihr auf, daß er ihr noch an der Bahn Lebewohl sagen wolle und deshalb fügte sie hinzu: „Ich werde natürlich von der Tante begleitet werden, die mich erst verläßt, wenn ich wohlverwahrt im Damencoupé dahin fahre."

Er schwieg einen Moment, als suche er nach einem Wort für seine Frage; dann aber sagte er leise: „Müssen Sie denn unbedingt in's Damencoupé einsteigen? Wenn ich nun durch einen Zufall auch morgen eine Reise machen müßte, wenn der Zufall mich in denselben Zug, in denselben Wagen führte wie Sie — es wäre ein so liebes Wunder," sagte er im Flüstertone. „Und ließe sich das holde Wunder nicht herbeiführen? Irgend ein wildfremder Mann könnte die Fahrt bis München mit Ihnen machen, ohne daß Sie's zu verhindern vermöchten."

„Im Damencoupé fahren keine wildfremden Männer," gab sie mit einem Lachen zurück, das ihre Verwirrung über diesen Vorschlag verbergen sollte.

„Ich bitte Sie, lachen Sie nicht, Fräulein Brigitta! Es ist nicht hübsch, daß Sie meine erste Bitte mit einem Achselzucken von sich weisen!"

„Ihre Bitte? Aber Herr Bezirksrichter, denken Sie doch an die entsetzten Gesichter der Bekannten, die natürlich am Bahnhofe sein werden, wenn Sie mit mir in ein Coupé stiegen! Dann müssen Sie sich sagen, daß man sich eine solche Idee nur im Spaß ausmalen kann!“

„Ich halte diese Idee gar nicht für so unausführbar,“ erwiederte er lebhaft. „Ich brauchte ja nicht hier auf dem Bahnhofe in den Kurierzug zu steigen. Wer wird zum Beispiel während der paar Minuten Aufenthalt in Hall sich darum kümmern, ob und wo ich Platz finde? Die neugierigen Augen der Bekannten reichen nicht über das Weichbild der Stadt hinaus. Ich verlange ja nicht, Sie bis München begleiten zu dürfen! Nur eine Viertelstunde weit mit Ihnen zu fahren, um das Glück zu genießen, einmal frei und allein mit Ihnen sprechen zu dürfen. Ist das ein ganz toller, ganz unmöglicher Traum?“

„Ja, mein Herr,“ erwiederte Brigitta stolz. „Woher nehmen Sie die Zuversicht, daß ich Ihnen ein Stelldichein gewähren will?“ Sie wollte sich beleidigt von ihm fortwenden.

„O bleiben Sie, Fräulein!“ rief er ernst, „und verzeihen Sie meine Bitte, wenn dieselbe Ihnen so unbillig scheint. Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu kränken! Habe ich Ihnen nicht seit langer Zeit bewiesen, daß ich nicht zu den aufdringlichen Menschen gehöre, daß ich weiß, was man einem Mädchen wie Ihnen schuldig ist? Ich habe mich während des Karnevals begnügt, Sie in scheuer Entfernung zu bewundern, während Andere das Recht hatten, sich Ihnen viel vertraulicher zu nähern. Sie

wollten diese Zurückhaltung und ich gehorchte. Aber glauben Sie mir, dieses entsagungsvolle Fernbleiben ist mir nicht leicht geworden. Ich hatte stets den heißen, immer heißer werdenden Wunsch nach einem Alleinsein mit Ihnen und habe diese Sehnsucht sehr berechtigt gefunden. Da Sie nun auf Wochen von hier fortreisen, da ich Sie in Ihrem Hause nicht besuchen darf, so schien es mir kein frevelhafter Gedanke, um eine Unterredung im Bahnzuge zu bitten, wenn das auch etwas ungewöhnlich sein mag. Wenn dieses Ansinnen Sie beleidigt, kann ich nur annehmen, daß Sie nicht das geringste Vertrauen in meine Gesinnung setzen, oder daß Ihnen meine Nähe überhaupt nicht wünschenswerth ist."

Seine Worte klangen so männlich stolz und zugleich so liebevoll und traurig, daß Brigitta's gekränkte Miene schwand.

„Sie irren sich," sagte sie und schaute ihn wieder mit warmen Augen an. „Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen. Auch mir ist es sehr leid, daß — daß ich Sie nicht auffordern kann, zu mir zu kommen. Ich kann Ihnen jetzt nicht sagen, warum das so ist — und vielleicht haben Sie Recht, daß wir einmal ruhiger, eingehender mit einander sprechen sollten, als es hier möglich ist — und doch —"

Sie war ganz nahe an das Gitter herangetreten und sprach die Worte leise, in reizender Verwirrung.

Er blickte wie gebannt auf ihre feinen Züge, die so viel Liebe und Wärme ahnen ließen; nicht mehr im Tone des Vorwurfs, nein, bewegt und innig flehte er: „O, so reichen Sie mir doch zum Abschied noch Ihre Hand. Ueber diese

eiserne Barrière, die uns trennt, hinweg, einen einzigen lieben Händedruck, o bitte!"

Sie überließ ihm die Hand, die er sachte durch das Gitter zog und, sich herab beugend, an die Lippen drückte. Es war ein langer, leidenschaftlicher Kuß. Ihr aber kam plötzlich mit jähem Schrecken die Erinnerung an den Vater, der in der nächsten Minute zurückkehren konnte, und mit angstvollen Augen schaute sie die Straße hinab.

„Ihr Blick schickt mich fort," sagte er traurig, während er ihre Hand noch immer festhielt. „Ich fühle wohl, daß ich gehen muß! Leben Sie wohl denn, Brigitta! — Nein," fuhr er leidenschaftlich fort, „nein, ich kann Ihnen nicht Lebewohl sagen! O, versprechen Sie mir — Sie brauchen ja von der Begegnung gar nichts zu wissen — versprechen Sie mir nur, daß Sie dem Zufall nicht trotzig ein Hinderniß in den Weg schieben wollen. O lassen Sie mich sagen: Auf Wiedersehen! Morgen!"

Sein Kuß hatte sie durchschauert und heiße Flammen in ihr entfacht.

„Auf Wiedersehen!" wiederholte sie unwillkürlich, wie machtlos, von einem Zauber befangen.

Er wendete noch oft das Haupt, sie sah ihm lange nach, bis er an der Wegbiegung verschwunden war; dann ging sie langsam in's Haus.

In dieser Nacht lag sie schlaflos, im Kampf mit ihrem Herzen. Nie war Claus ihr noch so schön, so lieb erschienen; ein heißer Strom wogte in ihr auf, wenn sie dachte, wie süß es wäre, Worte der Liebe, rückhaltloser Liebe von seinen Lippen zu hören. Wie hatte sie sich in

ihrer Einsamkeit stets gesehnt nach einem großen, unvergeßlichen, heißbewegten Moment des Glückes! O, allein sein mit Claus! Ihm sagen dürfen, daß sie ihn liebte! Und immer eindringlicher führte die Sehnsucht das Wort und flüsterte verlockend; und leise nur noch mahnte die Vernunft: wird er nicht selbst geringer von Dir denken, wenn Du seine Bitte erfüllst? —

Mit Packen und Abschiedsvisiten verging der nächste Tag. Als Brigitta reisefertig war, stieg sie hinauf in's Atelier, um dem Vater Lebewohl zu sagen. Sie hatte das Gemach lange nicht betreten, und in der scharfen Beleuchtung fiel ihr auf, welch' bittere Leidensgeschichte auf den ernsten, müden Zügen des Vaters zu lesen stand. Er aber blickte mit ungewohnter Zärtlichkeit auf das frische Antlitz seiner Tochter.

„Lebewohl, mein gutes Mädchen!" sagte er bewegt, ihr beide Hände auf die Schultern legend. „Sei vergnügt, doch laß uns nicht zu lange allein!"

Der warme Ton von diesen Lippen war ihr ein so seltenes Glück, daß sie am liebsten das Reisetäschchen fortgeworfen hätte und dem Vater mit den heißen Worten um den Hals gefallen wäre: „O laß Dich lieb haben, Vater, und ich will bei Dir bleiben!" Doch die gewohnte Scheu war mächtiger, als die Stimmung des Augenblickes, und so schlich sie erschüttert die Treppe hinab, das Herz bedrückt von einem dunklen Bewußtsein der Schuld gegen den Vater, von der Ahnung kommender, schwerer Konflikte.

Während der Fahrt nach der Bahn war sie fest entschlossen, das geplante Wiedersehen mit dem Bezirksrichter

als einen unausführbaren Traum zu betrachten und ihm nur aus dem neutralen Gebiet des Damencoupé's einen Abschiedsgruß zuzuwinken. Doch das heitere, hastige Treiben am Bahnhofe, der Anblick der vielen fremden Gesichter, die aus den Wagen hervorschauten, weckten ihr eine freudige Reise-Aufregung, und als nun die Tante ausrief: „O Brigitta, das wird eine hübsche Fahrt für Dich werden! Im Damencoupé sitzen drei kleine Kinder mit Mutter und Amme und schreien, als wenn sie am Spieße steckten!" Da trat das junge Mädchen entschlossen auf den Kondukteur zu und sagte: „Bitte, ich will in ein Nichtraucher-Coupé steigen!"

Auch hier saßen ein paar Damen. Brigitta aber schlang erregt die Arme um das alte Fräulein, das fast erschrocken schien über so lebhafte Zärtlichkeit: „Du gute, liebe Tante Malchen, leb' wohl!"

Dann brauste der Zug fort, hinaus in die abendliche Frühlingslandschaft. Dem Mädchen war's so seltsam, so süß und bang, so erwartungsfreudig, so angstvoll zugleich zu Muthe. Sie drückte die heißen Wangen an die Scheiben, sie öffnete endlich das Fenster und sah die weißen Wolken ziehen. Ihre Ruhelosigkeit steigerte sich, je mehr die Stadt zurückwich, je rascher der Zug dahin fuhr. Nun tauchte schon die grünliche Kirchthurmkuppel Hall's in der Ferne auf, nun wurden die ersten grauen Häuser des alten Städtchens sichtbar. Mit jähem Schrecken bemerkte sie, daß ihre Reisegefährtinnen ihre Effekten herabnahmen und sich zum Aussteigen bereit machten.

„Wenn er nur nicht gekommen wäre!" dachte sie mit

einem Aufseufzen und blickte doch mit heißen Augen auf den einsamen Perron. Sie hatte nicht lange zu suchen. Vom hellsten Abendsonnenschein beleuchtet, stand er vor dem kleinen Stationsgebäude, in den weiten Reisemantel gehüllt, der ihn noch größer als sonst erscheinen ließ, das Gesicht forschend, erregt auf die vorübergleitenden Wagen geheftet.

Der Schaffner öffnete für die beiden Damen die Coupéthüre. Der Bezirksrichter trat heran; seine scharfen Augen hatten das gesuchte liebe Antlitz rasch erspäht. Er half den Aussteigenden ein halbes Dutzend Schachteln und Körbchen herausbefördern und reichte ihnen dienstbeflissen die Hand beim Aussteigen; er war den fremden Damen so über alle Maßen dankbar für ihre Entfernung. Dann nahm er Brigitta gegenüber Platz.

Allein! Der Zug fuhr weiter. Claus hielt die Hände des Mädchens in den seinen und sie blickten sich stumm in die Augen.

„Das ist Glück, Brigitta!" sagte er. Dann verharrten sie wieder in Schweigen. Wiesen und Felder flogen an ihnen vorüber. Weiche Frühlingsluft drang zum geöffneten Fenster herein, und manchmal drang durch alles Lärmen der Lokomotive das Zwitschern eines aufschwirrenden Vogels.

So viel hatte er ihr zu sagen gehabt, und nun war ihm das Schweigen so reizvoll, daß er aller Worte vergaß. Der Kondukteur, der seine Rechte zum Fenster hereinstreckte, um das Billet zu coupiren, riß sie aus ihrer Versunkenheit.

Als sie wieder allein waren, sagte Claus: „Nun, da ich Ihnen ohne Zeugen in's Gesicht sehen darf, nun meine ich, es sei Alles klar zwischen uns, Sie wüßten Alles! Wissen Sie es aber auch recht, daß ich nicht blos Ihre Schönheit bewundere, nein, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, so liebe, wie ein Mann nur ein Mädchen lieben kann: die Eine, die er für sein ganzes Leben besitzen möchte. Darf ich hoffen, bald, recht bald diese liebe Hand für immer in der meinen behalten zu können."

Diese Worte! Wie sie sie in sich einsog, wie sie ihr Wesen durchsonnten mit Glück, wie eitel Sonnenschein sich ihr über die Welt breitete! Er liebt mich! jauchzte ihr Herz! Doch nur wenige Sekunden lang dauerte die ungetrübte Seligkeit.

„O sagen Sie, lieber Freund," frug sie traurig, „sind Sie jemals meinem Vater begegnet? In früheren Jahren vielleicht? Haben Sie ihn jemals beleidigt? Er muß Sie kennen und scheint einen tiefen Groll gegen Sie zu hegen. Ahnen Sie den Grund?"

„Ihr Vater?" rief er bestürzt. „O, ich dachte, Ihre Tante wollte mir nicht wohl!"

„O, die gute Tante hat wahrlich nichts gegen Sie. Ihr könnte ich auch jede schlimme Meinung über einen Nebenmenschen fortschmeicheln, weil sie stets zu der wohlwollendsten Ansicht hinneigt. Mein Vater aber ist unnahbar, tief, unergründlich. Er liebt die Menschen nicht! Sie aber scheint er geradezu zu hassen!"

Claus war betroffen; er fand sich hier plötzlich einer unerwarteten, unerklärlichen Abneigung gegenüber, die

seiner Liebe gefährlich werden konnte; doch nach einer Weile schüttelte er die peinliche Beklommenheit ab und sagte, Brigitta's Hände wieder ergreifend: „Ich bin überzeugt, daß hier eine Verwechslung vorliegt. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihrem Vater niemals begegnet bin, daß ich zum ersten Male Ihren Namen hörte, als mir in Wien Grüße an Sie aufgetragen wurden. Ihr Vater wird erkennen, daß ich ein Fremder für ihn bin, sobald ich ihm einmal gegenüber stehe. Ich aber will mir alle Mühe geben, allmählig seine Gunst zu gewinnen, um endlich die große Bitte wagen zu dürfen, die ich an ihn zu stellen habe. Allen Fragen, die ein Vater an mich richten kann, sehe ich ohne Besorgniß entgegen. Ich bin wohlhabend. Meine Vorgesetzten müssen mir ein gutes Zeugniß ausstellen. In meinem Vorleben ist kein Makel, der mich eines liebenswürdigen Mädchens unwerth machen könnte. Doch wenn dies Alles Vorzüge vor Eltern und Vormündern sein mögen, was helfen sie mir der Tochter gegenüber, wenn diese mich nicht mit gütigen Augen betrachten will!"

„Sie wissen allzu wohl, daß Sie mir gegenüber keine Abneigung zu besiegen haben!" kam es mit einem lieben Lächeln von ihren Lippen.

„Keine Abneigung? Darf ich das so deuten, wie ich möchte! Brigitta, haben Sie mich ein wenig lieb? O sagen Sie mir's ein einzig Mal!"

„Ja, tausend Mal: Ja!"

Die Sonne war hinter einem breiten Bergrücken verschwunden. An dem kleinen Bahnhofe, an welchem der

Zug vorüber fuhr, wurden schon die Lampen angezündet; die ersten Sterne schimmerten durch das lichte Blau. In dem dämmernden Wagen saßen die beiden einsamen Menschenkinder und hielten sich umschlungen und tauschten Kuß um Kuß. Ihr war's, als schwinde die Vergangenheit so rastlos und unaufhaltsam von ihr fort, wie das friedliche Land da draußen vor den Fenstern, als flöge sie vom Sturmwind erfaßt der Zukunft entgegen. Aber jede Sorge und jede düstere Ahnung versank in dem Glück dieser Augenblicke.

„In wenigen Minuten,“ sagte sie endlich, sich aus seinen Armen befreiend, „müssen wir scheiden, denn wir nähern uns der Station Schwaz, und Du mußt dann unbedingt aussteigen! Ja, wirklich, unerbittlich!“

„Muß ich wirklich! Nun, wenn Du's befiehlst, werde ich gehorchen! Der Eilzug hält freilich erst in Jenbach wieder. Aber ich kann ja an der Station aus dem Wagen springen.“

„Nein, um Gottes willen, das darfst Du nicht!“

Ueber ihren Schrecken lächelnd, wollte er sie wieder an sich ziehen; sie aber rief, seine Hände festhaltend: „Nein, wir wollen ruhig und vernünftig mit einander reden. Versprich mir, unsere Verlobung geheim zu halten bis zu meiner Rückkehr. Ich fürchte mich vor der Enthüllung und möchte noch eine Weile unser Glück bewahren vor dem Sturm, der unfehlbar kommen wird!“

„Wie Du willst, Geliebte! Ich verschließe all' meinen Jubel fest in mein Herz, bis Du das Siegel lösen magst! Doch schreiben darf ich Dir, nicht wahr? Und noch Eins:

damit Du immer an mich erinnert wirst, laß Dir diesen Ring an die Hand stecken.“ Er hatte einen schmalen Goldreif, der einen von Diamanten umgebenen Sapphir in antiker Fassung hielt, vom kleinen Finger gezogen. „Der Ring ist seit alten Zeiten in unserer Familie. Meine Großmutter, meine Mutter haben ihn getragen. ‚Du sollst ihn einstmals Deiner Braut an die Hand stecken,‘ sagte mein Vater, als ich vor einem Jahre von ihm ging. Ich nahm mit einem Lächeln den Ring, den er mit einem tiefen Seufzer vom Finger zog. Ich ahnte ja nicht, daß dieser Augenblick so bald für mich kommen würde. Wie mein guter Vater sich freuen wird über seine schöne Tochter!“

„O lieber Freund! Ich kann nicht so rosig in die Zukunft schauen, wie Du. Ich fürchte —“

Sie brach ab mit einem lauten Schreckensschrei. Die Lokomotive hatte mehrere scharfe, schrille Pfiffe gegeben, und nun folgte ein Poltern, Stoßen, Scheibenklirren, ein Krachen und Rütteln; und nicht von sanfter Gewalt gezogen, nein, jählings, von einem heftigen Ruck vorwärts geschleudert, fiel Brigitta in die Arme des jungen Mannes, der sie fest an sich preßte. Ein paar bange, entsetzensvolle Sekunden — dann ein letzter Stoß — der Wagen stand still. Man hörte rufende, angstvolle Stimmen, Thüren wurden aufgerissen, da und dort klirrte eine Fensterscheibe unter allzu hastiger Hand. Claus hatte den Arm um das erblaßte, zitternde Mädchen geschlungen; sie drückte ihr Gesicht an seine Schulter und schloß die Augen in einem Gemisch von Wonne und Grauen. Er

streichelte ihr zärtlich das weiche Haar; dann beugte er sich forschend hinaus. Ihr Wagen war aus den Schienen geglitten, die vorderen Lastwagen aber schienen vollständig zertrümmert worden zu sein; die Lokomotive hatte entgleisend den Boden aufgewühlt und die Schienen wie Kinderspielzeug zerbogen und zerknickt.

Der herantretende Kondukteur öffnete mit bebenden Händen den Wagenschlag.

„Diesmal haben wir einen starken Schutzengel gehabt!" sagte er mit seinem harten Tiroleraccent. „Eine Sekunde noch — und die Wagen lägen alle zertrümmert im Graben, wir unter ihnen! Gut ist's noch abgelaufen; nur den Lokomotivführer hat's hinausgeschleudert — einen verrenkten Fuß — nichts von Bedeutung." Dann aus seinem aufgeregten Tone in den geschäftsmäßig nüchternen verfallend, rief er die Wagenreihe hinab: „Alles aussteigen! Weiterfahrt unmöglich! Kann zwei Stunden dauern!"

Mit nachdenklichen Mienen betrachteten die Reisenden die jähe Zerstörung. Sie fühlten Alle, daß der Tod dicht an ihnen vorübergezogen war. Claus und Brigitta sahen sich tief in die Augen und drängten sich fester an einander; ihre junge Liebe hatte zum ersten Male der Ernst des Lebens berührt. Ein Schauder durchrieselte das Mädchen bei dem Gedanken an die Gefahr, die über ihrem Haupte geschwebt hatte, während sie die ersten seligen Küsse tauschten, und Angesichts des Abgrundes von Tod und Vernichtung, an dem sie vorüber geglitten waren, vergaß sie alle kleinen Bedenken und Rücksichten und drückte sich

fest und ohne Scheu vor den fremden Augen an den Arm des Geliebten. Die meisten Reisenden schickten sich an, das Städtchen Schwaz zu erreichen.

Die beiden jungen Leute folgten langsam den durch die Dämmerung dahinschreitenden Gestalten; sie aber zog es nicht in den dumpfen Raum eines Gastzimmers. Es plauderte sich so köstlich unter dem Sternenhimmel, im Halbdunkel. Immer einsamer wurde es um sie her; sie wandelten die Landstraße auf und ab; der Innstrom rauschte neben ihnen, der Frühlingswind strich leise durch die kahlen Zweige der Vogelbeerbäume und weckte auf den Wiesen den frischen Duft der treibenden Erde und der ersten Blumen.

Ueber Brigitta kam ein süßer Friede, ein Gefühl der Geborgenheit, als sei es vom Anfang aller Tage beschlossen gewesen, daß sie Beide zusammengehörten, als sei Trennung zwischen ihnen undenkbar.

Ganz versunken in ihr Gespräch hatten sie das Rollen eines Wagens nicht beachtet, der die Landstraße herabkam und bereits die letzten Häuser des Städtchens hinter sich gelassen hatte. Sie wandten sich erst um, als das Gefährt ihnen ganz nahe war. Das Licht der am Bock befestigten Laterne beleuchtete grell ihre beiden Gestalten. Auf dem Einspänner saß, die Zügel in Händen haltend, den Bedienten hinter sich, ein junger Mann mit scharfgeschnittenem, etwas verlebten Gesicht und tiefliegenden schwarzen Augen, die nun lauernd, zornig und boshaft das einsame Paar anfunkelten. Nur einige Sekunden lang; dann zog er mit einem vielsagenden Lächeln den

Hut; Brigitta dankte mit einem kaum merklichen Nicken. Er aber schlug auf das Pferd und bald sah man nur noch das Licht des Wagens durch das wachsende Dunkel schimmern.

Für Brigitta aber war mit einem Schlage alle Poesie dieser Stunde entschwunden. Sie sah dieses heimliche Zusammensein mit Claus plötzlich nicht mehr mit ihren eigenen trunkenen Augen, sie sah es mit den Augen der Welt, und sie sagte sich, daß von diesem Momente an für immer ein Flecken auf ihren Ruf fallen mußte. Bleich, mit düsterem Gesicht, starrte sie dem Wagen nach.

„Morgen weiß es ganz Innsbruck," murmelte sie dumpf, „daß ich bei sinkender Nacht hier auf der einsamen Straße mit Dir ging. Von diesem Manne darf ich keine Schonung erwarten! Mit boshafter Freude wird er erzählen, wie vertraulich ich an Deinem Arme hing, wie ich erschrak bei seinem Anblick!"

„Warum gerade von ihm?" frug er, nun auch beunruhigt. „Kennst Du ihn näher! Es war Oskar Hegemann, nicht wahr, der Besitzer des hübschen Schlößchens dort unten! O Geliebte, was ist Dir dieser Mann? Du siehst ganz entgeistert aus!"

„Ich fürchte ihn," sagte sie. „Ich weiß, daß er längst nach einer Gelegenheit sucht, sich an mir zu rächen. Er war dreist und zudringlich gegen mich, zu wiederholten Malen, bis ich ihm eines Tages in Gegenwart mehrerer Damen eine sehr deutliche Abweisung ertheilte. Das hat der eitle, selbstgefällige Mensch mir nie verziehen, und

wie süß wird es ihm nun scheinen, von einem Rendez-vous der ‚als so stolz bekannten‘ Brigitta Holmberg zu berichten. O, ich hätte nie einwilligen sollen, niemals!"

„Aber, lieber Schatz, waren diese Stunden denn nicht schön? Kein Gott kann uns die Erinnerung an sie rauben, und willst Du sie Dir vergällen und verbittern lassen durch das Gerede gleichgiltiger Menschen? Diese Begegnung mit dem Schloßbesitzer, die ich um Deinetwillen herzlich bedauere, muß nur eine Aenderung unseres Entschlusses herbeiführen. Nun dürfen wir unsere Verlobung nicht mehr geheim halten. Nun bin ich es Dir, mir selbst schuldig, morgen zu Deinem Vater zu gehen und ihn um Deine Hand zu bitten. Für meine Braut darf ich einstehen mit vollem Recht, und laß sehen, ob dieser Mensch," er deutete mit zornigen Augen nach dem verschwindenden Lichte des Wagens, „ob er oder ein Anderer nur ein Wort wagen wird, das Dich kränken könnte!"

Brigitta konnte nicht widersprechen. Sie sah ein, daß ihre Liebe, die nun einmal kein Geheimniß mehr war, auch dem Vater nicht verschwiegen bleiben durfte, und doch graute ihr bei dem Gedanken, daß der Moment der Entscheidung so nahe gerückt sei, und all' ihr Glaube an das Glück und an die Zukunft war erloschen; die wärmsten, liebevollsten Worte, die Claus in ihr Ohr flüsterte, nahmen den Druck nicht fort, der ihr auf dem Herzen lag.

Erst als nach Stunden die Weiterfahrt auf dem wieder hergestellten Geleise signalisirt wurde, als die Beiden im Dunkeln unter einem blühenden Kirschbaume von einander Abschied nahmen, flüsterte sie, die Arme um seinen Hals

schlingend: „Was auch werden mag, Geliebter, ich bereue nicht, was ich that! Ich kann ja nicht anders, als Dich lieb haben!"

— — — — — — — — — — — —

In die Ecke des Wagens gedrückt, fuhr Brigitta ihrem Ziele zu. Sie ward am Münchener Bahnhofe von einem glücklichen jungen Ehepaare empfangen und in ein reizendes Heim geführt, das von Liebe förmlich durchweht war. Kein Wunder, daß die Sehnsucht des jungen Mädchens in dieser liebeswarmen Atmosphäre immer neue Träume ersann, daß sie allüberall sich selbst schalten und walten sah, an ihrer Seite den geliebten Mann, der ihr mit zärtlicher Stimme zuflüsterte: „Mein Schatz, meine Geliebte, mein Weib!" Endlich konnte sie die süßen Bilder, die ihre Phantasie ihr vorgaukelte, nicht mehr stumm in's Herz verschließen, und in der Dämmerstunde, als die Freundinnen recht vertraulich am Theetisch saßen, erzählte sie erröthend der jungen Frau von ihrem Sehnen, von ihrer Seligkeit und ihrer Sorge. Nichts erweckt glücklichen Frauen ein größeres Interesse, als ein neu sich gestaltendes Herzensschicksal. Auch Frau Wilhelmine lauschte den Worten des Mädchens in so freudiger Erregung, als kehre ihr das süße Hangen und Bangen der Brauttage wieder zurück. In ungeduldiger Erwartung sahen die beiden Freundinnen der Ankunft des Postboten entgegen. Derselbe hatte am Morgen nur einige in einer Bahnhofrestauration geschriebene verliebte Zeilen gebracht, die Brigitta lächelnd zu sich steckte.

Am nächsten Tage aber kam ein langer Brief, den sie

mit zitternden Händen erbrach und dann nach einer Weile mit dem schmerzlichen Aufschrei: „O, ich wußte es!" zu Boden gleiten ließ, um an der Schulter der bestürzten Freundin in leidenschaftliche Thränen auszubrechen.

Claus schrieb nach einigen zärtlichen Eingangsworten Folgendes:

„Mit welch' stürmischem Schritt bin ich den Kiesweg zu Eurem Hause emporgegangen, Brigitta! An Eurem Gartenthore stand ich freilich eine Weile aufathmend still, ehe ich die Glocke zog. Bei allem Muth, den die Liebe gibt, ist es doch kein behaglicher Gedanke, über eine fremde Schwelle zu treten, an der man sich so wenig willkommen weiß. Deinem Rathe folgend, frug ich nach Deiner Tante und ward eingelassen. Wie hatte ich dem lieben Fräulein Unrecht gethan, wenn ich an ihrem Wohlwollen zweifelte! Vor ihrem guten, freundlichen Gesichte ward es mir leicht, von Dir, von meiner Liebe zu sprechen, und sie hörte mein Geständniß mit freudiger Theilnahme, ja, wir schüttelten uns herzinniglich die Hände, als dürften wir uns bereits als liebe Verwandte betrachten. Erst als ich nun um eine Unterredung mit Deinem Vater bat, schien der guten Tante die Erinnerung an jene Scene bei meinem ersten Besuch zurückzukehren; alle Heiterkeit wich aus ihren Zügen, voll Angst und Unruhe suchte sie nach Ausflüchten und gestand endlich, sie habe nicht den Muth, mich ihrem Bruder anzumelden, da mein Name ihm schon einmal eine ganz ungewohnte zornige Aufwallung verursachte. Ich erklärte ihr, daß ich hiervon wisse, daß ich eben deshalb unangemeldet vor Herrn Holmberg hin-

zutreten wünschte, in der festen Ueberzeugung, daß meine Person ihm total fremd sein müsse. Endlich nach langen Vorstellungen und Bitten gelang es mir, das Fräulein zu erweichen, und sie zeigte mir mit ängstlicher Miene den Weg zum Atelier. Langsam stieg ich die Treppe empor und klopfte. Es erfolgte kein ‚Herein!‘ aber nach einigen Augenblicken wurde die Thüre geöffnet. Dein Vater und ich standen uns gegenüber. Ich hatte mich nicht getäuscht: sein Gesicht war mir völlig fremd. Er aber starrte mich an wie ein Gespenst und streckte die Arme abwehrend gegen mich aus, während er mit einem Ausdruck des Abscheus vor mir zurückwich, der mich ganz fassungslos machte.

„Verzeihen Sie, verehrter Herr Holmberg,“ sagte ich, „daß ich Sie förmlich hier überfallen habe.“

Er aber stieß mit rauher Stimme die Worte hervor: „Warum kommen Sie zu mir, was wollen Sie von mir, Herr Weigold?“

Er also kannte mich, und mein Name klang so zornig und hart von seinen Lippen, als wolle er mir einen Schimpf entgegenschleudern. Der abrupten Frage gegenüber blieb nichts übrig, als mein ernstes Anliegen ohne weitere Einleitung vorzutragen. Ich verschwieg ihm nicht, Brigitta, daß Du mir gut seiest; aber glaube mir, mein Herz war so voll von Liebe für Dich, von Mitleid und Interesse für den düsteren Mann, der Dein Vater ist, daß ich meine Werbung in so warmem, bittendem und bescheidenem Tone aussprach, als man nur finden kann, um ein Herz zu rühren und zu gewinnen.

Das Kinn sank ihm tief auf die Brust herab während meiner Worte; er starrte regungslos zu Boden. Als ich zu Ende war, schlug er die Hände vor das Gesicht und rief aufstöhnend: „Auch das noch! Auch das noch!" — Du fühlst wohl selbst, Geliebte, mit welch' peinlicher Empfindung ich vor ihm stand, wie diese nun folgenden Minuten des Schweigens mir endlos dünkten.

„Herr Holmberg," sagte ich endlich, „darf ich fragen, warum meine Bitte Ihnen so sichtliches Entsetzen wachruft? Ich wüßte nicht —"

Er aber unterbrach mich mit einem bitteren Auflachen, das mir in die Seele schnitt, und dann sich aufrichtend trat er vor mich hin, sah mir fest in die Augen und rief: „Wenn ein Bettler hier vor mir stünde, wenn ein von aller Welt Ausgestoßener, ein Paria der Gesellschaft zu mir sagte: ‚Ich liebe Dein Kind, und Dein Kind liebt mich!' ich würde ihm antworten: ihr Herz hat ein freies Recht zu wählen, und wenn sie Dich liebt, sei mir willkommen, wer Du auch seiest! Ich würde ihm geben, was ich besitze. Nur einen Menschen auf der ganzen Welt darf meine Tochter nicht wählen, und das sind Sie, Claus Weigold, und Ihnen sage ich: niemals, niemals! Schreiben Sie ihr das — mit Ihrem Lebewohl. Es ist mein einziges, mein letztes Wort!"

Es lag ein so unerschütterlicher Ernst auf seinen Zügen, daß jedes weitere Fragen und Drängen mir nutzlos schien. Ich ging mit schwerem Herzen.

Daran aber magst Du meine Liebe zu Dir messen, daß sie nach solch' harter Zurückweisung noch nicht ent-

sagen will, daß sie viel tausendmal größer ist, als mein Stolz. Nein, mein süßes Mädchen, wir lassen dieses letzte Wort nicht gelten! Eine Ahnung sagt mir, daß es eine That, vielleicht eine Schuld der Vergangenheit sein muß, die uns das Glück der Gegenwart rauben soll. Wir wollen diesem Schatten näher rücken, und wenn er nicht weichen will und kann, über ihn hinwegschreiten! Wenn Du nur Muth hast, Geliebte!"

Da war nun der Streit in ihrem Herzen entbrannt, den sie lange geahnt hatte: dort das melancholische Antlitz des Vaters, das ihr vorwurfsvoll zuzunicken schien, und hier die leuchtenden Züge des Geliebten, die ihr einen Schauer der Sehnsucht wachriefen.

Umsonst versuchte die Freundin, sie zu zerstreuen. Theater, Konzerte, alle Vergnügungen, die München bietet, vermochten kein Roth auf Brigitta's Wangen zurückzurufen, ihren nachdenklichen Sinn nicht zu erhellen.

„Laß mich heimkehren, Wilhelmine," sagte sie eines Tages zu der Freundin, „ich bin ein trübseliger Gast."

Die junge Frau strich ihr zärtlich über das Gesicht.

„Wir hielten Dich gerne, Schatz," sagte sie, „aber ich sehe wohl, daß es selbstsüchtig wäre, auf Deinem Bleiben zu bestehen; es muß Dich ja drängen nach einer Klärung Deines Geschickes. O könnten meine guten Wünsche Dir nützen!"

So kehrte Brigitta denn nach kaum vierzehntägiger Abwesenheit wieder in das stille Haus am Inn zurück. Sie hatte sich in vielen schlaflosen Nächten zurechtgelegt, was sie dem Vater sagen, wie sie ihn durch Bitten rühren

wollte. Nun, da sie ihn wiedersah, finsterer, schmerzgebeugter denn je, da die Tante ihr mit traurigem Gesicht erzählte, seit jener Unterredung ginge er in jeder Nacht Stunden lang in seinem Zimmer auf und ab und fände nicht mehr Rast und Ruh', da erstarb ihr jedes Wort auf den Lippen. Schweigend lebten sie einige Tage so weiter, ohne mit einem Wort die Frage zu berühren, an die sie doch Alle dachten. Mit Claus verkehrte Brigitta nur in Briefen wie während ihrer Trennung; nur einmal hatten sie sich flüchtig die Hände drücken können, denn sie wurden von allen Seiten mit Argusaugen betrachtet.

Oskar Hegemann hatte über die Begegnung auf der nächtlichen Landstraße nicht geschwiegen; Brigitta sah es an den Mienen, hörte es aus den Worten ihrer Bekannten, wie man über sie gesprochen und gelästert hatte. Auch schien der Vater, der ihr früher die größte Freiheit gelassen, nun jeden ihrer Schritte zu kontroliren, und hatte sichtlich der Tante den Auftrag gegeben, das junge Mädchen auf allen ihren Ausgängen zu begleiten. Brigitta's stolze Seele war empört, erbittert über diese Bevormundung: sie erschien sich wie eine Gefangene und verlangte darnach mit wildem Trotz, die Stäbe ihres Kerkers zu brechen.

Eines Mittags, als sie bei dem schweigsamen Mahle dem Vater das Brod reichte, blickte dieser mit einem Ausdruck des Entsetzens auf ihre Hand. „Wie kannst Du es wagen," rief er aufspringend, „diesen Ring an Deinem Finger zu tragen? Ich weiß, wer ihn Dir gab! Willst

Du mich höhnen? Hat er Dir nicht gesagt, welche Antwort er von mir erhalten hat?"

Auch Brigitta war aufgestanden und ein Blick auf die Tante bat diese, sie mit dem Vater allein zu lassen, eine Bitte, welcher das gute Fräulein, das zitternd den Ausbruch des lange drohenden Gewitters mit anhörte, mit einem Seufzer der Erlösung Folge leistete.

Bleich und erregt, mit funkelnden Augen stand Brigitta ihrem Vater gegenüber, die seine Rechte, an welcher der Sapphir blitzte, fest an sich gedrückt, und mit einer Stimme, die erst leise zitterte, doch allmählig an Kraft gewann, erwiederte sie: „Ich weiß, daß Du Claus Weigold meine Hand verweigert hast, aber ich kann und werde deshalb nicht aufhören, ihn zu lieben. Mein Herz ist ihm zugeflogen, ich weiß nicht wie und warum, und ich kann es ihm nicht nehmen, auch wenn ich gehorchen wollte. Aber ich will mich nicht stillschweigend einem ‚nein' fügen, das ohne Erbarmen für meine Empfindungen mein Glück vernichtet! Auch ein Vater hat nicht das Recht, mit solcher Tyrannei über die Zukunft seines Kindes zu entscheiden, ohne nur zu erklären, warum das so geschehen muß!"

Der Ton ihrer Worte war vor den Augen, die sich immer drohender und zorniger auf den Ring an ihrer Hand hefteten, herb und trotzig geworden.

Er nickte ein paar Male vor sich hin mit einem Blick voll unsagbarer Trauer, wie in stummer Klage, dann sagte er dumpf: „Warum das so geschehen muß? Und wenn ich Dir's auch sagte, was würde es helfen? Du

würdest ja doch dem Dämon folgen, der Dich aus diesen Männeraugen lockt. Was gelten einem Weibe die festesten Bande, was gilt ihm die heiligste Pflicht, wenn ein heißer Wunsch sich in ihrem Herzen regt und ihre Sinne verwirrt! Geh' nur, wohin Du willst! Geh', wenn das Glück Dich ruft! Ich aber werde den Tag nicht erleben, an dem Du seinen Namen trägst? Einmal in einer Schreckensnacht hatte ich schon die Pistole geladen, die meinem Leben ein Ende machen sollte; da hielt ein Ruf aus einem Kindermunde — aus Deinem Munde, Brigitta — mich zurück! Nun will auch mein Kind sich von mir lossagen; nun ist das Maß der Bitterkeit voll — es ist Zeit zu sterben!"

Starren Auges hatte das Mädchen die Worte vernommen, nun zog sie langsam den Ring von ihrem Finger. Sie ließ ihn niedergleiten auf den Tisch, der zwischen ihnen stand. Dann eilte sie in ihr Gemach, warf sich nieder auf den Teppich und den Kopf auf die Polster des Sopha's gedrückt, lag sie Stunden lang, und ihre Lippen murmelten nur zuweilen mit einem Aufschluchzen, das durch ihren ganzen Körper bebte: „Zu Ende! Zu Ende!"

Endlich öffnete die Tante leise die Thüre und drängte sie in ihrer praktisch-sorglichen Art, etwas Speise zu sich zu nehmen, da die Mahlzeit so jählings unterbrochen worden. Brigitta, die bei dem Eintreten der Tante rasch aufgesprungen war, schüttelte abwehrend das Haupt, aber sie ließ sich überreden, in's Freie hinaus zu gehen und frische Luft zu athmen. Auf der Bank unter den knospenden Ahornbäumen setzte sie sich nieder und dachte nach

über den Brief, den sie an Claus schreiben wollte — schreiben mußte. Grauer Nebel verschleierte den Himmel, die Luft war still und schwer; kein Sonnenglanz schimmerte auf den breit angeschwollenen Inn-Wassern, die gelblich-grau und trübe heranrollten; die Berge hatten eine düstere dumpfe Färbung und über den Stubaier Alpen ballten sich die Wolkenmassen, durch die nur ab und zu ein greller Lichtreflex glitt. Es war so recht eine Stimmung in der Natur, um Abschied zu nehmen vom Glück. Gesenkten Hauptes, die Hände im Schoß gefaltet, saß das Mädchen, als ein schwerer, tiefer Seufzer aus einer todwunden Menschenbrust an ihr Ohr drang. Ein Zittern flog über ihre Gestalt, der Schmerzenslaut kam aus der am Ende des Gartens stehenden, aus Baumrinden gefügten Hütte, in welcher der Vater die Abendstunden zuzubringen pflegte. Sie hatte in diesen Stunden schweren Ringens nur Mitleid für sich selbst und für Claus empfunden und des Vaters nur grollend und schaudernd gedacht, wie der finsteren Gestalt, die sich trennend zwischen sie und das Glück stellte. Nun erinnerte sie dieser Seufzer, daß auch der Vater unglücklich war, daß er litt wie sie, und es überkam sie Reue über den Trotz und die selbstsüchtige Härte, die sie dem an der Seele kranken Manne gezeigt.

Sie stand auf und trat mit leisen Schritten an die Hütte heran. Er saß von ihr abgewendet, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, das graue Haupt in die Hände gedrückt. Sie legte ihm ihre Rechte auf die Schulter.

„Vater!" rief sie in heiß aufströmendem Gefühl, „Du sollst Dich nicht so gräßlichen Gedanken hingeben. Wie

könnte es ein Glück für mich geben — um solchen Preis? Ich will es opfern ohne Murren, wenn es Dir ein Trost sein kann."

Es zuckte so schmerzlich um den feinen blassen Mund, es lag ein so feierlicher Ernst in ihrem Tone, daß er bewegt und gerührt zu ihr aufsah.

„Armes Kind!" sagte er. „Nicht ich — das Schicksal will es! Und das Schicksal ist hart und unerbittlich!"

Er hielt ihre Hand in der seinen, und so saß er lange, schweigend, wie zurückblickend in die vergangenen Tage; ihr aber flossen langsam die großen Thränen über die Wangen herab.

„Du sollst mich nicht ungerecht nennen, mein Kind," begann er endlich, und die Stimme klang milder und weicher, als Brigitta sie je vernommen. „Auch ich will Dir ein Opfer bringen. Ich will Dir eine Geschichte erzählen, die auch mit Liebe begann und mit Weltekel und Menschenhaß endete! Dann magst Du selbst entscheiden, was Du thun darfst und willst! Komm' mit!"

Sie gingen durch den Garten zurück unter den ersten fallenden Regentropfen. Brigitta folgte ihrem Vater die Treppen empor bis in das Thurmgemach. Dann zog er, noch immer schweigend, einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete das Schubfach eines Schreibtisches und nahm ein kleines, in Gold gefaßtes Pastellbild hervor.

„Das war Deine Mutter, Brigitta," sagte er. Zum ersten Male erblickte das Mädchen die Züge der Frau, die ihr das Leben gegeben. Bei ihrem Tode war sie noch zu klein gewesen, um auch nur die flüchtigste Erinnerung

an sie festhalten zu können; später aber, wenn sie nach der Mutter frug, hatte sich das Gesicht des Vaters stets verdüstert, die Tante ihr ängstlich und verlegen Schweigen geboten. Ein gewisses Grauen umgab in ihrer Kinderphantasie deshalb die Gestalt der Mutter; sie dachte sie sich böse und stolz wie die schlimme Königin im „Schneewittchen“. Kein späterer Eindruck verwischte dieses erste Bild, und so war die Kindervorstellung in ihrem Gemüthe haften geblieben. Nun aber sah sie verwundert, entzückt in ein weiches, liebliches Gesicht voll jugendlicher Anmuth, in große braune Augen, die hell und freundlich in die Welt blickten.

„Wie schön sie war,“ rief sie unwillkürlich.

„Ja, sie war schön,“ wiederholte der Vater, während er das Bild wieder in seine Hände nahm und die Blicke auf demselben ruhen ließ. „Du gleichst ihr in der Gestalt, mein Kind, auch in den Zügen; doch sie hatte hellere, leuchtendere Farben; auch fehlte der nachdenkliche Ernst, der auf Deiner Stirne, um Deinen Mund liegt, wenn Du schweigst. Aus ihrem Gesicht lachte stets hellster Frohsinn und sorglose Lebenslust. Ich war vierzig Jahre alt geworden, und nie hatte Frauenschönheit einen so überwältigenden Eindruck auf mich gemacht, wie die ihre. Bei einer Gerichtsverhandlung sah ich sie zum ersten Male. Sie mußte als Zeugin erscheinen, da die wegen Diebstahls auf der Anklagebank sitzende Magd eine kurze Zeit auch in ihrem Dienste gestanden und auch sie bestohlen hatte. Mich verwirrte das rosige Gesicht, das ich vor mir sah. Ich hörte kaum, welche Antwort sie auf die Fragen gab,

die an sie gerichtet wurden; doch ich erinnere mich, daß sie mit einer besonderen Feierlichkeit die Eidesformel nachsprach, und daß ich mich über das Gemisch von Aufrichtigkeit und Herzensgüte freute, das ihre Aussage charakterisirte. Sie wollte der Wahrheit getreu bleiben bis auf den kleinsten Punkt und fühlte doch sichtlich solches Mitleid mit der Diebin, die schluchzend neben dem Polizeisoldaten saß, daß sie ihre eigene Sorglosigkeit um ihre paar Schmucksachen, die Leichtigkeit, mit welcher sie hatte bestohlen werden können, wiederholt betonte.

‚Diese Seele ist ohne Arg, klar und durchsichtig, voll Menschenliebe und voll sittlichem Ernst,‘ sagte ich mir. Thor, der ich war! Der nicht erkannte, daß ihn die glatte weiße Stirne bestrickte, daß die verführerische Gestalt ihm über ihr Wesen eine Lüge vorgaukelte. So rasch hatte sie mich gefangen mit ihrer unschuldsvollen Miene, daß ich bereits heftig erschrak, als ich sie im Protokoll des Schreibers als Schauspielerin angeführt fand, die ihren allzu schlichten Namen ‚Nelly Meier‘ in den wohlklingenderen ‚Cornelie Wandau‘ verwandelt hatte. Am selben Abend saß ich schon im Theater, um sie wiederzusehen.

Es war im vollen Widerspruch mit meinen Grundsätzen, mit meinem Charakter, wenn eine Dame vom Theater mir wohlgefiel. Und dennoch — dennoch liebte ich sie, liebte sie mit einem frischen, heißen Herzen, das zum ersten Male die Leidenschaft ergriff, und mit dem tiefen Ernst eines vierzigjährigen Mannes. Vielleicht würde mich ein sehr bedeutendes, schauspielerisches Talent von

ihr zurückgeschreckt haben, aber sie war keine große Künstlerin; sie war stets dieselbe, stets — sie selbst; voll Anmuth und Grazie in jeder Bewegung, mehr gewinnend durch die Wärme ihres Tons und den lieben Ausdruck ihres Gesichtes, als durch ein besonderes Mienenspiel oder große Lebendigkeit des Vortrags. Sie wurde viel umschwärmt, viel begehrt; doch versicherte man, daß sie gänzlich zurückgezogen lebe, und auf alle Galanterien, die ihr gesagt und geschrieben wurden, keine Antwort ertheile.

Die soliden Grundsätze der Schauspielerin hatten die jungen und alten Lebemänner Wiens von ihr zurückgeschreckt; mich bestärkte Alles, was ich über sie hörte, nur in der guten Meinung über ihren Charakter, die ich bereits in der ersten Stunde gewonnen hatte, und als ich mich ihr, nach einem letzten Kampf mit meinen Prinzipien, dann persönlich näherte, war ich schon so vernarrt in sie, daß auf der Welt nichts mehr von Gewicht und Bedeutung für mich blieb als das Eine: ihre Gegenliebe zu erringen. Sie ließ es geschehen, daß ich ihren Schritten folgte, daß ich als ihr Begleiter mit meiner großen kräftigen Gestalt und der finsteren Miene, die mir stets eigen war, wie ein Cerberus jeden zudringlichen Verehrer verjagte; sie schickte mir manchen Blick, manches Lächeln zu, wenn ich berauscht von ihrem Anblick hinter den Coulissen lehnte. Eine Weile war ich's recht zufrieden, so in ihrer Nähe weilen zu dürfen und ihr Vertrauen zu besitzen; doch an einem Abend, als sie in der Shakespeare'schen Liebestragödie die Julia spielte, da packte mich die ganze Gewalt meiner Leidenschaft. Ich fühlte, daß ich es nicht

mehr ertragen könnte, wenn auch nur im Spiel ein Anderer sie berührte, und als ich sie am Schlusse der Vorstellung an meinem Arme nach Hause führte, da nahm ich zitternd vor Aufregung ihre Hände in die meinen und drückte sie an mich, so fest und wild, daß sie erschrak. ‚Ich will Dich für mich allein haben, Cornelie!‘ rief ich. ‚Hörst Du, ganz allein! Kannst Du mir ein Opfer bringen? Kannst Du der Bühne entsagen um meinetwillen?‘ Sie erzitterte vor der Leidenschaft, die in meinen Worten lag, aber sie sagte mit einem Augenaufschlag, mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde: ‚Gibt es denn ein Opfer, gibt es denn eine Entsagung für den, den man lieb hat?‘“

Der alte Mann schwieg; die Hände vor die Augen gedrückt saß er in sich zusammengesunken, von der Erinnerung an diese Stunde überwältigt. Seine Tochter aber blickte auf ihn mit voll erwachter kindlicher Zärtlichkeit. Bisher war ihr der Vater wie ein Wesen aus einer fremden Welt erschienen, dem sie ohne Verständniß, in banger Scheu gegenüberstand; nun aber war er ihr menschlich nahe gerückt durch den vollen, warmen Herzschlag, den sie vernommen, und sie vergaß ihr eigenes Schicksal, während sie nun in ihrem Wunsche, ihn zu trösten, leise an ihn heranrückte und mit schmeichelnden Fingern sein Haar streichelte.

Als er das Haupt wieder erhob, war in seinen Augen nicht der alte finstere Blick, sie schienen in weite Ferne zu schauen. „Ja, damals glaubte ich an das Glück,“ sagte er, „und mein Glück war kein bloßes Wahngebilde.

Nein, ich konnte es an den Händen halten, ich sah ihm in die lachenden Augen, und der Tag kam, da ich es jubelnd an die Brust drückte. Meine Familie, meine Verwandten waren freilich empört über meine Ehe; nur meine jüngste Schwester, Deine gute Tante Amalie, die einzige Seele, die mir bis heute treu geblieben, schrieb mir einen glückwünschenden Brief und schickte nach Jahresfrist, als Du zur Welt kamst, Brigitta, zierliche Jäckchen und Strümpfchen. Auch manche meiner früheren Bekannten, engherzige Bureaukraten, hatten sich mit einem Achselzucken von mir zurückgezogen. Was kümmerte es mich? Ich war ein Glücklicher! Mit selbstbewußter Kraft und regem Interesse stand ich in einem reich bewegten Leben und freute mich über jeden Erfolg in meinem Beruf, schon um meiner jungen Frau willen, die so stolz auf mich schien. Ich liebte sie nach zwei-, dreijähriger Ehe wie am ersten Tage, und sie war schöner denn je. Wir kümmerten uns wenig um das ausgelassene Leben der Kaiserstadt, aber wir hatten im Hause einigen geselligen Verkehr; ich würde es ungerecht und unklug gefunden haben, meine Frau von der Bühne weg in volle Einsamkeit zu bringen. Cornelie schien auch von dem kleinen heiteren Kreise voll befriedigt. Am häufigsten kam ein Freund von mir in's Haus, mit dem ich mich gerne über ernste Fragen unterhielt, wenn wir auch über manche Dinge sehr verschiedene Meinungen hegten. Er war, wie ich, in Prag geboren, wie ich Jurist; wir hatten schon als ganz junge Leute zusammen verkehrt, während er noch als Student in den ersten Semestern stand, und ich bereits meine Staatsprüfungen machte.

Dann hatte er sich der Advokatur zugewendet, sich auch früh verheirathet, so daß wir uns aus den Augen verloren. Als ich nach Wien versetzt wurde, erneuerten wir die Bekanntschaft. Er, der Jüngere, hatte bereits einen schulpflichtigen Knaben, als ich noch, ein ruheloser Bräutigam, vor den Fenstern der Geliebten die Nachtstunden verträumte. Während meiner Flitterwochen aber verlor er seine Frau. Ich war Zeuge seiner Verzweiflung, die ich ihm in meiner Liebesseligkeit so wohl nachfühlen konnte. Aus Theilnahme schloß ich mich vertraulicher und herzlicher an ihn an, als es sonst meine Art war; um ihn zu zerstreuen und aufzurichten zog ich ihn in mein Haus.

Er hatte ein schönes Gesicht, beredte Augen und eine einschmeichelnde Stimme; als allmählig die Trauer von ihm wich, entfaltete er auch hübsche gesellige Talente. Er war ein Weltmann von gewinnenden Umgangsformen, und ich erschien alt und schwerfällig neben ihm. Aber mir gefiel der Umgang. Wenn ich zuweilen spät Abends von der Sitzung heimkam und mein junges Weibchen so einsam in dem stillen Gemache auf mich wartend fand, dann freute ich mich, wenn sie erzählte, mein Freund sei da gewesen, und sie hätten zusammen musizirt. Eine eifersüchtige Regung ist mir in den ersten zwei Jahren unseres Verkehrs nie in den Sinn gekommen. Cornelie's Wesen athmete ja nur Liebe für mich. Die Komödiantin spielte so gut Komödie!

Was den Doktor anbelangt, so hielt ich ihn für keinen Heiligen; er machte auch kein Hehl daraus, daß die Zeit

seinen Schmerz um die verstorbene Gattin gemildert und ihm für die Freuden des Lebens wieder Lust und Sinn zurückgegeben hatte; aber ich hielt ihn für einen Ehrenmann, dem die Frau des Freundes geheiligt wäre.

In einer Herrengesellschaft war einmal von ihm die Rede, man lobte seinen Witz und Verstand, seine Unterhaltungsgabe.

„Gewiß," sagte mein Nachbar, ein berühmter alter Arzt, „in Männerkreisen gibt es keinen angenehmeren Gesellschafter als den Doktor; doch wenn ich eine Frau oder Töchter hätte, so würde ich ihnen diesen gefährlichen ‚Rattenfänger von Hameln' ferne zu halten suchen."

Ich aber vertheidigte meinen Freund auf's Wärmste. „Die Hand würde ich in's Feuer legen," rief ich, „daß er trotz seiner lächelnden Züge ein sittlich strenger Charakter und ein guter Mensch ist." Man entgegnete nichts mehr, da man sah, wie nahe er mir stand; nur auf dem Gesicht des alten Arztes war ein seltsamer Ausdruck: ein leises Aufziehen der Brauen, ein fragender Blick, ein unterdrücktes Lächeln; er sog stärkere Rauchwolken aus der Cigarre, als wolle er mir seine Miene verhüllen.

Es ist seltsam, wie ein flüchtiger Eindruck, der vollkommen vergessen und verwischt scheint, sich im Gedächtniß zähe festsetzen und plötzlich wieder auftauchen kann. Wochen lang hatte ich an jenes Gespräch, an das Lächeln des alten Arztes nicht mehr gedacht, und dann — eines Abends! Ich erinnere mich noch so genau. Wir saßen am Theetisch, Cornelie auf dem Sopha, ich ihr gegenüber im vollen Behagen meiner warmen, traulichen Häuslich-

keit. Es war meine letzte voll harmonische Stunde; darum ist sie mir wohl so klar im Gedächtniß geblieben. Du kamst herein, ein blondlockiges, winziges Ding, um uns ‚Gute Nacht‘ zu wünschen. Du erzähltest von den Kindern, mit denen Du gespielt, von der guten Frau mit dem weißen Haar, die Dich geküßt und Dir Bonbons geschenkt hatte. „Warum hab' ich denn keine Großmama?“ sagtest Du plötzlich. „Ich möchte auch so eine Großmama haben.“

Die Kinderfrage hatte uns Beide nachdenklich gemacht. Ich dachte meiner Mutter, die sich mir seit meiner Heirath so ganz entfremdet, mit einem Seufzer. Auch Cornelie sah träumend vor sich nieder.

„Meine Mutter war weichen Herzens,“ sagte sie traurig. „Aber sie war nicht fähig, viel Leid zu tragen, und als die Sorgen kamen und Noth und Elend über sie hereinbrachen, da war ihre physische Kraft bald erschöpft. Ich sehe sie vor mir, zart, bleich, mit roth geweinten Augen, die voll Mitleid auf mich blickten. Wenn sie hätte ahnen können, daß meine Existenz einst so sorglos würde.“

„Wie wenig ich eigentlich von Deiner Familie weiß,“ erwiederte ich, auf sie zutretend und den Arm um ihre Schulter legend. „Du bist wirklich ‚das Mädchen aus der Fremde‘ für mich gewesen. Ich wußte nicht, woher Du kamst, aber ich freue mich, daß es so ist, daß Du mir ganz allein zu eigen. Ich könnte eifersüchtig werden selbst auf Familienbande. Ich sonne mich in dem Gedanken, daß kein Mensch in der Welt Dir nahe steht außer mir! Nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder

noch Schwester! Ich möchte mit Keinem Deine Gedanken theilen!"

Ich wollte sie an mich drücken in meinem Jubel über ihren Alleinbesitz, und es befremdete mich, daß sie, verwirrt, meine Umarmung abwehrte und scheu zu Boden blickte, meine Augen meidend. Im selben Moment hörte ich draußen im Flur den Schritt des Doktors, den sie wohl früher vernommen hatte. Ihr Antlitz war wie mit Blut übergossen. Unser Freund trat herein, einen fröhlichen Gruß auf den Lippen, seine Augen, seine weißen Zähne blitzten aus dem vom Herbststurm gerötheten hübschen Gesicht. Wie er nun auf uns zutrat, meiner Frau die Hand küßte, mußte ich plötzlich an jenes seltsame Lächeln des alten Arztes denken und mich erinnern, daß er ihn den ‚Rattenfänger von Hameln' genannt hatte.

Seit jenem Abend war meine Unbefangenheit, meine Ruhe verloren. Ein beginnender Zorn prickelte in meinen Adern. In mancher Nachtstunde stand ich vor dem Lager meiner Frau und starrte auf ihr rosiges Gesicht, als müßten mir die schlafenden Züge das Räthsel entwirren, das mich ängstigte, verrathen, was ich zu erfahren zitterte. Sie schlief traumlos wie ein Kind, aber der dumpfe Schmerz wich nicht von meinem Gemüthe, denn ihr Wesen war verändert, ihre Heiterkeit geschwunden; bleich und traurig ging sie einher, und ihre Augen, die ich zuweilen scheu und ängstlich auf mich gerichtet fühlte, hatten den offenen, klaren Kinderblick verloren.

Es waren dies nicht bloße Grillen, die ein Müßiggänger sich etwa aus Langeweile erträumt. Denn ich

war angestrengt beschäftigt. Unter Anderem nahm zur Zeit eine Verhandlung, bei welcher ich nächstens im Schwurgerichtssaale als Staatsanwalt auftreten mußte, alle meine Kräfte in Anspruch. Es handelte sich um einen Abenteurer, der sich seit Jahren in den verschiedensten Städten unter dem Titel eines ausländischen Grafen in die besten Kreise zu drängen gewußt und unglaubliche Summen erschwindelt und vergeudet hatte. Die komplizirtesten Anklagen: Urkundenfälschung, falsche Aussagen vor der Polizei, Betrügereien der raffinirtesten Art lagen gegen ihn vor; doch war der Mensch von solcher Erfahrenheit und Gewandtheit, daß es trotz der eingehendsten Untersuchung nicht gelingen wollte, ihn zu einem vollen Geständniß zu zwingen. Zu meiner Ueberraschung hatte mein Freund, der Advokat, der sonst nicht gerne im Gerichtssaale erschien, die Vertheidigung des Hochstaplers übernommen, und ich mußte mich mit ihm auf ein sehr scharfes Plaidoyer gefaßt machen, denn er besaß im Gegensatze zu meiner ruhigen, schwunglosen Redeweise einen den Schauspielern abgelauschten, wohl berechneten Vortrag; mit seiner modulationsfähigen Stimme konnte er vom kühlsten Sarkasmus zu einer leidenschaftlichen Begeisterung übergehen, welche die Geschworenen leicht mit fort riß. Zum ersten Male fühlte ich einen feindlichen Widerwillen gegen diese seine Art und mußte mir alle Mühe geben, um mit nur halbwegs freundlicher Miene den Verkehr aufrecht zu halten, der sich doch auf einen leeren Verdacht hin nicht plötzlich abbrechen ließ.

Eines Abends, als ich früher wie gewöhnlich nach

Hause kam, war Cornelie abwesend. Ich trat in das Kinderzimmer, um die Magd zu fragen, ob sie nicht hinterlassen habe, wohin sie gegangen sei. Wir hatten damals zu Deiner Bedienung eine alte, häßliche Person mit kleinen, tief liegenden Augen, die entweder auf große Einfältigkeit oder ein heimtückisches Wesen schließen ließen.

„Wenn der Herr Staatsanwalt heim kommt, soll ich sagen, die gnädige Frau sei bei ihrer Freundin Irene," erwiederte sie mit einem halb dummen, halb hämischen Ausdruck auf meine hastig gestellte Frage.

Dieses ‚soll ich sagen' fiel wie ein Funke in mein mit Brennstoff gefülltes Gemüth.

„Sollen Sie sagen?" rief ich mit einer heftigen Bewegung; doch gleich darauf schämte ich mich, vor der albernen Person mein Mißtrauen verrathen zu haben, und bemerkte mit einem flüchtigen Lachen: „Ach ja — ich verstehe — es handelt sich um Weihnachtseinkäufe, Weihnachtsüberraschungen."

„Ja, ja," erwiederte sie mit ihrem lauernden Blick. „Freilich! Darum war die gnädige Frau heute wohl auch so aufgeregt und unruhig. Ganz blaß hat sie ausgesehen, besonders heute früh, wie der Herr Doktor fortgegangen ist."

Er war also da gewesen, ohne daß sie bei dem Mittagsmahle von seinem Besuche gesprochen. Ich stürmte aus dem Zimmer; es litt mich nicht mehr im Hause. Im Sturmschritt lief ich zu der Freundin Irene und erhielt den Bescheid, den ich erwartet: meine Frau war nicht bei ihr.

Wie Feuer fraß die Eifersucht an meinem Herzen. Ich ging heim und wartete. Nach einer Stunde kam Cornelie zurück. Ich sagte kein Wort, ich beobachtete nur. Sie war bleicher noch als sonst, bei jedem Laut, bei jedem Klingeln schreckte sie zusammen; wenn sie mich ganz mit meiner Zeitung beschäftigt glaubte, starrte sie wie geistesabwesend vor sich hin. Zum ersten Male in unserer fünfjährigen Ehe gingen wir ohne Gutenachtkuß aus einander. Ich hätte ihre Lippen nicht zu berühren vermocht, ohne wie ein Othello von Raserei ergriffen zu werden. Sie aber schien es gar nicht zu beachten. Was lag ihr auch noch an meinen Zärtlichkeiten?

Am nächsten Morgen verließ ich früh das Haus, um mich in den Gerichtssaal zu begeben. Unterwegs aber begegnete mir ein Bureaudiener, der mir mittheilte, die Verhandlung gegen den Abenteurer sei auf den nächsten Morgen vertagt, da der Herr Vertheidiger noch einen Entlastungszeugen beizubringen hoffe. Ich äußerte zornig meine Mißbilligung. Mußte mir denn allüberall dieser Mensch in den Weg treten?

„Du kommst so spät nach Hause, obwohl die Verhandlung verschoben worden?“ sagte Cornelie, als ich ihr gegenüber bei Tische saß.

„Woher weißt Du das?“ rief ich heftig. Nun überzog eine glühende Röthe ihr Gesicht und verwirrt, daß sie verrathen hatte, was sie verschweigen wollte, stammelte sie: „Ich hörte so — ich habe bei Bekannten Besuch gemacht.“ Und sie nannte ein paar gleichgiltige Namen.

Warum verheimlichte sie mir sein Kommen? O! ich

fieberte vor Zorn und Eifersucht! Ich hätte ihr das Geheimniß ihrer Untreue mit Gewalt entreißen und sie tödten mögen, wenn sie gestand."

Holmberg war aufgesprungen und maß mit schweren Schritten das Gemach. Brigitta hörte und sah in athemlosem, angstvollem Schweigen, wie der unvergessene Groll nach all' den Jahren in ihm kochte, wie unvernarbt die alte Wunde war.

Mit rauher Stimme, von ihr abgewendet, fuhr er fort: „Ich beherrschte mich, ich mußte erst Klarheit haben. Mit dem Bescheid, ich würde erst spät Abends heimkehren, verließ ich das Haus. Aber die Wände meines Bureau's schienen mich zu erdrücken, die Akten, die vor mir lagen, hatten nur Buchstaben, keinen Sinn für mich. Ich lief fort, in das Dezember-Unwetter hinaus. Der Nebel drückte auf die früh angezündeten Gasflammen und im Dunkel fast hastete das Stadttreiben dahin. Ich war unwillkürlich in die Straße gelangt, in der wir wohnten. Unserem Hause gegenüber blieb ich stehen und wartete. Ich war fest überzeugt, daß der „Freund", der mein bitterster Feind geworden, nun kommen müsse. Was dann geschehen sollte, das wußte ich nicht. Ich harrte lange. Endlich trat Cornelie aus dem Hause. Sie sah forschend die Straße entlang und im Schein der Laterne, unter der sie eine Weile stand, bemerkte ich, daß sie einen langen, dunklen Mantel trug, den ich noch selten an ihr gesehen hatte, und daß ihr Gesicht und ihr Haupt von einem dichten schwarzen Schleier umhüllt waren. Sie ging langsam vorwärts, ich folgte ihr. Mir war's, als ginge der

Weg zur Hölle. Sie wendete immer wieder suchend den Kopf nach allen Richtungen; ein paarmal fürchtete ich, erkannt zu werden. Doch nach mir suchte sie ja nicht! Ich lag ihren Gedanken so fern, daß sie für mich keine Augen hatte! Es dauerte nicht lange, so kam im Sturmschritt der Mann auf sie zu, um dessentwillen sie in Kälte und Schnee durch die Straßen irrte. Es war der Doktor! Wie hätte es ein Anderer sein können? Sie nahm seinen Arm.

Und ich — ich trat nicht auf ihn zu, ich schlug ihn nicht vor ihren Augen zu Boden! Nein! ich war noch nicht zufrieden mit der Schmach, die da vor mir her durch das Dunkel wandelte, ich mußte auch noch den Verrath von ihren Lippen hören. Ich schlich an ihnen vorüber und stellte mich, ihnen voraus eilend, in einen Thorbogen, um ihre Worte zu belauschen. O diese Augenblicke! wie mir die weißen Flocken vor den heißen Augen in tausend Farben flimmerten, wie ich die Hände in den Schnee krampfte, der den Mauervorsprung bedeckte!

„Ich preise nun den Zufall, der mich keinen Wagen finden ließ, Frau Cornelie," sagte er. „Ich würde Sie sonst verfehlt haben. Wie habe ich die lästigen Klienten verwünscht, die mich so lange aufhielten! Vor einer Stunde schon wollte ich bei Ihnen sein. Um diese Zeit wären wir ja auch in Ihrem Salon allein gewesen, hätten ohne Zeugen sprechen können —"

„Nein, nein! besser im Freien!" unterbrach sie ihn mit heftiger Erregung. „Besser unter dem dunklen Winterhimmel! In meinen vier Wänden fühle ich mein Unglück, meine Schande in doppelter Schwere. Ich fürchte

mich in jedem Augenblicke, daß Alles verrathen ist, daß er weiß, was er nie wissen soll! Das Kindermädchen scheint zu lauern und zu lauschen."

„Sie machen sich zu viel Angst und Sorge, liebe Freundin!" tröstete er. „Nur Muth, Muth! Niemand wird Sie sehen, Niemand erkennen, ich habe die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Gewiß, unser Geheimniß bleibt gewahrt. Beruhigen Sie sich nur: was Sie thun, geschieht ja nur aus Liebe! Was so in den Gesetzen der Natur begründet —"

Mehr hörte ich nicht mehr. Ich fühlte, daß ich ein Verbrechen begehen würde, wenn ich nicht floh. So lief ich fort wie ein rasendes Thier, das nach einem Schlupfwinkel sucht, in dem es sich verkriechen kann, und das allüberall nur wieder Straßen, Häuser, Menschen sieht, die es weiter, weiter forttreiben in einer endlosen, fieberhaften Hetzjagd. Ich weiß nicht mehr, wo ich in jener Nacht geblieben bin. Mein Haus habe ich nicht betreten. Am Morgen schickte ich einen Diener in meine Wohnung, um mir andere Kleider zu verschaffen, ohne ein weiteres Wort an meine Frau, die sich wiederholt im Bureau hatte erkundigen lassen, wo ich sei, was mir geschehen wäre. Um die bestimmte Stunde trat ich in den Sitzungssaal, in dem sich die Richter und Geschworenen bereits versammelten. Die Haare klebten mir an der Stirne, meine Stimme war rauh und hart; ich wankte wie ein Fieberkranker. Die Collegen schüttelten mir die Hände und frugen besorgt, ob ich krank sei. Aber ich fühlte mich ruhig, eisig kalt, wie erstorben, und meine Anklagerede

ließ in ihrer kühlen, klaren Fassung nicht ahnen, in welchem Sturm der Leidenschaft ich die Nacht verlebt. Nur als sich der Vertheidiger erhob, eine Weile mit seiner gewohnten sonnigen Miene den Zuschauerraum musterte und dann, als es im Saal erwartungsvoll still geworden, mit leiser, weicher Stimme begann, da fuhr ein Schauder über meinen Leib. Er suchte die Hauptanklage wegen Urkundenfälschung, für welche allerdings keine ganz bestimmten Beweise vorlagen, vollständig zu vernichten und die übrigen dem Schwindler zur Last gelegten Betrügereien zu mildern, zu entschuldigen, in ein möglichst harmloses Licht zu stellen. Er schilderte die verlassene einsame Jugend des leichtsinnigen Mannes, seine Theatercarrière unter liederlichen Genossen, wie er dann habe das Schauspielerleben wegen Verlust seiner Stimme aufgeben müssen und nun, ohne sittlichen Halt, auf Abwege gerathen sei, die den jetzt Fünfzigjährigen vor die Schranken des Gerichts geführt hatten. Er appellirte an das Herz der Geschworenen. Er sprach mit einer unvergleichlichen Beredtsamkeit; begeistert, in ihrer ganzen Tonfülle klang seine einschmeichelnde Stimme durch den Saal, als gelte es die Vertheidigung einer verfolgten Unschuld. Ein Beifallsgemurmel lief durch die Reihen, auch die Geschworenen ließen sich durch das rhetorische Kunststück packen. In mir aber wuchs riesengroß die Empörung empor, und meine eigene Bitterkeit klang wohl durch meine Entgegnung, in welcher ich scharf gegen den Leichtsinn, die Genußsucht, die Grundsatzlosigkeit des Angeklagten zu Feld zog. Meine harte Wahrheit aber hatte

nicht den Erfolg wie seine Worte, die wie ein Rührstück wirkten, und dank seiner Vertheidigung wurde die Frage: ob der Angeklagte der Urkundenfälschung, des schweren Betrugs schuldig, von den Geschworenen verneint und der Schwindler, dem ich zehn Jahre schweren Kerker zuerkannt hätte, schlüpfte mit drei Jahren Gefängnißstrafe durch.

Der alte Arzt hatte Recht gehabt: er war der ‚Rattenfänger von Hameln'. In seiner Stimme lag ein dämonischer Zauber, der nicht blos die Weiber verwirrte!

Auf der Treppe kam er auf mich zu.

„Das war ein heißer Kampf, Holmberg," sagte er. „Wir sind ordentlich gereizt gegen einander geworden und müssen uns nun wirklich die Hände schütteln, zum Zeichen, wie wenig es uns Ernst ist mit dieser gespielten Gegnerschaft."

Seine glatten Worte, sein siegesfrohes Lächeln, seine harmlose Heuchlermiene raubten mir den letzten Rest von Fassung. Ich vergaß, wo wir waren, vergaß den festen Vorsatz, in den Mauern des Gerichtshofes jeden Skandal zu vermeiden. Mir flimmerte es vor den Augen; einen Moment war mir's, als müsse ich mich auf ihn werfen, ihn packen, ihn erwürgen.

„Schuft!" zischte ich hervor und schlug ihm mit der Faust in's Gesicht.

Nun trat er freilich erblassend zurück; überrascht, daß ich ihn durchschaut.

„Das fordert Rechenschaft!" sagte er, und es war

ein stahlharter Glanz in seinen sonst so lachenden Augen. So konnte ich seinen Anblick leichter ertragen: offener Haß zwischen uns Beiden, das war die Wahrheit.

„Schicken Sie mir Ihren Sekundanten! Nur bald! Nur heute noch!" erwiederte ich. Er verbeugte sich. Ich ging. Kopfschüttelnd waren die Collegen Zeugen dieser Scene gewesen. Sie konnten nur krankhaft gereizte Eitelkeit, Wuth über meine Niederlage als die Ursache meines brutalen Vorgehens annehmen und dachten wohl an zerrüttete Nerven. Daraus erklärt sich vielleicht, daß die Streitscene im Gerichtsgebäude ohne weitere unangenehme Folgen für mich todtgeschwiegen, und daß mir später meine Bitte um Urlaub, der ich ein Entlassungsgesuch folgen ließ, sofort gewährt wurde.

Einige Stunden nach dem Auftritt ging ich nach Hause. Nach Hause! Wie hatten mir sonst alle Wonnen der Welt in diesen zwei Worten gelegen, und nun! Ich schloß mich in mein Zimmer ein; nur dem Offizier, den ich um seinen Beistand bei dem Duell gebeten und dem Sekundanten meines Gegners öffnete ich die Thüre zu einer kurzen Unterredung.

Wir waren rasch übereingekommen: dreimaliger Kugelwechsel, Zusammenkunft am nächsten Morgen in den Prateraauen.

Cornelie klopfte einige Male und flehte um Einlaß. Ihre Stimme schon machte mich rasend! Ich hätte ihren Anblick nicht ertragen können, ohne ein Verbrechen zu begehen.

„Ich muß mit Dir sprechen, August!“ rief sie immer wieder unter Schluchzen. „O verzeih’, verzeih’! Es ist ja nicht meine Schuld! O, ich will Dir ja Alles, Alles sagen!“

In Jammerlauten klang’s durch die Thüre: sie zitterte ja für ihren Geliebten! Ich schwieg; ich regte mich nicht. Sie sollte es nicht sehen, was sie aus mir gemacht! Wenn ich mir auch die Nägel fest in die geballte Faust drückte und die Zähne auf einander preßte, wenn auch der kalte Schweiß mir über die Stirne perlte, kein Ton, kein Seufzer sollte ihr verrathen, wie ich raste und litt und in Haß und Sehnsucht verging. Die Thüre blieb verschlossen zwischen uns.

„Ich will Geduld haben, will warten, August! Morgen wirst Du anders über die Sache denken! Morgen wollen wir in Ruhe darüber sprechen!“ sagte sie endlich entmuthigt, sich von der Schwelle wendend.

Ich antwortete ihr mit einem gellen Auflachen, vor dem ich selbst erschrak.

In Ruhe sollte ich über die Sache denken und sprechen! In Ruhe denken, daß mein Leben vernichtet, daß eine Welt in Trümmer gefallen und daß ich mein Bestes einer Unwürdigen vor die Füße geworfen! O, nun, da ich mich allein fühlte, war auch meine Beherrschung zu Ende und die Wände meines Zimmers sahen einen Verzweifelten, der mit seiner zum Fluch gewordenen unseligen Liebe rang. Cornelie pochte nicht wieder. Als ich vor physischer Erschöpfung ruhiger geworden, ordnete ich meine Angelegenheiten und schrieb einen Zettel an meine Frau, auf

dem ich ihr in kurzen Worten sagte, daß ich, so oder so, nicht wiederkommen würde; daß mein Bankier angewiesen sei, ihr die Summe für ihren Lebensunterhalt auszuzahlen, die sie fordern würde.

Im tiefsten Winterdunkel verließ ich das schlafende Haus. Mein Gegner war pünktlich zur Stelle. Die Sekundanten gaben das Zeichen. Mir war es Ernst mit dem Duell. ‚Ich oder Er!‘ so schrie's in mir. Doch meine Hand zitterte und die Kugel, die ich ihm in's Herz senden wollte, traf seine Schulter nur. Er aber schoß in die Luft. Es war so recht ein Effekt, seiner würdig, daß er mich schonte! Er spielte den Großmüthigen, Verzeihenden, weil es ihm so paßte! Da er heftig blutete, widersetzte sich der Arzt einem zweiten Kugelwechsel und so endete dieses Duell, das ich wie ein ‚Gottesurtheil‘ achtete, wie eine jämmerliche Posse.

Ein paar Stunden später verließ ich Wien, ohne Abschied, ohne Lebewohl auch für mein Kind. Wärst Du ein Knabe gewesen, ich hätte Dich mit mir genommen auf die ziellose Wanderung und Dich erzogen im Haß gegen die Weiber; aber ein Mädchen! Ein Mädchen, das mich mit seinen braunen Augen immerfort an die Mutter mahnen mußte, was sollte es bei dem Heimathlosen, der sich selbst verbannte und ruhelos umherirren wollte, um zu vergessen.

Was für Menschen mir in den Weg kamen, wie ich die Tage verlebt habe, ich besinne mich nicht mehr. Italien und Spanien habe ich durchwandert, ein müder, düsterer Mann, dem jede Fähigkeit des Freuens und Genießens

verloren gegangen war. Den ganzen Winter und das folgende Frühjahr reiste ich so ruhelos umher. Dann entschloß ich mich zurückzukehren.

Als ich in raschem Entschlusse meine Entlassung aus dem Staatsdienste gefordert hatte, war mir die Unabhängigkeit, die mein Vermögen mir gab, als der einzige Lichtblick in meinem Geschick erschienen. Nun hatte ich längst erkannt, welche Qualen im Müßiggange liegen, welch' ein Fluch es ist, unglücklich zu sein und nicht arbeiten zu müssen. Ich floh in die Berge, nach Tirol, in die einsamsten, stillsten Thäler, in die kein Ton aus der großen Welt hineindrang. Und hier in der tiefen Abgeschiedenheit sprach die Natur so mächtig zu mir, daß zum ersten Male sich wieder ein Wunsch in mir regte, der Wunsch, die Schönheit der Natur zu belauschen, ihre wechselnden Stimmungen auf der Leinwand festzuhalten. In diesem erwachenden Interesse lag ein Stück Erlösung für mich. Doch noch waren die Tage des beschaulichen Friedens ferne; ein letzter schwerer Sturm stand mir bevor. Ich hatte mich wegen einer neuen Geldsendung an meinen Bankier wenden, und um demselben eine sichere Adresse angeben zu können, einige Tage hier in Innsbruck aufhalten müssen. So kam nun zum ersten Male seit meiner Abreise ein Brief in meine Hände. Cornelie's Freundin Irene schrieb mir: Es seien zwar verschiedene Nachrichten in die verschiedensten Richtungen an mich abgeschickt worden, ohne daß ich ein Lebenszeichen von mir gegeben habe; mancher Brief auch als unbestellbar wieder zurückgekehrt, manch' anderer wohl verloren gegangen. Nun wolle sie

es auf Wunsch des Arztes aber doch noch einmal versuchen, mir einen Mahnruf zu senden, mir mitzutheilen, daß meine Frau krank, schwer krank darniederliege. Cornelie habe im Winter, wahrscheinlich infolge heftiger Aufregungen, ein typhöses Fieber bekommen, von dem sie zwar nach einigen Wochen anscheinend genesen sei, ohne sich jedoch in der langen Zeit von der Krankheit erholen zu können. Ihre Erschöpfung und Mattigkeit ließen den Arzt eine Herzschwäche fürchten, ein Zustand, bei welchem die Einsamkeit und Trauer der Patientin geradezu als schleichendes Gift wirkten. Ob denn der Gedanke an mein Kind mich nicht rühre, wenn ich schon für das Leid und Elend meiner Gattin taub sein wolle?

Cornelie einsam, trauernd, krank! Ich hatte sie stets vor mir gesehen in leuchtender Schönheit, und bei dem Gedanken, daß sie leide, dahinwelke, quoll es mir plötzlich wie ein heißer Strom aus dem Herzen herauf, und jedes andere Gefühl erstickte in dem Aufschrei: „Zu ihr, zu ihr!“

In derselben Nacht noch war ich auf der Reise nach Wien. Als ich ankam, fand ich Cornelie sehr krank, im Erlöschen. Ich hätte das einstmals so lebensblühende Gesicht nicht wieder erkannt. Sie lag bewußtlos und sah es nicht, daß ein Verzweifelter schluchzend an ihrem Lager kniete. Wie ich sie noch immer liebte, ich wußte es erst in diesen Nächten an ihrem Sterbelager. In der letzten Stunde öffnete sie plötzlich groß die Augen und erkannte mich.

„August!“ sagte sie schwach. „O das Glück, das

Glück! Es war theuer bezahlt: aber es war doch — es war!“ Dann blieb sie lange still, mit einem traumhaft süßen Lächeln, und endlich meine Hände suchend sagte sie, sich noch einmal aufrichtend: „August! O August! Warum hast Du —“ dann fiel sie zurück und ihr Mund schloß sich zu ewigem Schweigen.“

— — — — — — — — — — — —

Es war ganz still geworden in dem großen Thurmgemach, still und dunkel. Der Regen nur klatschte an die breiten Fenster und auf die Scheiben des Oberlichtes.

„Meine unglückliche Mutter!“ das war das erste Wort, welches über Brigitta's Lippen kam.

Holmberg, der am Fenster stand und in die graue, dämmernde Landschaft hinaus blickte, regte sich nicht.

„Ja, sie war unglücklich!“ sagte er dumpf, „denn sie hat eine große, treue Liebe mit Füßen getreten für einen Nichtswürdigen. Warum drängte er nicht auf eine Scheidung von mir? Ich hätte sie nicht verweigert! Warum nahm er sie nicht in seine Arme, frei und muthig, mir und der Welt zum Trotz? Weil er sie nicht liebte! Weil sie ihren Reiz für ihn wohl verloren hatte, seit er nicht mehr auf dunklen Wegen zu ihr schleichen mußte, weil es ihm nur interessant erschienen war, als Räuber in das Haus des Freundes einzufallen. O, er war ein kluger Mann, wie es die Welt so nennt. Er hatte warme Worte auf den Lippen und schnöde Berechnung füllte sein Herz; er konnte so bieder, so überzeugend die Hände schütteln und seine dreiste Stirn hatte jedes Erröthen verlernt. Hat er es doch gewagt, mir nach

dem Tode Cornelie's zu schreiben! Er — an mich! Vielleicht heischte er in dem Briefe Versöhnung, vielleicht bat er sogar um Verzeihung mit einer seiner glänzenden Phrasen — ich weiß es nicht. Mit Abscheu warf ich den Brief ungelesen in's Feuer. Mir ekelte vor der Welt. Der Ekel hätte mich wohl in den Tod getrieben, Deine Kinderaugen, die mich so rührend anblickten, hielten mich zurück!"

Er schwieg eine Weile; dann sich plötzlich umwendend, trat er nahe an seine Tochter heran und rief: „Dieser Mann, der mein Paradies zerstört, das Leben Deiner Mutter vernichtet, mein Glück in Trümmer geschlagen hat — er hieß Claus Weigold! Du hast es wohl errathen, daß der Ring, den sein Sohn Dir gab, einst an der Hand funkelte, die mir mein Weib gestohlen hat. Verstehst Du nun, was ich empfand, als dieser Sohn, so teuflisch hübsch wie der Vater, sein junges Ebenbild mit denselben blitzenden Augen, die mein Unheil geschaffen, als dieser Sohn mir versicherte: meine Tochter liebe ihn? Fühlst Du nun, daß Deine Liebe ein furchtbarer Fluch — daß sie unmöglich ist?"

„Unmöglich!" wiederholten Brigitta's zitternde Lippen. „Unmöglich!"

— — — — — — — — — — — —

Ueber das stille Haus sank die Nacht herab; nur der Regen rieselte leise hernieder und im Garten gurgelten die kleinen Bäche, die er bildete. Drei Fenster blieben erhellt bis lange nach Mitternacht. Den Vater ließ die wachgerufene Erinnerung keine Ruhe finden, die Tante

war um die beiden ihr nahestehenden Menschen besorgt, und Brigitta trauerte mit der heißen Verzweiflung eines jungen Herzens um ihr verlorenes Glück. Stunden lang saß sie schon vor dem Blatt, auf dem sie Claus ihre Abschiedsworte sagen wollte, aber sie starrte nur immer mit brennenden Augen vor sich hin, unfähig, einen Ausdruck zu finden, zaudernd vor diesem Lebewohl, das über ihre Liebe das Todesurtheil sprach.

Endlich, als schon der Morgen dämmerte, schrieb sie mit raschem Entschlusse den verhängnißvollen Brief, der über ihr und sein Schicksal entschied.

„Im alten Testament," so schloß sie, „steht ein Satz, Claus, der mir schon als Kind zu denken gegeben hat, er heißt: ‚Ich will die Sünder der Väter an ihren Kindern rächen bis in's dritte und vierte Glied.' Es schien mir unbegreiflich, daß ein ‚gerechter Gott' eine solche Drohung aussprechen, noch mehr, daß er sie wahr machen könne. Wie kann er die Schuldlosen strafen um der Schuldigen willen? frug mein Kinderherz in heißer Empörung. Heute sehe ich diese alte, furchtbare Wahrheit mit anderen Augen an. Aus der Schuld der Väter entwickelt sich naturgemäß das Elend der Kinder. Das ist kein blinder Racheakt, es ist ein ewiges, folgerichtiges Gesetz. — Aber warum müssen gerade wir Beide von diesem unseligen Verhängniß betroffen werden? Ja Claus: es bleibt keine Hoffnung! Wir sind getrennt auf immer! Getrennt von Dir! Ich sage es hundert-, tausendmal vor mich hin; ich sehe es hier stehen in klaren Worten und vermag es doch nicht zu fassen! Aber wir

müssen es tragen: das Schicksal will es so, unser Glück wäre ein Frevel! Mache mir die furchtbare Pflicht der Entsagung nicht schwerer, Claus, durch einen Versuch, meinen Entschluß in's Wanken zu bringen. Bei Gott — ich kann ja nicht anders! Und ich bitte, ich beschwöre Dich, laß Dich in die fernste Stadt des weiten Reiches versetzen, vergiß mich und hilf mir, daß ich Dich vergessen lerne. Besser, es liegen viele hundert Meilen zwischen uns! — Lebewohl! Lebewohl! Mein Herz geht aus den Fugen bei diesem Lebewohl!" —

Die bittersten, schwerst zu ertragenden Stunden sind nicht jene, in welchen ein großes Opfer sich im Kampf von der Seele losringt; es liegt eine gewisse Größe in einem heftigen, erschütternden Seelenschmerz, und wer solches Leid empfindet, empfinden kann, fühlt sich emporgehoben über die Alltagsschranken. Doch wenn nun nach dem Sturme der Verzweiflung das Leben wieder in's alte Geleise zurückkehrt, die kleinen täglichen Pflichten fordert, dann erst kommt volle Trostlosigkeit, zu Boden drückende Melancholie über das Gemüth. Brigitta erschrak jeden Morgen beim Erwachen, daß nun wieder ein Tag vor ihr liege, daß sie aufstehen, sich anziehen sollte, ohne Freude und ohne Interesse an diesen träge schleichenden Stunden. Trotz ihres festen Entschlusses, daß Alles zu Ende sein müsse, hatte sie in den ersten Tagen eine leise Hoffnung aufrecht gehalten, daß Claus ihr Lebewohl nicht stumm ertragen würde, daß es seiner stärkeren Kraft gelingen möchte, doch noch das Unmögliche möglich zu machen. Aber keine Antwort kam, nirgends in den

Straßen erblickte sie seine Gestalt, und endlich erfuhr sie, er sei abgereist und habe jetzt seinen Sommerurlaub angetreten. Sie selbst hatte ihn beschworen, zu gehen; aber ein Mädchenherz ist ein wunderliches Ding: nun zürnte sie ihm über seinen Gehorsam und nannte ihn lieblos und kalt, da er es über's Herz gebracht, sich ohne ein Abschiedswort zu entfernen. Der Vater hatte sich wieder ganz in Schweigen gehüllt, die Tante, die sich ihr Leben lang in Andere gefügt hatte, begriff die Empörung gegen das Schicksal nicht, die in dem heißeren, stolzeren Herzen ihrer Nichte grollte, und Brigitta stand vollständig einsam, sogar des Trostes beraubt, ihrer Freundin brieflich ihr Leid zu klagen. Durfte sie das Geheimniß ihrer Eltern doch nicht vor fremden Augen preisgeben! In der kleinen Stadt begegnete sie nur spöttischen Mienen der Bekannten; nach dem Gerücht von einem Stelldichein der stolzen Brigitta Holmberg mit dem jungen Beamten wirkte dessen plötzliche Reise befremdend, und man sprach von der gefeierten jungen Dame mit theils boshaftem, theils mitleidigem Achselzucken. Sie fühlte an dem Gruß der Offiziere, daß auch in Herrenkreisen von ihr die Rede war, und wenn sie sich auch Mühe gab, sich über die Verurtheilung der fremden Menschen hinweg zu setzen, so nährte doch jede Kränkung die Bitterkeit ihrer Seelenstimmung.

Tage und Wochen zogen vorüber. Längst hatte die Sonne den letzten Schneewinkel im Gestein der hohen Felsberge fortgelöscht; nur im Blau der duftigen Ferne leuch-

teten die unzerstörbaren Eisfelder der Gletscher. Sommerwolken zogen über die Stadt und warfen ihre blauen Schatten auf das lichte Gestein der sie umragenden Gipfel. Mit dem Monat Juli begann auch in den Straßen das Touristentreiben; man hörte Sprachen und Dialekte aus aller Herren Ländern; vor den Erzstatuen in der Franziskanerkirche stand täglich eine Anzahl neugieriger Fremder, kühne Alpenfahrer machten ihre letzten Einkäufe, ehe sie in einem der wilden Seitenthäler der Kultur und dem Comfort für einige Wochen Valet sagten, und auf dem Bahnhofe entwickelte sich das vielfarbige Bild echt modernen, hastigen Reiselebens.

Brigitta betrachtete mit müden Augen das internationale Treiben in ihrer Heimathstadt. Sie sagte sich, wie groß doch die Welt sei, wie verschieden und mannigfaltig die Interessen und Schicksale der Menschen, wie ja auch sie nicht gefangen bleiben müsse in der kleinen Bergstadt, wie es auch für sie in der großen, weiten Welt eine Zukunft geben könne. Ihr Herz aber schrie trotzig auf: Eine Zukunft wohl, aber kein Glück! Es gibt für Dich nur ein Glück und dies eine hast Du verloren! Wohin Du auch fliehen wolltest, Deine Sehnsucht wandert mit Dir!

So ging sie eines Tages, in düsteren Gedanken verloren, den sonnigen Schloßplatz entlang, als ein älterer Herr ihr entgegen kam, der sie in auffallendster Weise betrachtete. Er war groß und schlank, von eleganter, vornehmer Erscheinung. Haar und Bart waren ergraut, seine schönen Züge trugen die Spuren körperlichen Leidens;

aber die Augen blickten leuchtend, in ganz besonderem Glanze aus dem bleichen Gesichte hervor. Brigitta wußte nicht, warum ihr plötzlich in der Nähe dieses Fremden der Herzschlag stockte, welche Aehnlichkeit sie fesselte, daß auch sie die Augen nicht von ihm wenden konnte. Er aber trat auf sie zu.

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein," sagte er, mit einer eleganten Bewegung den Hut ziehend, „daß ich Sie gegen alle Form und Sitte hier auf der Straße anzureden wage. Ich konnte unmöglich an Ihnen vorübergehen; erkannte ich Sie doch auf den ersten Blick, an Ihrem Gang, an Ihrem Wuchs, die mich an eine unvergeßliche Frau erinnern; würde Sie erkannt haben, auch wenn ich nicht Ihr eigenes Bild gesehen hätte!"

Er rief's in sichtlicher Bewegung, während eine heiße Röthe in Brigitta's Wangen stieg. Nun wußte sie, wer vor ihr stand Der Mann, der ihre Mutter elend gemacht, ihrem Vater sein Glück und seinen Frieden geraubt, für dessen Schuld auch sie büßen mußte — und der es dennoch wagte, vor der Tochter der unglücklichen Frau in solchem Tone zu sprechen.

„Ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen," sagte sie verwirrt mit einem stolzen Zucken der feinen Lippen.

„O verzeihen Sie, ich bin Claus Weigold der Aeltere. Ich vergaß vollständig, daß ich Ihnen ja fremd bin. Da ich mich in Gedanken so viel mit Ihnen beschäftigt, auf der ganzen Reise, ja in all' den letzten Wochen, in Hamburg so viel und warm von Ihnen sprechen hörte, glaubte ich wirklich, wir wären Beide gute Freunde."

„Wer kann Ihnen von mir erzählt haben auf der Reise, in Hamburg? Ich begreife wirklich nicht," erwiederte Brigitta noch immer frostig, während ihre Wangen sich unter seinen Blicken heißer rötheten.

„Wie können Sie fragen? O seien Sie nicht so streng verschlossen, liebes Fräulein," unterbrach er sie, neben ihr herschreitend. „Gestatten Sie mir, daß ich mich etwas rasch in Ihr Vertrauen dränge. Es ist Ihnen ja kein Geheimniß, wie innig mein Sohn Sie liebt. Er hat sich freilich gelobt, sich Ihnen nicht wieder zu nähern, auch nicht eher zu schreiben, bis er eine Lösung für diese ernste Herzensfrage gefunden, und daher wissen Sie wohl noch kein Wort über die wunderliche Verfolgung zwischen Vater und Sohn von Süddeutschland bis an das Meer." Und da Brigitta fragend zu ihm aufsah, fuhr er fort: „Nachdem mein Claus Ihren Brief erhalten hatte, der ihn ganz niederschmetterte, reiste er sofort nach Wien ab, um mich zu sprechen. Unglücklicher Weise aber hatte sich das Billet, in dem er mir seine Ankunft anzeigte, mit dem Briefe gekreuzt, in welchem ich ihm mittheilte, daß ich nach glücklicher Abwickelung der verschiedenen Geschäfte, die meine Uebergabe der Advokatur erheischt hatte, sofort meine Freiheit zu einer Reise nach Schweden benutzen würde, wo mir Bekannte leben, die ich gerne noch einmal wiedersehen wollte. So kam's, daß Claus meine Wohnung in Wien leer fand und auch von meiner Haushälterin keinen klaren Bescheid über die Reiseroute, die ich eingeschlagen, erhalten konnte. Er fuhr mir nach, hoffte mich noch in Prag zu erreichen; ich hatte mich dort aber

gar nicht aufgehalten, und während ich meine Postkarten getreulich nach Innsbruck adressirte, ist der gute Claus hinter mir her gewesen, ein zweiter Telemach, der auf Irrfahrten nach dem Vater fahndete. Denn durch einen merkwürdigen Zufall sind es Irrfahrten geblieben, und wir haben uns trotz der verschiedensten an mich abgeschickten Haltrufe nicht begegnen und verständigen können. Erst in Hamburg, wo Verwandte von uns leben, tritt eines Morgens mein Claus zur Thüre herein. Ich sah es auf den ersten Blick, daß eine ernste Angelegenheit ihn zu mir geführt, und sobald wir allein blieben, hatten wir ein Gespräch, das uns die Nacht hindurch wach hielt. Daß ich nicht nach Schweden gehen, sondern sofort mit meinem Sohne zurückfahren würde, war natürlich eine beschlossene Sache. Doch die Aufregung, in welche mich die Mittheilung versetzt, im Zusammenwirken mit dem Klima vielleicht, hatte für meine Gesundheit schlimme Folgen; ich wurde krank, und mein armer Claus hat seinen Urlaub damit zugebracht, seinem verstimmten Vater Gesellschaft zu leisten. Sobald ich irgend reisen konnte, brachen wir auf und sind nun gestern hier angelangt. Ein guter Stern hat mich gleich heute in Ihren Weg geführt, liebes Fräulein! Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude es mir ist, das kleine, blondlockige Kind von ehedem nun als große Dame neben mir herwandeln zu sehen. Aber auch um meines Sohnes willen freue ich mich über die Begegnung. Sie können uns ja am besten rathen, wo und wann ich eine Unterredung mit Ihrem Vater suchen soll, den ich unbedingt sprechen muß!"

„Nein, um Gottes willen, nein!“ rief Brigitta in heißem Schrecken. „Ihr Anblick würde ihn rasend machen!“

Sie dachte an den Abscheu des Vaters vor diesem Manne und schämte sich, daß sie denselben nicht mehr so völlig theilen konnte, wie vor wenigen Minuten noch. War es die Freude, endlich wieder eine Nachricht von Claus, die Gewißheit erhalten zu haben, daß er ihrer mit treuer Liebe gedachte, oder lag in der Stimme, in dem Wesen des neben ihr Schreitenden wirklich ein unerklärlicher Zauber: genug, ihr Herz schlug ihm unwillkürlich voll Vertrauen entgegen, und sie fühlte sich lebensvoller und freudiger als seit Wochen.

„Steht es so schlimm?“ rief er bestürzt. „Haben diese fünfzehn langen Jahre den Haß Ihres Vaters nicht ausgelöscht? Daß er eine tiefe Erbitterung gegen mich fühlte, daß ihm der Gedanken an mich durch eine düstere Erinnerung vergällt wurde, das Alles fasse und begreife ich wohl; doch der unversöhnliche Groll, die direkte Feindschaft, die er in seinem Vorgehen gegen meinen Sohn bekundete, hat mich tief beunruhigt. Um seinet-, um unser Aller willen! Ich muß ihn sprechen! Er muß mich hören! Doch ich würde es lieber vermeiden, sein Haus zu betreten. Unter seinem eigenen Dache hat er das Recht, dem ungebetenen Gaste die Thüre zu weisen, und ich weiß nicht, ob ich Sebstbeherrschung genug besäße, das ruhig hinzunehmen. Deshalb scheint mir ein Wiedersehen auf neutralem Grund, wo wir uns Beide gleich gegenüber stehen, am wünschenswerthesten. Ihr Vater verläßt wohl

zuweilen das Haus; geht spazieren? Wohin pflegt er seine Schritte zu lenken?"

„Er geht allein; einsame Wiesenpfade, versteckte Waldwege, bald in dieser, bald in jener Richtung. Seine Spaziergänge sind unberechenbar," gab Brigitta zögernd zur Antwort.

„Liebes Fräulein, Sie wollen uns also nicht helfen?"

„Ich kann es nicht; und ich bin der festen Ueberzeugung, daß Sie mit Ihren Worten nur schaden, nicht nützen werden!"

„Wer weiß! Ich habe nichts mehr in der Welt zu hoffen, als das Glück meines Sohnes, das sich zur Hälfte so wunderbar erfüllt hat, und mein ganzes Streben, meine ganze Kraft will ich daran setzen, dieses Glück zu verwirklichen."

„Aber die Vergangenheit ist unverrückbar und geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen," sagte Brigitta leise, die Augen starr auf den Boden geheftet. „Es gibt keine Versöhnung zwischen Ihnen und meinem Vater!"

„Sie kennen die Vergangenheit aus seinem Munde! Gönnen Sie auch mir das Recht, zu reden, zu reden vor ihm! Und glauben Sie mir, Brigitta, ich habe nicht viel Zeit zu verlieren, und muß bald die Worte sagen dürfen, die mir seit der Mittheilung meines Sohnes auf der Seele brennen. Manche Todesmahnung ist in den letzten Jahren an mich heran getreten. Wenn eines Tages ein Herzschlag meine Lippen auf immer verstummen macht, so kann Niemand mehr den schweren Schatten fortwälzen, der noch auf mein Grab fällt und zwischen meinem Claus

und Cornelie's Tochter steht, trennend, unversöhnlich bis an's Ende, das Gespenst von Schuld und Haß. Lassen Sie mich versuchen, dieses Gespenst zu bannen! O, mein Sohn weiß nichts von Ihrer Resignation. Er ist entschlossen, Sie zu erringen, allen väterlichen Machtgeboten, allen schreckhaften Erinnerungen zum Trotz! Und wahrlich, jetzt, da ich Sie gesehen habe, Brigitta, würde ich ihm auch grollen, wenn er entsagen könnte! Sie haben mir also kein Wort, kein einziges freundliches Wörtlein an ihn mitzugeben? Keinen ermuthigenden Gruß, daß auch Sie noch seiner denken und den Sieg der Gegenwart über die Vergangenheit hoffen und wünschen?"

Er hatte ihre Hände ergriffen und sah ihr forschend in das ernste, bewegte Antlitz. Und sie fühlte sich so machtlos vor diesen Blicken, daß sie sich nicht länger zu beherrschen vermochte, sondern leidenschaftlich ausrief: „Ja, sagen Sie's Ihrem Sohne, daß all' mein Denken und Sehnen zu ihm strebt, daß meine Liebe sich nicht ersticken lassen wollte, und daß ich unsagbar elend und traurig bin. Und wenn Sie wirklich eine Hoffnung hegen, den Vater zu erweichen —"

„Sie wollten mir eine kleine Andeutung geben, wo ich ihn in den nächsten Tagen aufsuchen kann?" unterbrach er sie freudig. „O bitte! Um unser Aller Ruhe willen ist es besser, wenn die Unterredung bald stattfindet!"

„Morgen wird der Vater in der Sillschlucht eine Studie malen. Bei Sonnenuntergang kehrt er zurück über die Brennerstraße. Wenn Sie ihm da entgegenkämen —"

„Dank, dank, Brigitta, und der Himmel gebe, daß ich das nächste Mal diese lieben Hände mit väterlicher Freude in den meinen halten darf!"

Sie hatten sich nahe vor dem Holmberg'schen Hause von einander verabschiedet, und sobald Brigitta nun wieder allein war, bemächtigte sich ihrer eine heiße Seelenangst. Was hatte sie gethan? Mit dem herzlosen Egoisten, der ein volles Eheglück mitleidlos zerstört, ohne die große, echte Liebe zu besitzen, die seine Schuld zu mildern vermocht hätte, hatte sie sich verschworen gegen den eigenen Vater! Hatte einen Sturm entfesselt, der über das Herz des schwergeprüften Mannes hinbrausen und seine schlimmsten Wunden bluten machen mußte! Wozu, wozu hatte sie es gethan?

Während der Nacht beschäftigten sich ihre Gedanken unablässig mit der bevorstehenden Unterredung zwischen den beiden Vätern; im Halbschlafe sah sie die entsetzlichsten Bilder: Todfeinde mit grauen Haaren, die mit einander rangen, deren Jahre lang schlummernder Groll einen letzten furchtbaren Ausbruch fand, und ihr schauderte vor dem Morgen.

Der Tag brachte ihr keine Ruhe, ein paarmal war sie nahe daran, dem Vater Alles zu gestehen; doch sie fand nicht den Muth dazu. Ihre Aufregung steigerte sich, als nun Holmberg, seinen Malkasten unter dem Arm, den großen hellen Schirm in der Hand, in der Nachmittagsstunde das Haus verließ. Sie stand am Fenster und sah ihn durch den Garten schreiten und hinter der grünen Hecke verschwinden und starrte dann lange regungslos

auf den blauen Sommerhimmel, von der furchtbaren Frage gepeinigt, wie dieser Tag zu Ende gehen sollte. Die Sonne sank so langsam, die Stunden schienen so endlos! Doch als endlich die ersten Abendschatten sich auf die Berge senkten und in schärferem, grellerem Weiß die Felswände sich von dem blauen Himmel abgrenzten, da trug sie die Seelenmarter nicht länger. Sie mußte zum Vater, mußte an seiner Seite stehen, ihn um Mäßigung anflehen! Seinen schlimmsten Zorn wollte sie lieber erdulden, als länger in dieser Angst seiner Rückkehr zu harren. Sie nahm ihren Hut und verließ mit einem flüchtigen Wort an die Tante das Haus. Sie achtete nicht der Hitze, nicht des Staubes, den die vorüberfahrenden Wagen aufwirbelten, nicht der erstaunten Blicke der Spaziergänger, die sich auf die so rasch dahin eilende junge Dame richteten. Endlich wurde es einsamer um sie her, und als sie dann endlich zur Linken in den Wald einbog, wo der Weg bergab dem Studienplatze in der Sillschlucht zuführte, blieb sie eine Weile aufathmend stille stehen, um sich die heißen Wangen zu kühlen, ehe sie vor den Vater hintrat. Holmberg hatte eben seine Farben zusammen gepackt, da hier in der Tiefe schon das letzte Licht verschwand, und starrte verwundert auf die helle Gestalt, die plötzlich neben ihm unter den Bäumen auftauchte. Brigitta frug sich erst jetzt, wie sie ihr Kommen erklären könne und sagte verlegen: „Der Abend ist so schön — ich ging spazieren, Dir entgegen, Vater, so kam ich weiter und weiter — bis hierher!"

Er antwortete nur mit einem Kopfnicken und schwei-

gend traten sie den Heimweg an. Keine Menschenseele war weit und breit zu sehen; durch das tiefe Tannengrün schimmerte dann und wann eine hell beleuchtete Felsspitze; ein Raubvogel kreiste über den Waldbäumen, und durch die abendliche Stille klang nur das Rauschen des Sillbaches.

Holmberg schritt mit gesenkten Augen, in Nachdenken versunken, neben seiner Tochter weiter. Er sah nicht, wie ängstlich sie auf den Weg spähte, der sich zu ihnen herabsenkte, er sah es nicht, daß nun aus dem Tannendunkel eine hohe Männergestalt hervortrat, ihnen entgegen.

Brigitta trugen ihre Füße kaum mehr; sie dankte es dem Vater, daß er nicht plötzlich das Wort an sie richtete, der Hals war ihr wie zugeschnürt in schwerer Angst, sie hätte die Lippen nicht zu öffnen vermocht. Nun waren sie ganz nahe an den späten Wanderer heran gekommen; der Vater achtete seiner nicht. Der Weg war breit, gleichgiltig wollte er an dem Fremden vorüber schreiten; dieser jedoch blieb stehen und sagte mit fester Stimme, deren Erregung er nicht ganz zu verbergen vermochte: „Ich habe mit Dir zu sprechen, August Holmberg!“

Da hoben sich die müden Lider Holmberg's empor; eine Sekunde lagen die Augen wie fragend auf dem schönen, bleichen Männergesicht; dann aber durchbebte die mächtige Gestalt ein jähes Erschrecken. Er trat einen Schritt zurück, und Brigitta fürchtete, er würde sich auf den Todfeind werfen; der Herzschlag stockte ihr in furchtbarer Bangniß, doch ihr Vater hatte rasch seine Ruhe wieder ge-

wonnen. Mit einem Blick eisiger Verachtung wendete er sich ab und wollte ohne ein Wort der Erwiederung an Weigold vorüber schreiten.

Brigitta aber empfand in der Nähe dieses Mannes wieder die volle Macht seiner Persönlichkeit und ergriff unwillkürlich Partei für ihn.

„Vater, so höre doch," sagte sie leise, „der Herr hat Dich angesprochen."

„O, ich sehe und begreife," stieß Holmberg unter den zornig bebenden Lippen hervor. „Du hast von dieser Begegnung gewußt! Diesen Mann hast Du gerufen, um bei mir für seinen Sohn zu werben — Du hättest wahrlich keinen schlechteren Fürsprecher finden können!"

Weigold ließ sich durch den bitteren Hohn, der durch die Worte klang, nicht aus der Fassung bringen. „Deine Tochter hat mich nicht gerufen, Holmberg!" sagte er in ruhigem Ernst. „Ich kam, weil ich es für meine Pflicht hielt, und glaube mir, ich bin nicht der Mann, der sich zurückweisen, der sich wankend machen läßt in einem festen Entschlusse. Heute oder ein anderes Mal: ich werde mit Dir sprechen!"

Die Stimme erhoben, die Augen frei und klar auf Holmberg gerichtet, schritt er neben ihnen her, nicht mit der Miene eines Zerknirschten, der um Vergebung flehen will, nein, mit selbstbewußtem Stolz und ungebeugtem Muth.

„Zwischen uns Beiden freilich sind Worte nutzlos," fuhr er fort. „Die Rechnung unseres Lebens ist abgeschlossen und läßt sich nicht umwandeln, auch wenn sie

falsch und irrig gewesen ist. Aber es handelt sich heute nicht mehr um uns, es handelt sich um die neue Generation, um die Jugend. Ihr Glück muß uns am Herzen liegen! Wir dürfen kein Opfer scheuen, um es ihnen zu schaffen. Es wäre bitteres Unrecht, wenn wir nicht um ihretwillen den Muth fänden, ein Blatt aus der Vergangenheit noch einmal näher zu betrachten, einige verklungene Lebensstunden zurück zu rufen, auch wenn diese Erinnerung für uns Beide schmerzlich ist! Ohne mein Zuthun haben sich unsere Kinder gefunden, Holmberg! Du sahst in dieser Liebe nur einen Fluch! Ich habe sie begrüßt wie ein versöhnendes Walten des Schicksals! Mir ist das Mädchen, dem mein Sohn sein Herz geschenkt hat, nicht die Tochter des Mannes, der mich haßt, dem geneigt zu sein auch ich wenig Grund habe — ich sehe in ihr nur das Kind der Frau, die ich inniger und schmerzlicher geliebt habe, als irgend ein Wesen in der Welt!"

„Und Du wagst dieses Bekenntniß auszusprechen vor mir — vor meinem Kinde?" brach's wie in rückhaltlosem Groll von Holmberg's Lippen. „Hast Du es gehört, Brigitta? Verlangst Du noch mehr zu hören! Nein! Nein! Laß uns gehen, wenn dieser Tag nicht entsetzlich enden soll!"

Auch Brigitta sah mit starren Augen auf den Mann, der statt ihr Rettung und Versöhnung zu bringen, den alten Haß nur zu neuen Flammen anschürte. Weigold aber rief mit einer Gewalt, die auch ihren Vater zum Bleiben zwang: „Ja, ich bekenne es! Ich habe sie geliebt! Aber Dir will ich eine viel schwerere Anklage

entgegen schleudern, denn Du, August, Du hast das Weib, das Du liebtest — getödtet!"

Mit einer so heftigen Bewegung wendete sich Holmberg zurück, daß ihm der Hut vom Kopfe sank; mechanisch bückte er sich darnach, aber er behielt ihn in der Hand; sein graues Haar flog im Abendwind und vor Weigold stehen bleibend, rang er mit keuchender Brust nach Worten; dieser kam ihm zuvor: „Starre mich nicht so ungläubig an, als spräche ich im Fiebertraum! Wahrlich, wenn wir uns einstmals vor dem ewigen Richter gegenüber stünden, so wie jetzt, und Du mit vorwurfsvollem Tone Dein Weib, Dein Glück von mir fordern wolltest, ich riefe Dir zu, wie ich es heute, wie ich es schon vor Jahren gethan: ‚Dein Weib und Dein Glück waren Dein! Ich raubte sie Dir nicht! Du selbst hast sie von Dir gestoßen in rasender Verblendung!' Denkst Du jener Nacht, da Cornelie händeringend an Deiner verschlossenen Thüre um Einlaß flehte? Oftmals hat sie mir erzählt, mit welchen Herzenstönen sie Dich zu erweichen suchte. Damals hätte es nur eines Wortes bedurft, und der Schatten, der zwischen Euch lag, schwand fort wie eine leichte Wolke, und Ihr konntet glücklich sein wie zuvor. Aber Du, Du wolltest nicht! Hartnäckig hast Du Dein Herz und Dein Ohr dem rettenden Wort verschlossen. So ist Dein Weib zu Grunde gegangen um Dich, aus Gram um ihr verlorenes Glück! Und nicht einmal der Todten hast Du geglaubt, nicht einmal den Worten, die man Dir über ihrem Grabe sagte! Wahrlich, wer sich so eigensinnig, wie Du, der Wahrheit verschließt, der verdient seine Jahre in Schmerz

und Gram zu vertrauern, wer den Haß zu seinem Gotte macht, wie Du, der verdient seinem starren Trotz überlassen zu bleiben! Doch um meines Sohnes, um Deines Kindes willen versuche ich es noch einmal, Dir Deinen finsteren Götzen in Trümmer zu schlagen! Ich schwöre Dir's, August, bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich Dir's: Cornelie war schuldlos, war die treueste, reinste Frau, die je gelebt hat!"

Brigitta's Augen leuchteten und strahlten. Sie glaubte an die Worte Weigold's. Ihr Herz flog voll und warm dem Manne zu, der ihr das Bild ihrer Mutter wieder im Glanze der Unschuld zurück gab, umflossen von dem Glorienschein einer Märtyrerin. Ihr Vater starrte finster zu Boden; kein Muskel zuckte in seinem Gesicht.

„Glaubst Du meinen Worten so wenig, August, wie Du meinen Briefen Glauben geschenkt? Wohlan! Ich gebe Dir einen Beweis, den ich Dir vor Jahren aus Stolz vorenthalten habe, der mit der eigenen Hand der Todten für ihre Unschuld zeugt. Oder gibt es einen höheren Beweis der Liebe und Treue, als wenn dieselbe Ungerechtigkeit und Härte des Anderen überdauert? Du hast Dein Weib verlassen, hast sie der Verachtung der Menschen preisgegeben, die rasch bereit waren, so rasch wie Du, die Tugend der „Schauspielerin" zu bezweifeln; Du hast Deiner eigenen Frau nicht einmal das Recht der Vertheidigung gegönnt, das Du jedem Verbrecher gewähren mußtest, und dennoch — dennoch ist sie Dir treu geblieben mit jedem Athemzuge. Dennoch hat sie meine ernste, treubewährte Liebe zurückgewiesen. Ja, August! Ich hatte sie geliebt!

Aber meine Liebe war stumm geblieben, und niemals würde ich's gewagt haben, der glücklichen Gattin ein Wort von meiner Leidenschaft zu verrathen; denn ich war Dein Freund! Doch dann, als der Schlag von Deiner Hand unsere Freundschaft zertrümmerte, als Dein Weib allein und elend war, da streckte ich freilich die Hand aus nach dem Preis, den Du nicht zu würdigen gewußt, und gestand ihr in einer bewegten Stunde, wie es in mir aussah. Geahnt hatte sie es wohl längst; doch als ich es aussprach, da war's zu Ende zwischen uns."

Sie waren, während er sprach, langsam weiter gegangen durch den dämmernden Wald. Nun stand er still und die Brieftasche hervorholend, entnahm er derselben ein vergilbtes Blatt.

„Das ist ihre Antwort gewesen!" sagte er leise.

Holmberg durchschauerte es, als er nun die Schriftzüge der geliebten Hand erblickte, und in dem letzten verzitternden Licht, das durch die Bäume fiel, die wenigen Worte entzifferte:

„Kommen Sie nicht wieder! Nach dem, was Sie mir gestern gesagt haben, würde es mir wie ein Unrecht erscheinen. Was sollte ich Ihnen auch erwiedern? Daß es für eine Frau, die ihren Gatten liebte, die eine glückliche Ehe gefunden hatte, kein neues Glück, keine neue Liebe geben kann, daß ihre Gedanken — trotz alledem — auf alle Zeit dem Vater ihres Kindes gehören! Es schmerzt mich, daß ich Ihnen wehe thun muß! Sie waren mir ein guter Freund! Haben Sie Dank dafür!

Cornelie!"

Holmberg war auf einen Baumstumpf, der am Wege stand, niedergesunken und saß regungslos, das Gesicht in die Hände gedrückt. Weigold lehnte neben ihm an einer Tanne, die Augen auf den Abendhimmel gerichtet, an dem das letzte Sonnenroth verschwand. Brigitta suchte nach einem Worte des Trostes für den Vater; aber ihr Herz war so voll von Mitleid für die todte Mutter, daß jeder Gedanke nur zur Anklage, zum Vorwurf wurde gegen ihn. So blieb es eine Weile ganz still.

Plötzlich aber sprang Holmberg empor und rief laut: „Es ist ja doch Alles Lüge, Lüge! O, Du hast Dir's trefflich ausgesonnen! Nur schade, daß das Märchen zu spät kommt und schade auch, daß ich mit diesen meinen eigenen Augen sah, wie mein Weib vom Hause fortschlich und an Deinem Arme hing; schade, daß ich's mit eigenen Ohren gehört, wie sie von ihrem Geheimniß, von ihrer Schande sprach, wie Du sie tröstetest: daß Alles ja nur aus Liebe geschehe, in den Gesetzen der Natur begründet sei!"

Mit bitterem Hohnlachen stieß er die Worte hervor, und auch Brigitta sah angstvoll, gespannt auf Weigold's Lippen. Dieser schien überrascht, erschrocken; und nahe an Holmberg herantretend, rief er in heftiger Erregung: „So hast Du meinen Brief, den Brief, den ich damals an Dich schrieb, nicht gelesen?" Und als Holmberg mit einem Kopfschütteln verneinte, fuhr er in tiefer Trauer fort: „O, nun wird mir Alles klar! Wenn Du keine Ahnung von dem Geheimniß hast, das Cornelie damals durch Sturm und Unwetter von ihrem Hause forttrieb,

dann freilich begreife ich Deinen alten finsteren Argwohn, Deinen alten unversöhnten Haß. O August, was ich zu ihr sagte in jener Abendstunde, ich weiß es nicht mehr! Ich weiß nur, daß nicht von meiner Liebe die Rede war, und daß Cornelie an der Schande, die sie so tief bedrückte, keine Schuld trug! Nicht zu einem liebestrunkenen Freudenmahl habe ich Deine Frau geführt — nein — in eine Verbrecherzelle. Jener Abenteurer, jener Schwindler, gegen welchen damals die Verhandlungen im Gange waren — es war Cornelie's Vater, der einst ihre Mutter verlassen hatte und in die weite Welt gegangen war. Sie hatte sich von je gescheut, Dir von dem verkommenen Vater zu sprechen und war außer sich, als sie in der Zeitung von seiner Verhaftung las, als dann durch eine unglückselige Verkettung der Umstände gerade Du die Anklage zu führen hattest. Sie schämte und grämte sich auf's Tiefste, daß ihr Gatte durch seine Verbindung mit ihr gewissermaßen herabgezogen und entehrt werden sollte. Andererseits hatte sie doch auch wieder Mitleid mit dem Vater. Mir schüttete sie ihr Herz aus; mich bat sie um Rath und Beistand, und nur um ihr einen Gefallen zu erweisen, habe ich die Vertheidigung des alten Abenteurers übernommen, habe mein ganzes Feuer aufgeboten, um Cornelie's Vater wenigstens vom Zuchthaus zu retten, der für ihn völligen körperlichen und moralischen Untergang bedeutete. Ich war als Vertheidiger mit ihm in Verkehr getreten, und als ich Cornelie, die mit Schaudern nach ihm frug, eines Tages versicherte, ich hielte ihren Vater wohl für grenzenlos leichtsinnig, schwach und

egoistisch, doch nicht für gänzlich verloren, da war all' ihr Sinnen und Denken darauf gerichtet, ihn aufzusuchen, ihm mit all' ihrer Kindesliebe in's Gewissen zu reden, daß er nach abgebüßter Strafzeit ein neues Leben beginnen möge, und sie beschwor mich, ihr den Zutritt zu dem in Untersuchungshaft Befindlichen zu verschaffen, ohne das Geheimniß ihrer Verwandtschaft preiszugeben.

Ich mißbilligte es, daß Cornelie ihre nahen Beziehungen zu dem Betrüger vor Dir geheim halten wollte. Ich fürchtete überdies, daß der Schwindler mit frecher Miene an seine Verwandtschaft mit dem Herrn Staatsanwalt erinnern und Dir eine unangenehme Situation bereiten würde, die ich Dir gerne erspart hätte. Diese Befürchtung traf nun allerdings nicht ein; der Schwindler scheint aus Rücksicht auf die Tochter geschwiegen zu haben; vielleicht war er auch klug genug, einzusehen, daß es ihm keinerlei Vortheil bringen würde, wenn er sprach. Auch sein Name „Meier", den man unter den verschiedenen, die er sich beigelegt, als den wahren herausgefunden hatte, konnte Dich noch nicht auf eine Verwandtschaft mit Cornelie schließen lassen. Diese aber beharrte auf ihrem Schweigen, und ich hatte Diskretion gelobt. Das Schicksal aber pflegt gerne unberechenbar, überraschend zu operiren. Das Unerwartete geschah: durch Cornelie's Aufregung, durch ihre heimlichen Zusammenkünfte mit mir ist die unselige Verwirrung entstanden. Als Deine arme Frau Deine finstere Miene sah, als sie in jener Schicksalsnacht nach der Verhandlung vergeblich um Gehör bei Dir flehte, da glaubte sie, Du habest erfahren, was sie Dir verschwiegen

und zürntest ihr um des Vaters willen, der auf der Anklagebank gesessen. Ja wahrhaftig, August, so ferne lag auch mir jeder Gedanke, Du könntest die Freundschaft zwischen mir und Deinem Weibe beargwöhnen, daß ich in dem Augenblicke, wo Du mir als Feind gegenüberstandest, als Du mir das unverdiente, abscheuliche Schimpfwort entgegen schleudertest, keinen Schlüssel für diese Scene fand, daß mir Eifersucht Deinerseits gar nicht in den Sinn kam. Ich hielt Dich für fieberkrank, für toll, und weil ich einen Kranken vor mir zu sehen glaubte, schoß ich am nächsten Morgen bei unserem Zweikampfe in die Luft. Erst nach Tagen, als Du die Stadt verlassen, ohne daß irgend Jemand wußte, wohin Du gegangen, ist Deiner Frau durch Andeutungen ihrer Magd, durch allerlei zusammen gereimte Zufälligkeiten die Ahnung gekommen, was Dich in die Flucht gejagt, und der Schmerz, sich so sehr von Dir verkannt zu sehen, hat sie ganz vernichtet."

„Hab' Erbarmen! Hab' Erbarmen!" flehte Holmberg, der todtenbleich, schwankend den Worten gelauscht hatte. „Nicht weiter, nicht weiter, wenn ich nicht ganz vergehen soll in Reue und Seelenqual! O Cornelie! O mein armes, geliebtes Weib! Sie ist ja todt — todt!"

Er rang in solcher Verzweiflung die Hände, daß Brigitta in mitleidvoller Rührung die Hände um seinen Arm schlang und mit nassen Augen zu ihm aufblickte; aber er suchte sich von den schmeichelnden, sanften Armen zu befreien.

„Laßt mich allein! Um aller Barmherzigkeit willen, laßt mich allein in diesem Augenblicke!" stöhnte er.

„Nein, Vater, ich verlasse Dich nicht!" rief Brigitta angstvoll. „In dieser Stunde mußt Du fühlen, daß Dein Kind bei Dir ist und Dich liebt! O laß mich bleiben!"

„Fürchtest Du, daß ich mir ein Leid anthue, um den folternden Gedanken zu entgehen? Nein, sei unbesorgt! Ich liebe das Leben so wenig, daß mir der Tod keine Strafe wäre; daß ich weiter leben muß, daß ich täglich, stündlich, unaufhörlich in tiefster Reue der Todten abbitte, was ich gethan — das soll meine Buße sein! Mein Wort, Kind, ich kehre zu Dir zurück!"

Dann, nach einem schweren Kampfe trat er auf Weigold zu und reichte ihm die bebende Hand. „Morgen, morgen sprechen wir weiter!" sagte er und eilte zurück in den Wald, um seine Verzweiflung in die tiefste Einsamkeit zu tragen und im Dunkel, fern von allen Menschen, den großen Irrthum seines Lebens zu überdenken, den der Tod zum unheilbaren, ewigen gemacht.

Brigitta schritt an Weigold's Seite nach der Stadt zurück, Beide schweigend, tief ergriffen. Mit ernsten, feuchten Augen blickte das junge Mädchen auf den leuchtenden Nachthimmel; sie dachte nicht der lichten Zukunft, die für sie aus dieser letzten Stunde emporblühte; sie dachte seufzend an das unselige Schicksal ihrer Eltern.

„O, es ist furchtbar traurig," sagte sie endlich mit zuckenden Lippen, „wie diese beiden Menschen, die sich so lieb hatten, sich plötzlich im Dunkel von einander verloren haben, wie Leben und Tod, Glück und Elend an

einem Worte hing. Und kein Lichtstrahl fiel in das Dunkel, kein guter Freund sprach das rettende Wort und führte die Verirrten zusammen!"

„Ich verdiene den schweren Vorwurf, der in Ihrem tiefen Seufzer liegt, nicht völlig, Kind!" erwiederte ihr Begleiter. „Eine kurze, kurze Frist nur habe ich selbstsüchtig an mein eigenes Glück gedacht und es auf die Trümmer des seinen bauen wollen. Sie wissen, daß Ihre Mutter diese Hoffnung rasch vernichtete, und nun habe ich wahrlich den heißen Wunsch gehegt, Ihrem Vater die Augen zu öffnen, ihn zurück zu rufen. Aber kein Brief kam in seine Hände. Und dann starb Cornelie! Es war zu spät für das Glück geworden! Aber ich hoffte, daß sie versöhnt mit ihm die Augen geschlossen. An ihrem Grabe reichte ich ihm die Hand — er stieß sie fort und wendete sich haßerfüllt von mir ab. Noch einmal schrieb ich ihm. Er konnte sich der überzeugenden Wahrheit in meinem Briefe nicht verschließen; ich meinte jeden Schatten von Cornelie's Ehre fortgelöscht zu haben. Erst heute habe ich erfahren müssen, daß er in seinem finsteren Trotz meine Worte von sich warf, ohne sie nur zu lesen! Armer Mann, ich beklage sein Schicksal! Er war nicht schuldlos — und er hat schwer dafür gelitten! Ich aber habe den Schmerz der Entsagung kennen lernen müssen und darum möchte ich ihn meinem Sohne ersparen. O Brigitta, er wird sein Glück finden durch Dich! O, jung sein, sich lieben dürfen und geliebt werden — es ist ein göttliches Ding!"

— — — — — — — — — — — —

Ueber das Innthal war am frühen Morgen ein Gewitter gezogen; noch blitzte und grollte es in der Ferne, aber ein frischer Ostwind zertheilte die letzten Wolken, und ein entzückender blauer Duft schwebte über der im Sonnenschein erglänzenden Bergstadt. Von den Ahornbäumen fielen die großen Tropfen herab und funkelten in Regenbogenfarben, die Rosen dufteten im Garten, Schmetterlinge flogen um die hohen, bunten Malvenstöcke und zwischen den Beeten wandelten Hand in Hand zwei glückliche Menschenkinder, denen das Köstlichste zu eigen war, was das Leben zu bieten hat: Sonnenschein, Jugend, Liebe!

Oben im Thurmgemache standen sich die beiden Väter in tiefem Ernste gegenüber.

„Vergib mir, Claus," sagte Holmberg. „Du siehst, ich bin ein gebrochener Mann. Der Haß war meine Kraft! Nun ist er dahin und Reue und Liebe kommen zu spät, viel zu spät!"

„Nein, August!" rief Weigold, die kühle, bebende Hand des alten Freundes festhaltend. „Liebe kommt nie zu spät! Sieh unsere Kinder an! Der Anblick dieses lachenden, jubelnden Paares ist mir ein Gnadengeschenk des Schicksals! Ist ihre Seligkeit nicht auch die unsere, August? Was bleibt uns Allen, die wir an der Neige des Lebens stehen, für ein schönerer Trost, als das Glück der kommenden Generation, die Freude über junge, sonnige Augen!"

Pfalzgraf Ludwig der Strenge und seine Söhne.

Ein dunkles Blatt aus der Geschichte des Hauses Wittelsbach.

Von

Hans Marschall.

(Nachdruck verboten.)

Im Sommer des Jahres 1267 fand eines Tages ein Familienrath im Schlosse zu Heidelberg, in jener alten Burg am Jettenbühel, an deren Stelle sich heute die Molkenkuranstalt befindet, statt. Pfalzgraf Ludwig II. der Strenge, später genannt der Schlimme, seine schöne und noch jugendliche Gemahlin Maria von Brabant, Ritter Rucho der Ottlinger, ein treuer Freund und Waffengefährte des Pfalzgrafen, nebst verschiedenen anderen Rittern aus dem Neckargau hatten ihre Meinung über den Entschluß des jungen Konradin von Hohenstaufen, des Pfalzgrafen Neffen, abgegeben, der Willens war, nach Italien zu ziehen, um sich sein sicilisches Erbe zurück zu erobern. Die hohenstaufische Partei in Italien hatte den Ruf dazu an den Letzten des großen Kaisergeschlechtes ergehen lassen, der Papst selbst wollte seiner Feindschaft gegen dasselbe entsagen, weil Karl von Anjou, der sich Neapel und Si-

cilien erobert hatte, als ein grausamer Wütherich im Lande hauste.

Vergebens rieth man in der Familie des Pfalzgrafen, die Konradin am nächsten stand und in der er von Kindheit auf gelebt, von diesem abenteuerlichen Unternehmen ab. Konradin war entschlossen, das Erbe der Kaiser, von denen er abstammte, zu erringen, oder im Kampfe darum unterzugehen. In ritterlichem Sinne bot er seinem Oheim Ludwig, der als Pfalzgraf vom Rhein und zugleich Herzog von Bayern einer der reichsten Fürsten in Deutschland war, die letzten ihm gehörigen hohenstaufischen Güter in Schwaben und im Donaugebiete an, um dafür ein Heer zu werben, und zum Schluß des erwähnten Familienrathes wurde in der That zwischen Oheim und Neffen der Handel abgemacht — der letzte zwischen den altbefreundeten und verwandten Häusern Wittelsbach und Hohenstaufen. Der Pfalzgraf wollte außerdem selber bei der Ritterschaft für Konradin's Unternehmen werben und ihn mit Rucho zusammen bis Verona begleiten.

So geschah es auch. Im Herbst brach der Pfalzgraf mit seinem Neffen und Ritter Rucho nebst anderen Gewaffneten von Burg Donauwörth auf, wo er auch gelegentlich zu residiren pflegte, und wo er diesmal seine Gemahlin zurückließ. Er begleitete seinen Neffen Konradin und dessen Freund, den jungen Friedrich von Baden, über die Alpen bis nach Verona, wie er ihm versprochen hatte.

Derweil saß die schöne und lebensheitere Frau Maria auf Donauwörth und harrte sehnsüchtig der Rückkehr ihres geliebten Gatten. War er doch wegen seiner Kriegslust

und Begier nach Ausdehnung seiner schon so mächtigen Herrschaft nur zu oft fern von ihr, und sie mußte dann selber sorgen, wie sie sich die Zeit vertreibe. Bei ihrem fröhlichen Charakter und regen Sinn war es die Einsamkeit nicht, die sie liebte; vielmehr lud sie, wenn sie allein war, sich gern Freundinnen ein und feierte mit diesen kleine Feste, wozu ihr Hofstaat reichlich Unterstützung bot, und ihrem Gemahl gefiel dies sehr wohl.

In dem Wohlwollen, welches die Pfalzgräfin gegen ihre Umgebung und Dienerschaft bewies, liebte sie es, diejenigen am Hofe zu dutzen, sie so gewissermaßen zum Range von Verwandten zu erheben, denen sie ein Zeichen ihrer besonderen Huld geben wollte. Deshalb hatte auch Ritter Rucho, der stete und treu ergebene Begleiter ihres Gemahls, sie um eine solche Auszeichnung gebeten, auf die er wegen seines vertrauten Verhältnisses zu dem Pfalzgrafen glaubte Anspruch erheben zu dürfen. Sie hatte jedoch gemeint, ihm dieses Zeichen ihrer besonderen fürstlichen Huld noch verweigern zu sollen, denn sie war trotz ihrer Herzensgüte auch eine stolze Frau, wenn es galt, ihre Würde als Herrscherin zu wahren. Als nun wider ihr Erwarten ihr Gemahl von Verona nicht gleich heimkehrte, und all' ihre Bitten durch Boten und Briefe an ihn, daß er sie nicht länger allein lassen möge, fruchtlos blieben, da ging es ihr durch den Sinn, Ritter Rucho's Einfluß deshalb anzurufen und ihm dafür als Lohn in Aussicht zu stellen, was er als eine Huld von ihr erbeten. Sie schrieb in ihrer Sehnsucht abermals und dringend dem Gemahl, zurück zu kehren, und zugleich einen an-

deren Brief an den Ottlinger, in dem sie ihm versprach, daß sie ihm die erbetene Gnade gewähren wolle, wenn er den Pfalzgrafen bewege, Italien zu verlassen. Beide Briefe siegelte sie zu, schrieb die Adressen, und ließ sie durch einen ihrer Diener dahin bringen, wo eben die beiden Kämpen ihr Lager hielten.

Unglücklicher Weise hatte sie bei der Aufschrift die Briefe verwechselt und so erhielt ihr Gemahl denjenigen, der für Ritter Rucho bestimmt war. Die Andeutung darin auf Belohnung für denselben rief eine furchtbare Eifersucht in dem Pfalzgrafen auf. In blinder Wuth stieß er gleich den Boten nieder, und da Rucho gerade in seinem Auftrage nach Padua geritten war, wartete er dessen Rückkehr gar nicht ab, sondern brach sofort nach Deutschland auf. Ganz plötzlich und unerwartet in Donauwörth angekommen, stürzte er in's Schloß, ermordete in seiner Raserei den Burgvogt und ebenso zwei Edeldamen. Freundinnen der Pfalzgräfin, welche ihn davon zurückhalten wollten, mit seinem Schwert auf die entsetzt herbeieilende Gemahlin los zu gehen. Wohl ließ er, durch den begangenen Mord im Moment ernüchtert, ab von ihr, aber die Eifersucht und der Glaube, daß sie ihn verrathen habe, wichen nicht von ihm, und er sprach kraft seines Herrenrechtes sofort das Todesurtheil über seine Gattin, die sich seine blinde Wuth gar nicht zu erklären vermochte, aus.

Die Unglückliche bot, als sie aus den Schmähungen des Pfalzgrafen endlich erkannte, wessen er sie beschuldigte, vergebens Bitten und Vorstellungen auf, ihn eines Besseren

zu belehren, ohne Erfolg war auch das rührende Flehen seiner Schwester, der verwittweten Königin Elisabeth, Konradin's Mutter, die auf Donauwörth zu Gaste sich befand. In seiner wilden Leidenschaft ordnete er vielmehr eine regelrechte Hinrichtung seines Weibes durch den Henker in der Burg an, in der er schon dreifachen Mord verübt. Noch am Tage seiner Heimkehr fiel das schöne Haupt Maria's, seiner jugendlichen Gattin.

Dies geschah fast um dieselbe Zeit, als Konradin durch Verrath in die Hände Karl's von Anjou gefallen war, und in Neapel dann unter dem Beil des Henkers sein junges Leben lassen sollte, und mit ihm sein treuer Friedrich von Baden. Dort im Süden ein blutiges Ende der Tragödie der Hohenstaufen — im nächstverwandten Geschlecht der Wittelsbacher um die gleiche Zeit eine Greuelthat, die ebenfalls zum Himmel um Rache schrie.

Bald klärte sich denn auch dem Pfalzgrafen zu seinem Entsetzen und verzweiflungsvollen Schmerz das Mißverständniß auf; als Rucho, der seinem Herrn sofort nachgeritten war, ihm den in seine Hände gerathenen Brief vorlegte, konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß er in blinder Raserei eine Unschuldige ermordet habe. Sein Haar soll darüber ergraut sein in einer einzigen Nacht. In seiner Reue, seinem Schmerz flehte er vergebens an ihrem Sarge um Gnade und Verzeihung, und er hätte gerne der Niedrigsten einer in seinem stolzen Reiche sein mögen, würde er sich nicht als der Elendeste darin gefühlt haben. Was half es, daß er sich der schwersten Kirchenbuße unterwarf und von seinen Schätzen hergab, um zur

Sühne das Kloster Fürstenfeld zu bauen: die Gewissensbisse und die bittere Reue verfolgten ihn fort und fort, Tag und Nacht, und sein Herz blutete über die Schmach, die sein Frevel dem Hause Wittelsbach angethan. Oft sann er verdüstert und in bitteren Seelenqualen darüber nach, ob er nicht etwa ein Opfer des Verhängnisses sei, das über sein Haus gekommen von jenem unseligen Tage an, da fast sechzig Jahre vor seinem vierfachen Morde einer seiner Ahnen, Otto von Wittelsbach, in wildem Grimme den Kaiser Philipp erschlagen hatte im Jahre 1208 auf der Altenburg bei Bamberg. Rächte an ihm sich die Blutthat, die das Schild seines Hauses befleckt?

Die gräßliche That des Pfalzgrafen Ludwig fiel in der Zeit vor, welche als die des Zwischenreiches (Interregnums) nach dem Tode des letzten Kaisers aus dem Hause der Hohenstaufen siebenzehn Jahre lang ihre Schrecken über die deutsche Nation durch Faustrecht, Aufruhr, Bürgerkrieg, Mord und Brand verbreitete. Kein kaiserliches Oberhaupt war da, welches sich allgemeiner Anerkennung seitens der vielen Fürsten im Reiche erfreut hätte; keiner jener fremden Könige, die wie Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis, eine oder die andere Partei auf den deutschen Thron berief, übte irgend ein Herrscherrecht wirklich aus. Niemand unter den deutschen Fürsten genoß so viel Ansehen und besaß zugleich so viel Macht, um als Retter in der Noth berufen zu werden und auftreten zu können.

Niemand als Pfalzgraf Ludwig II., Kurfürst und Herzog von Bayern, Nächstverwandter des erloschenen

Hohenstaufengeschlechtes, dessen letzte Güter auch in seinen Besitz gekommen waren. Ihm stand ferner gesetzlich die Reichsverwesung zu, und er hatte in der kaiserlosen Zeit sich als solcher Regent bereits wohl bewährt. Deshalb sprach man in fürstlichen Zusammenkünften davon, ihm die Krone förmlich zu übertragen. Aber wie hätte man nun ihm, dem Mörder, die Krone auf's schuldige Haupt setzen können?

Ludwig selbst nahm dies als gerechte Strafe hin. Sein eigenes Schuldbewußtsein zog ihn nieder und hatte seinen früheren Frohsinn gebrochen. In finsterer Schwermuth verlebte er seine Tage, und hob sich der Ehrgeiz und die kühne Thatenlust seiner Natur auch manchmal empor, so erlagen sie schnell wieder vor dem blutigen Gespenst seiner gemordeten Frau, das vor ihm auftauchte. Die Krone Deutschlands, die er hätte greifen und sich auf's Haupt setzen können, sie war doch niemals für ihn, er konnte nicht aus dem Bann seiner Blutschuld heraustreten, ein großes Verdienst, eine glänzende Zukunft hatte er durch sein Verbrechen unmöglich gemacht!

So wollte er denn als Kurfürst sich damit begnügen, theil an einer heilsamen Entscheidung für das Reichswohl zu nehmen, als im Jahre 1273 die neue Kaiserwahl endlich anberaumt wurde. Er stimmte deshalb für Rudolph von Habsburg und stand ihm mit seiner Macht auch treu zur Seite. Zum Dank dafür leistete Rudolph ihm Vorschub in seiner Hauspolitik, ja, er gab ihm sogar seine junge Tochter Mechthild zur Ehe, als Ludwig, erst ein Mann in den vierziger Lebensjahren, zu einem solchen

Verlangen sich ermuthigte, wähnend, daß er durch seinen Verzicht auf die Kaiserkrone nach Menschenmöglichkeit sein Verbrechen an der ersten Frau gesühnt, und das Leben trotz der Schuld, an der er noch immer schwer trug, seine Rechte fordern dürfe.

An zwanzig Jahre lang lebte er noch mit seiner zweiten Gemahlin und starb am 3. Februar 1294 in ihren Armen auf der alten Burg am Jettenbühel oberhalb der kleinen Kloster- und Fischerstadt Heidelberg, in derselben Kemnate, wie es heißt, wo er im April 1229 das Licht der Welt erblickt hatte. Zwei Söhne hinterließ er zur Erbfolge in seinen reichen Landen, den ältesten aus seiner ersten Ehe mit der ermordeten Maria, den jüngeren aus seiner Ehe mit Kaiser Rudolph's Tochter, die für jenen in Bayern die Regentschaft führte bis zu seiner Mündigkeit.

Aber das geheimnißvolle Wirken des Verhängnisses zeigte sich auch im Geschicke der Nachkommen Ludwig's des Strengen, und es ist zunächst der älteste Sohn Rudolph, Pfalzgraf bei Rhein, der eine neue Blutthat beging. Er stand von jeher nicht gut mit seiner habsburgischen Stiefmutter, und als der Vater gestorben war, machte er daraus, wie auch aus seinem Haß gegen das Haus Oesterreich, kein Hehl. Während er in Heidelberg meist seinen Hof hielt, lebte Mechthild mit ihrem noch knabenhaften Sohn Ludwig in Bayern, und während er im Lager der Feinde Oesterreichs zu finden war, suchte sie für die Interessen ihres Hauses thätig zu sein. Bedenken muß man hierbei, daß Kaiser Rudolph von Habs-

burg bereits vor dem Pfalzgrafen Ludwig dem Strengen im Jahre 1291 gestorben, und es ihm nicht gelungen war, die Wahl seines Sohnes Albrecht zum Kaiser zu bewirken. Vielmehr wurde Adolph von Nassau zu seinem Nachfolger erwählt, und auf dessen Seite stand der junge Pfalzgraf Rudolph, der überdem die Tochter dieses ritterlichen, aber unglücklichen Oberhauptes von Deutschland geheirathet hatte. Von österreichischer Seite geschah Alles, um Adolph zu stürzen und Albrecht auf den Kaiserthron zu bringen. Bei Göllheim kam es endlich 1298 zur Schlacht zwischen beiden Parteien, und Pfalzgraf Rudolph führte die Vorhut seines Schwiegervaters, des Nassauers, der in diesem Kampfe den Todesstoß empfangen sollte. So hatte denn Oesterreich gesiegt und Albrecht wurde König der Deutschen.

Ingrimmig kehrte der Pfalzgraf aus der Unglücksschlacht nach seiner Heidelberger Burg zurück. Das heiße Blut seines Vaters rollte in seinen Adern, die Wildheit der Natur hatte er von ihm geerbt und ebenso die noch nicht gesühnte verhängnißvolle Schuld desselben, für welche im reichen Kloster Fürstenfeld unweit München fort und fort noch Messen gelesen wurden und täglich eine Stunde lang das Glöcklein ertönte, um die Bauern des nahen Dorfes und die Wanderer auf der Straße dahin zum frommen Gebet für den Mörder der schönen Maria von Brabant zu rufen. Der Zorn des jungen Pfalzgrafen über den Triumph Oesterreichs richtete sich im Besonderen auf seine Stiefmutter Mechthild, die ja an diesem Triumph ihres Hauses große Freude haben mußte und

sie wohl auch nicht ganz ohne Herausforderung gegen ihn bezeigen mochte. Ihr Rathgeber, das wußte er längst, war Konrad Ottlinger, ein Sohn jenes Ritters Rucho, der die unschuldige Ursache zu der Greuelthat der Hinrichtung von Rudolph's Mutter gegeben hatte, und es trieb den ergrimmten Rudolph, sich an seiner Stiefmutter und ihrem Rathgeber wegen der Zwietracht zu rächen, die seit seines Vaters Tod in dem Fürstenhause herrschte und die er von der bayrischen Seite her unter Aufhetzung der österreichischen Verwandten genährt sah.

Eines Tages, im Sommer des Jahres 1302, brach er mit einem starken Troß Reisiger von Heidelberg auf, um das Hoflager seiner Stiefmutter zu überfallen und hier gewaltsam die Verhältnisse nach seinem Sinne zu regeln. Mechthild hielt sich zur Zeit auf Burg Schildberg bei Aichach in Oberbayern auf. Auf seinem Ritt dahin kam Rudolph dicht an den Ruinen der Stammburg seines Geschlechtes vorüber, auf der ein Jahrhundert zuvor jener Otto gehaust, der den hohenstaufischen Kaisermord begangen hatte, dann als ein Geächteter an der Donau ergriffen und erschlagen und dessen Burg Wittelsbach zur weiteren Sühne zerstört worden war. Als ein grausiges Mahnzeichen mußten dem Nachkommen die Reste der Stammburg erscheinen; aber es hielt ihn nicht ab, seinen Gewaltstreich auszuführen, mit dem er sich in Gedanken trug.

Das Schlimmste freilich wurde dadurch verhindert, daß es Mechthild gelang, mit ihrem Sohne Ludwig noch rechtzeitig vor ihrem Stiefsohn die Flucht zu ergreifen. Aber der Pfalzgraf nahm bei seinem Ueberfall von Schildberg

Konrad Ottlinger gefangen, und dieser mußte nun ungerechter Weise für seine österreichischen Neigungen und für den Einfluß büßen, den er auf Mechthild ausgeübt. Rudolph ließ ihn enthaupten, als müßte ein Ottlinger auch noch sein Blut hergeben für das unschuldig vergossene der Pfalzgräfin Maria, und als sei er, ihr Sohn, durch das Verhängniß bestimmt, ihm, dem Sohne Rucho's, dies Schicksal zu bereiten.

Mechthild war mit ihrem Sohne nach Wien geflohen, und als dort die Hinrichtung Ottlinger's bekannt wurde, zögerte ihr Bruder, der Kaiser Albrecht, nicht lange, einen Rachezug nach der Pfalz zu unternehmen und dies Land schrecklich zu verwüsten. Und diese Fehde hörte auch nicht auf, als Kaiser Albrecht seinen Tod gefunden hatte und im Jahre 1310 ein Vertrag zwischen beiden Parteien geschlossen wurde, wonach die Ländermasse zwischen ihnen getheilt wurde, und Ludwig, der Sohn Mechthild's, den Strich links von der Isar erhielt. Im Gegentheil erbitterte es den Pfalzgrafen von Neuem und rührte seinen Neid auf, als im Jahre 1314 aus der neuen Kaiserwahl sein Bruder Ludwig hervorging. Schließlich besiegte der Kaiser den Pfalzgrafen, der jüngere den älteren Bruder, und zwang ihn, abzudanken. Schon 1319 starb der Letztere in der Verbannung, und mit diesem traurigen Geschick sühnte er seine eigene Blutschuld an dem Ottlinger, sühnte er auch das Verbrechen seines Vaters.

Ludwig der Bayer, der nun die kaiserliche Krone trug und glücklich gegen seine Widersacher zu behaupten wußte, that seinerseits jetzt Alles, um die auf seinem Geschlechte

lastende Blutschuld durch Versöhnlichkeit und Milde wieder gut zu machen. Er setzte durch den Vertrag von Pavia 1329 den Familienfehden in seinem Hause ein Ende, indem er für sich das Herzogthum Bayern behielt und die alten pfalzgräflichen Lande am Niederrhein nebst den Besitzungen am Neckar und den aus dem hohenstaufischen Erbe stammenden Gütern den Söhnen und Nachkommen seines in der Verbannung gestorbenen Bruders mit der Kurwürde überließ, ein Abkommen, das auch sonst gute Früchte trug.

Kaiser Ludwig regierte dreiunddreißig Jahre und starb am 11. Oktober 1347 auf einer Bärenjagd unweit München beim Kloster Fürstenfeld. In seiner letzten Stunde hörte er das Glöcklein läuten, welches von dort zur Sühnmesse für die ermordete Pfalzgräfin, die erste Frau seines Vaters, rief. Im geweihten Banne dieser frommen Stiftung hauchte er seinen letzten Athem aus.

Die Stelle, wo er starb, blieb stets heilig für die Wittelsbacher, und Maximilian, der Vater des unglücklichen, im Wahnsinn jüngst geendeten König Ludwig's II., ließ daselbst eine marmorne Spitzsäule zum Andenken errichten. Auf den Trümmern der Burg Donauwörth aber, wo das Blut des unschuldigen Opfers des Pfalzgrafen Ludwig geflossen war, erhebt sich auch seit 1824 ein einfaches Kreuz, welches die Bewohner der Donaustadt zu Ehren der unglücklichen Frau stifteten.

Der fliegende Sommer.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

Heinrich Theen.

(Nachdruck verboten.)

Wer an einem schönen Spätsommermorgen hinaus wandert auf das Feld, wo vor etlichen Wochen noch das Getreide in Garben stand, und jetzt die Ackerunkräuter über die Stoppeln lugen, den überrascht oft ein wundersamer Anblick. Er sieht gar häufig, wie das ganze Feld mit einem zarten, silbernen Schleier überzogen ist, dessen einzelne Fäden sich von Stoppel zu Stoppel, von Halm zu Halm, von Stengel zu Stengel ziehen, die im schönen Morgensonnenscheine in den Farben des Regenbogens spielen, wenn der Stand der Sonne ein für den Spaziergänger günstiger ist. Sobald aber die Sonne höher steigt, verschwindet der zarte Flor dem Auge; die langen, weißen, seidenartigen Fäden werden dann vom Winde fortgetrieben und durchsegeln die Lüfte, hängen sich an Bäume und Sträucher, wie an die Kleider und Hüte der Menschen. Dieser feine Schleier, der Stoppelfeld oder Wiese mitunter an sonnigen Septembertagen überzieht, führt den Namen fliegender Sommer. In anderen Gegenden heißt er auch „Flugsommer", „Alt-

weibersommer", „Mädchensommer", oder „Das Gespinnst der Verdammten".

Daß diese Fäden nichts Anderes sind, als das Gespinnst von Spinnen, ist heute allgemein bekannt, den Naturforschern der früheren Zeit jedoch war der Ursprung dieses fliegenden Sommers zweifelhaft. Einige hielten ihn für Ausdünstungen der Pflanzen, die sich in den kühlen Herbsttagen an der Luft verdichtet und in solche Fäden verwandelt haben sollten, wie man sie etwa aus Pflanzenharzen ziehen kann, Andere hielten sie für Fäden, die eine unbekannte Art Käfer entwickelt hätte. Der Volksglaube früherer Jahrhunderte brachte den fliegenden Sommer auch in Verbindung mit den Göttern. Nach Einführung des Christenthums bezog man ihn auf Gott und Maria, weshalb er in Frankreich fils de la Vierge (Sohn der heiligen Jungfrau), im südlichen Deutschland Mariengarn, Marienfaden oder Frauensommer, in England Gottesschleppe genannt wird.

Nach den Erfahrungen und Beobachtungen der neueren Naturforscher ist der fliegende Sommer nichts Anderes, als ein Gewebe der wandernden jungen Spinnen, welche vornehmlich zu den Gattungen Luchsspinne (Lycosa), Kreuzspinne (Epeira), Krabbenspinne (Thomisus) und Weberspinne (Theridium) gehören, und deren Fäden das Luftschiff bilden, auf dem sie sich fortbewegen, das sie ausspannen, um ein wenig Beute zu machen, bevor sie weiter segeln.

Eine jede Spinnenmutter sorgt für ihre Brut, bis dieselbe sich selbst zu ernähren vermag. Das Beutelchen,

welches die Eier enthält, befestigt sie an einem sicheren Orte, wo sich allerlei kleine Insekten entwickeln, die den jungen Spinnen zur Nahrung dienen, bis die erste Häutung überwunden ist und sie im Stande sind, sich selbst ein Netz zu bauen. Sobald aber im Spätsommer Kälte eintritt, verfällt das üppige Insektenleben in den Niederungen und Wiesen, an den Rändern der Flüsse und Seen dem Tode, und die junge Spinne ist gezwungen, die Stätte ihrer frühesten Kindheit zu verlassen und in die Welt hinaus zu ziehen nach Gegenden, wo es trocken ist und sie zu überwintern vermag.

Sollten diese Thiere aber ihre Wanderung zu Fuß zurücklegen, dann stände es recht schlimm um sie, denn trotz der äußersten Anstrengung würden sie es doch täglich nicht viel weiter bringen, als gegen einige hundert Meter, und vor einem Teich oder Bach müßten sie unbedingt Halt machen, da ihnen zum Hinüberkommen die Flügel fehlen. Da verstehen denn die Spinnen sich ein Fahrzeug und zwar ein Luftschiff zu bauen, das an Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit alle Luftballonkonstruktionen übertrifft, welche der Mensch bis heute ausdachte. Das Fahrzeug oder der Ballon hat Alles, was zu einer richtigen Luftschifffahrt gehört.

Fühlt die Spinne, daß die Wanderzeit herangerückt ist, so erwartet sie den ersten schönen, heiteren Tag, um sich auf und davon zu machen; denn der Sonnenschein ist ihr zu diesem Vorhaben unumgänglich nothwendig. Zunächst sucht die Spinne sich einen ziemlich hohen Halm oder Pfahl aus, erklimmt diesen und stellt sich, dort an-

gelangt, auf den Kopf. Hierauf läßt sie aus den am Hinterrumpfe sitzenden Spinnwarzen ein Büschel von Fäden hervorschießen, das von dem Winde wie eine Fahne hin und her geschwenkt wird. Sobald der Zusammenhang der Fäden in dem bewegten Luftstrome stark genug ist, um sie tragen zu können, löst die Spinne ihren Halt los und segelt, in der Regel mit dem Rücken nach unten gekehrt, ab. Während der Fahrt stößt sie ein zweites, mitunter auch noch ein drittes Fadenbüschel aus ihren Spinnwarzen, die alle durch einen kräftigen Faden mit ihr in Berührung stehen; einen Theil dieser Fäden hält die Spinne mit ihren Füßen fest. Vor der Gefahr eines unfreiwilligen Herabstürzens aus der Luft ist sie so ziemlich sicher gestellt, denn reißt auch einer der Ballons, so bleiben ihr noch zwei andere, auch ist sie leicht im Stande, wieder einen dritten zu machen. Wie eine Gondel hängt sie unter diesem Ballon.

Der Sonnenschein nun ist der wandernden Spinne zu ihrem Vorhaben durchaus nothwendig, denn ohne denselben würde ihr Luftschiff nicht in die Höhe steigen. Die Erwärmung des Erdbodens durch die Sonne hat eine aufsteigende Luftströmung zur Folge, deren Stärke um so größer ist, je größer die Temperaturdifferenzen der kalten und der erwärmten Luft sind. Von den aufsteigenden Luftströmungen werden die Fäden in die Höhe, von den herrschenden Winden in horizontaler Richtung weiter geführt, die gleichzeitige Wirkung beider verhütet das unfreiwillige Sinken des Spinnen-Luftschiffes. Das Gewebe ist an sich keineswegs leichter als die Luft, und dennoch hat es die

Fähigkeit, in der Luft zu schweben und sogar noch die Spinne zu tragen. Dies findet eben nur bei Sonnenschein und in verhältnißmäßig kühler Luft statt, und deshalb sind auch die schönen Herbsttage, welche diesen Anforderungen gerecht werden, für die Spinnen die geeignetesten Reisetage.

„Die Fadenbüschel," sagt J. Stinde, „welche sich in der kühlen Luft befinden, werden von den Sonnenstrahlen getroffen und erwärmen sich und die an ihnen hängenden Lufttheile, welche nun in einem konstanten Strome in die Höhe streben und die Fäden selbst mit emporheben. Die warmen Lufttheilchen um das Gewebe bilden so in der kalten Luft einen förmlichen Luftballon, und zwar nach dem Prinzip der Montgolfiere, welcher steigt, weil die in derselben erwärmte Luft leichter ist, als ein gleiches Volumen der außer ihr befindlichen kalten Luft.

Montgolfier erfand den Luftballon vor hundert Jahren, aber die Luftschifffahrt mit erwärmter Luft ist viel älter; denn wir finden zuweilen in durchsichtigen Stückchen Bernstein Spinnen mit ausgebildeten Spinnwarzen. Zur Zeit der Bernsteinfichte konnten die Spinnen also ebenso ihre Fadenbüschel spinnen, wie ihre Anverwandten von heute, und da es damals auch kühle Tage und Sonnenschein gab, so wäre es schwer anzunehmen, die Spinnen hätten damals nicht gewandert. Im Gegentheil, sie zogen damals ebenso kühn durch die Lüfte wie heute, und erwiesen sich schon vor Tausenden von Jahren als geschickte Aëronauten."

Daß der „Ballon" der Spinnen bei bedeckter Luft nicht in die Höhe steigt, davon kann man sich leicht selbst

überzeugen, wenn man einen solchen Sommerfaden mit einem Stocke fängt und ihn in den Schatten bringt: er wird sofort niedersinken; führt man ihn dagegen wieder in den Sonnenschein, so zeigt er sofort eine deutlich erkennbare Neigung zum Aufsteigen.

Sobald nun der Abend naht und die Sonnenstrahlen ihre wärmende Kraft verlieren, muß die Spinne ihre Fahrt einstellen. Nach und nach zieht sie die einzelnen Fäden mit ihren Fußkrallen an sich heran, und ist sie infolge dessen bis nahe an die Erde gesunken, so wirft sie einen langen Faden herunter, der bald einen festen Anhalt gefunden hat. Am andern Morgen sind diese Fäden deutlich zu sehen, weil in der Nacht der Thau darauf gefallen ist, in dessen Perlen sich das Licht in den Farben des Regenbogens bricht. Ist der Thau erst verdunstet, so scheinen auch die Fäden verschwunden zu sein, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall ist, denn diese bleiben so lange an Stoppeln und Stengeln hängen, bis der Wind sie abreißt und fortführt, und die Spinnen weiter wandern, bis sie einen passenden Winteraufenthalt gefunden haben.

Der Naturforscher Darwin hat beobachtet, daß sechzig Seemeilen vom Lande entfernt sich Tausende kleiner röthlicher Spinnen, jede mit ihrem Gewebe durch die Luft segelnd, auf das Schiff niederließen. Ueberrascht nämlich ein durch Wolkenzüge verfrühter Sonnenuntergang die Spinnen, welche der Wind gerade über weites Gewässer führt, dann gehen, finden sie nicht wie die von Darwin beobachteten eine zufällige Rettung, unzählige der kleinen Wesen zu Grunde, die, vom Instinkt getrieben, sich auf

die Wanderung begaben, deren Ausgang sie ebenso wenig voraussehen konnten, „wie der seine Ziele verfolgende Mensch, der auch nicht weiß, ob die Sommerfäden, die er aus Hoffnung und Begierde webt, ihn dorthin bringen, wohin ihn verlangt, oder ihn in's Verderben führen."

Und nun zum Schluß noch eine kleine Legende, welche sich an diese Sommerfäden knüpft.

Ein frommes Mädchen hatte die heilige Jungfrau angefleht, ihr zu gewähren, daß ein Hemde ihres Gespinnstes den Träger unverwundbar mache. So wollte sie ihren einzigen heißgeliebten Bruder schützen, der eben in den Krieg ziehen mußte. Gerührt gewährte die Gnadenreiche der Flehenden den Wunsch. Diese aber, inzwischen in Liebe zu einem Unwürdigen entbrannt, gab das Gewand diesem und nicht dem Bruder. Als nun der Freche sich ihrer Gunst rühmte und der Bruder ihn um dessentwillen zum Zweikampf forderte, da blieb der Frevler unverwundet, indeß der treue Bruder sein Leben lassen mußte. Und seitdem sitzt die Sünderin am Spinnrade und spinnt unablässig, aber der Wind reißt ihr die Fäden immer wieder entzwei und trägt sie weit hin über das Land.

So erzählen die russischen Bauernmädchen, und so wird auch ihr Sprichwort erklärlich: „Leidenschaft bringt Verderben, das lehren die Fäden im Herbste."

Und auch nur zu oft gleichen die Wünsche und Hoffnungen der Menschen, ihre Unternehmungen und Erwerbungen dem leichten Gespinnst, das Sonnenschein hebt und ein kühler Schatten zur Erde zieht: dem fliegenden Sommer.

Die Königin der Inseln.

Nach den neuesten Forschungsberichten über Madagaskar.

Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

„Warhafftige und ausführliche, sowol historische alsz chorographische Beschreibung der überausz reichen, mechtigen und weitberhümbten Insul MADAGASCAR, sunsten S. LAU RENTII genannt, welche heutigstags für die allergrösseste auff dem Meer, in dem gantzen Vmbkreisz der Welt gehalten wird.“ So lautet der Titel der ältesten deutschen, 1609 zu Altenburg vom ehrsamen Hofhistoriographen Megiserus verfaßten Schrift über die Inselkönigin an Afrika's Ostküste — ein seltsames Büchlein, in dem in wunderlicher Weise Falsches und Wahres vermischt wird, das aber immerhin von Bedeutung ist, weil es die Thatsache zu konstatiren gestattet, daß Madagaskar noch nicht ganz hundert Jahre nach der Entdeckung durch den Portugiesen Fernando Soares das Interesse selbst des centralen Europa's in hohem Grade erregte. Wunderbar genug bleibt es dagegen, daß es trotz des gerade in der geographischen Literatur wieder und immer

wieder hervorgehobenen Reichthums der Insel erst der neuesten Zeit vorbehalten blieb, eine genauere, eingehendere Kenntniß derselben anzubahnen und daß sie sich so lange frei von der annektionslustigen Einmischung der europäischen Mächte hielt. Es hat zwar von Seiten Hollands, Englands wie Frankreichs schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts nicht an Kolonisationsversuchen gefehlt, über die Gründung kleiner, meist nur vorübergehend behaupteter Militärstationen ist aber lange Zeit hindurch keine der konkurrirenden Mächte hinausgekommen. Ganz neuerdings erst ist es der französischen Republik gelungen, sich allein den dominirenden Einfluß auf der Insel zu erringen und sich nach einem langen und schwere Opfer erfordernden Feldzuge durch den am 17. Dezember 1885 abgeschlossenen Friedensvertrag mit den Howas das Protektorat über die ganze Insel zu sichern.

Madagaskar ist auch heute erst zum Theil erforscht. Von dem Gesammtareal der Insel, die mit ihren 591,964 Quadratkilometern nächst Neu-Guinea und Borneo die größte der Welt und nicht unbedeutend größer als das ganze deutsche Reich ist, muß der ganze Norden und der größte Theil der Westküste noch heute als unerforscht gelten. Indessen reicht unsere Kenntniß auch jener Regionen doch aus, um in der Bodenplastik dabei wesentlich verschiedene Theile zu unterscheiden. Während der Norden ein schroffes Bergland umfaßt, umschließen im Süden Gebirgszüge von sehr wechselnder Höhe eine centrale Hochfläche, deren Niveau nicht unbedeutend unter jenen liegt. Längs der Küsten wechseln flach abfallende Hänge, zwischen

denen und dem Meere sich häufig weitgestreckte Ebenen einschieben, oft ziemlich unvermittelt mit steilen Felsstürzen von beinahe 1000 Metern Höhe. Die Insel ist mit Ausnahme einiger wüster Gebirgspartien reich bewässert; als größter Strom darf nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen der Betsiboko bezeichnet werden, der, fast das ganze Flußsystem des mittleren Hochlandes aufnehmend, nach einem Lauf von 480 Kilometern Länge sich an der Ostküste in die geräumige Bembatokabai ergießt und für Dampfer von geringerem Tiefgange auf ungefähr einem Drittel seines Laufes schiffbar sein dürfte.

Ganz der Bildung des Landes entsprechend, ist der mittlere Theil der Insel, das geschützte, klimatisch bevorzugte und gesunde Hochplateau, am bevölkertsten, und hier hat auch die europäische Civilisation und mit ihr das Christenthum zuerst Wurzel gefaßt. Ehe wir aber auf die dadurch bedingte gegenwärtige politische Gestaltung von Madagaskar zu sprechen kommen, müssen wir einen kurzen Blick auf seine Bevölkerung im Allgemeinen und auf die Thier- und Pflanzenwelt werfen, weil hiermit eines der interessantesten Probleme berührt wird, welche die moderne Erdkunde überhaupt kennt.

Von Afrika nur durch den, an seiner schmalsten Stelle kaum 400 Kilometer breiten Kanal von Mozambique getrennt, scheint Madagaskar unmittelbar zu dem schwarzen Erdtheil zu gehören und gleichsam nur eines seiner losgerissenen Theile zu sein. Man sollte daher annehmen können, daß seine Bevölkerung, seine Vegetation und Thierwelt mit derjenigen des nahen Festlandes identisch, min-

destens ihr sehr nahe verwandt sei. Dennoch ist dies keineswegs der Fall. Nur ein Theil der Bevölkerung der Westküste zeigt eine, noch nicht einmal feststehende Verwandtschaft mit den Kaffern Südafrika's, außer dem Nilpferd und dem Strauß fehlen der Insel durchaus alle hervortretenden Gattungen der afrikanischen Thierwelt: die Elephanten und Giraffen, die Löwen, Antilopen und Affen, und die eigenthümliche, formenreiche Pflanzenwelt weicht sehr wesentlich von derjenigen des nahen Kontinents ab. Dagegen weisen zahllose Beziehungen auf eine Verwandtschaft mit der indischen und polynesischen Inselwelt hin, die doch durch die volle Breite des Weltmeers von Madagaskar geschieden ist. Weitaus der größte Theil der Bevölkerung ist ausgesprochen polynesischen Ursprungs; die Sprache der Madegassen ist den Idiomen einzelner Stämme Polynesiens in geradezu überraschender Weise verwandt, Sitten und Handfertigkeiten, physische und intellektuelle Eigenschaften, die wir bei den Völkern der Südsee-Inseln und des Sunda-Archipels finden, wiederholen sich hier in ganz seltsamer Weise. Die Bestattungsart der Todten, die Nichtverwendung von Thierfellen als Kleidung, die Sitte der Blutsverbrüderung sind nur einige wenige, aber charakteristische Uebereinstimmungen unter vielen, ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß sich die Verschiedenheit, welche man in der Südsee zwischen den westlichen melanesischen und den östlicheren rein polynesischen Stämmen beobachtet, hier in den Stammesverschiedenheiten der Bevölkerung Madagaskars wiederholt. Ebenso aber treffen wir zahlreiche Thierformen, die auf der in-

dischen Inselwelt bekannt sind, hier an; ganz besonders die zierlichen Halbaffen, der Makako und der Maki sind beiden gemeinsam und in der Flora wiederholt sich die gleiche Erscheinung.

Alle diese einzelnen Thatsachen haben es fast zur Gewißheit gemacht, daß Madagaskar mit der indischen Inselwelt gemeinsam einst einen Erdtheil gebildet hat, der sich im Osten wahrscheinlich noch über einen Theil Oceaniens erstreckte, dessen breite Brücke aber seit Jahrtausenden vom Ocean verschlungen ist. Die Inselgruppen der Mascarenen und der Seychellen können noch heute als Bindeglieder zwischen dem Osten und Westen dieses untergegangenen Kontinents und als seine letzten Reste betrachtet werden, und die neuesten Tiefseemessungen haben weitere Beweisgründe für sein einstiges Vorhandensein erbracht. Jedenfalls fällt die Zersplitterung in sehr weit abliegende Zeiten, denn es hat sich in der Zwischenzeit gerade Madagaskar als eine vollständig abgeschlossene kleine „Welt für sich" ausgebildet. Erscheinungsformen, besonders der Pflanzenwelt, haben sich auf der Insel entwickelt, die man bisher auf der ganzen Erde vergeblich nochmals aufzufinden gesucht hat. Hierher gehört der für Madagaskar so charakteristische „Baum der Reisenden", welcher der Scenerie der Küstenebenen und den unteren Abhängen des fast die ganze Insel umschließenden Waldgürtels ein ganz eigenartiges Gepräge verleiht. Lange Zeit ist der merkwürdige Baum mit seiner leichten Krone von breiten, hellgrünen Blättern, die auf der obersten Spitze des Stammes fächerartig geordnet stehen, in das Reich der

Fabel verwiesen worden, und die Gelehrten lächelten, wenn berichtet wurde, daß ganze Dörfer ihren gesammten Wasserbedarf durch Anzapfen der porösen Blattstiele gewinnen. Heute ist die Thatsache dieser „Pflanzenbrunnen" aber durch hundertfache, zuverlässige Berichte konstatirt.

Das Volk der Madegassen zerfällt in verschiedene Stämme, unter denen die Howas, welche die centrale Hochebene bewohnen, an Körperschönheit und intellektueller Begabung entschieden die hervorragendsten sind. Sie sind auch die einzigen Bewohner der Insel, die auf eine geschichtlich nachweisbare Entwickelung zurückblicken können. Die heute regierende Königin Ranavâlona ist bereits der 36. Souverän einer ununterbrochenen Herrscherreihe auf dem Howathron, und der Beginn der Eroberungspolitik, durch welche sich der ursprünglich nur auf die centrale Landschaft Imérina beschränkte Stamm allmählig fast die ganze Insel unterwarf, reicht bis zu Anfang dieses Jahrhunderts zurück.

König Radáma I. war der „Napoleon" der Howas. Seiner überlegenen, rücksichtslosen Energie beugten sich in den ersten Jahrzehnten unseres Säkulums zuerst die südlich wohnenden Bétsileos, und bald darauf einige der mächtigsten Stämme des Nordostens. Bisher hatten die Howas sogar in einem leichten Abhängigkeitsverhältniß zu den kriegerischen Sakalavas der Westküste gestanden, jetzt verstärkte Radáma seine Macht durch einen Freundschaftsvertrag mit den Engländern, die ihm Waffen und Munition lieferten, sowie seine Truppen nach europäischer Art einexerzirten, und zwang dann die Sakalavas

zur wenigstens nominellen Unterwerfung. Aber er wollte nicht nur europäische Waffen auf seinem Inselreich einführen, er hatte auch den ernsten Willen, dasselbe unserer Kultur zu öffnen. Unter seiner Regierung gewann das Christenthum Boden, er entsandte die Söhne seiner Adeligen nach Mauritius, nach dem Kaplande und nach Europa, damit sie dort studirten, und schloß sogar einen Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Der erfreuliche Aufschwung sollte aber nur von kurzer Dauer sein; im Jahre 1828 wurde der intelligente Herrscher von seiner Gemahlin durch Gift aus dem Wege geräumt, diese bestieg als Königin Ranavaluna selbst den Thron nnd eröffnete ihre Regierung mit der Vertreibung aller Fremden und einer heftigen Verfolgung des Christenthums. Während ihrer grausamen dreiunddreißigjährigen Herrschaft war die Insel von fast allem Verkehr mit Europa abgeschnitten, die Mehrzahl der eingeborenen Christen wurde unter fürchterlichen Martern zum Abfall gezwungen oder hingerichtet.

Trotz aller Verfolgungen breitete sich jedoch das Christenthum immer weiter aus; schon als 1861 Radáma II. den Thron bestieg, zählten seine Anhänger nach Zehntausenden, und die jüngeren Mitglieder fast aller angesehenen Familien waren bereits getauft, als acht Jahre später die heutige Königin sich offen als Christin bekannte und alle alten Götterbilder verbrennen ließ. Freilich darf man nicht verkennen, daß der seit diesem feierlichen Akt der Herrscherin sich geradezu überraschend schnell vollziehende Uebertritt auch der breiteren Schichten des Volkes,

der sich auch äußerlich durch sehr lebhaften Kirchenbesuch und einer fast begeisterten Theilnahme am Bau von Kapellen kundgibt, zum Theil weniger aus innerem Drang, als aus einer blinden Verehrung gegen die Königin entsprungen ist. Einer der eifrigsten Missionäre und wohl der beste Kenner von Madagaskar, James Sibree, sagt selbst, daß ein sehr großer Theil der Neubekehrten nur Christen geworden wäre, weil die Regierung das Christenthum begünstigte, und daß sie wahrscheinlich ebenso gute Mohammedaner sein würden, wenn ihre Herrscherin diese Religion bevorzugt hätte. Es ist somit nur der Grund gelegt, auf dem erst eine allmählige Befestigung der inneren Ueberzeugung emporwachsen kann, wie sie vor Allem durch eine allgemeine Durchführung des Schulwesens, das heute schon in den Hauptprovinzen Imerina und Bétsiles unter der oberen Leitung englischer Missionäre im erfreulichsten Aufblühen ist, unterstützt werden wird.

Wenn man bedenkt, daß es kaum sechzig Jahre her ist, seit europäische Anschauungen sich überhaupt Eingang auf Madagaskar verschafften, muß man in der That staunen, daß heute in den Howaprovinzen fast jede Gemeinde eine Schule besitzt, in welcher die Anfangsgründe des Wissens gelehrt werden. Die Regierung, welche in den Hauptstädten vortreffliche Lehrerbildungsanstalten organisirt hat, hält die allgemeine Schulpflicht mit Strenge aufrecht, in der Residenz Antananarivo besteht eine Hochschule zur Ausbildung der Söhne der vornehmeren Klassen, und dem schnell wachsenden Verlangen einer populären Literatur ist durch Uebersetzung zahlreicher englischer Werke

theologischen, wie allgemein wissenschaftlichen Inhalts in die Madegassensprache genügt worden. Es ist gewiß ein nicht zu verkennendes Zeichen von Intelligenz unter der Bevölkerung, daß z. B. ein Buch über physische Geographie zu den populärsten Werken gehört, und in kurzer Zeit zwei Auflagen erleben konnte. Auch eine periodische Literatur ist bereits entstanden und die Monatsschriften Tény Sóa (Gute Worte) und Váry toudráhau-táutély (Reis mit Honig gemischt) erfreuen sich eines nach Tausenden zählenden Leserkreises.

Sehr zu statten gekommen ist der Regierung bei ihrem energischen, einsichtsvollen Anbahnen civilisirter Zustände der bereits hervorgehobene willige Gehorsam ihrer Unterthanen, der tief in den altüberlieferten sozialen Zuständen wurzelt. Die Herrscher der Howas waren von jeher unbeschränkt, und jeder Eingeborene vom höchsten Adrianen (Adligen) bis zum geringsten Manne zu ihrem unbedingten Dienst verpflichtet. Wie — mit Ausnahme der Lehrer — alle Staatsbeamten keinerlei Gehalt beziehen, so ist auch das ganze Volk noch heute, wenigstens in der Theorie, zu jeder geforderten Dienstleistung bei allen von der Regierung in Angriff genommenen Arbeiten verbunden, und dies geht so weit, daß thatsächlich der untergeordnetste Beamte mit den bloßen Worten Fanjakán Andriana, „Dienst der Königin“, sofort jeden Beistand, jede Hilfeleistung verlangen kann. Wenn nun die Praxis und der gesunde Sinn der Königin heute die daraus für das Volk erwachsene Last auch etwas gemildert hat, so ist doch nach dem allgemeinen Urtheil der Europäer in Madagas-

kar gerade dieser „königliche Dienst" das größte Hinderniß jeglichen Fortschritts. Da alle geschickten Arbeiter nämlich gewärtig sein müssen, sofort in das Joch des Staatsdienstes gespannt zu werden, so wünscht natürlich Niemand als geschickt oder tüchtig bekannt zu werden, sondern verheimlicht seine Fähigkeiten, soweit es irgendwie geht. Erst wenn diese Einrichtung fortgefallen und durch Steuern ersetzt, wenn damit das Bewußtsein, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth ist, erwacht sein wird, kann die ganz hervorragende Geschicklichkeit der Howa-Arbeiter zur Geltung kommen.

Abgesehen von den vorzüglichen Erzeugnissen ihrer Weberei, und den reizenden, in zierlichen, geschmackvollen Mustern geflochtenen Matten und Körben, welche besonders die Frauen anfertigen, ist es in erster Linie die Schmiedekunst, für die sie geradezu erstaunlich veranlagt zu sein scheinen; die feinsten europäischen ciselirten Arbeiten, den zierlichsten Silberfiligranschmuck ahmen sie mit größter Leichtigkeit nach, und Sibree berichtet unter Anderem von einer ganzen Sammlung kostbarer Metallvasen, die alle nach einem aus Europa gebrachten Modell von eingeborenen Arbeitern in geradezu klassischer Schönheit gefertigt worden seien.

In der Hauptstadt Antananarivo, wo der europäische Einfluß sich am meisten fühlbar macht, haben sich denn auch — was früher fast unbekannt war — bereits bestimmte Klassen von Handwerkern gebildet, so daß es heute bereits Schuhmacher und Schneider, Lederarbeiter und Schmiede, vor Allem aber Bauarbeiter dort gibt, wie sie

die totale Umwandlung der Stadt im letzten Jahrzehnt herangezogen hat. Während Antananarivo ehedem kaum mehr als eine riesige Anhäufung von Tausenden von Hütten war, ist es heute zu einer wirklichen Stadt mit circa 100,000 Einwohnern erwachsen, in der sich bereits Hunderte von festen, massiven Häusern aus Luftziegelwerk, und mit ganz europäischer Eintheilung der Räume, mit Treppen und Kaminen erhoben haben. Der Bau massiver Kirchen hat gerade in dieser Richtung sehr zur Nachahmung angeregt.

Mit den Anfängen gewerblichen Lebens, mit den Anfängen der Bildung und den wachsenden Bedürfnissen ist auch der Handelssinn erwacht, und das alte Wort, daß jeder Missionär für den europäischen Handel jährlich einige tausend Pfund Sterling werth sei, hat sich auch hier bewahrheitet. Ganz abgesehen von den Küstenorten haben in Antananarivo heute bereits mehrere große englische Handelshäuser ihre Comptoirs und betreiben Geschäfte von recht bedeutender Ausdehnung. Leider stellt sich größeren Unternehmungen nur das vollkommene Fehlen aller Landkommunikationen auf der ganzen Insel entgegen, war doch die einzige gepflasterte Straße, welche vor fünf Jahren existirte, der Weg zwischen dem königlichen Palast in Antananarivo und dem Haus des Premierministers. Der ganze Verkehr ist auf Träger angewiesen. Wagen gibt es nicht, und es ist natürlich, daß der Handel schwer unter diesem Umstand leidet. In der That hatte die Regierung neuerdings auch umfangreiche Pläne für den Straßenbau gefaßt, der unerwartete Krieg mit Frankreich hat sie aber

vorläufig zu nichte gemacht, und man darf allerdings nicht verkennen, daß hauptsächlich der gänzliche Mangel an gebahnten Straßen die geringen Fortschritte der französischen Truppen veranlaßt hat. Uebrigens verdient doch an dieser Stelle auch hervorgehoben zu werden, daß die Howa-Armee sich in den Gefechten mit dem französischen kleinen Landungscorps recht brav geschlagen und seiner englischen Instrukteure nicht unwerth erwiesen hat. Gut bewaffnet und ausgerüstet, bildet die nationale Truppe einen durchaus nicht zu verachtenden Gegner.

Wenn wir uns bisher fast nur mit dem herrschenden Howa- und dem diesem nahe verwandten Betsileostamm beschäftigt haben, so geschah dies, weil diese beiden etwa ein Drittel der Gesammtbevölkerung der Insel ausmachenden Stämme in der That die Träger der beginnenden Kulturentwickelung Madagaskars sind. Weder die noch ganz in Wildheit und Barbarei versunkenen Völker des waldigen Nordens, die Tankäys und Sihanakas, noch die fast ganz unabhängigen Stämme der Báras und Tanalas, welche den äußersten Süden und Südosten bewohnen, sind bisher von der Civilisation berührt worden. Roh und kampflustig, ewig unter einander und mit den Howas in Fehde, werden sie wohl erst nach Jahrzehnten aufhören, Wilde zu sein. Langsam nur macht das Christenthum bei ihnen Fortschritte, und nur einzelne kühne Missionäre haben uns bisher einige Kunde von dem Leben dieser Stämme gebracht.

Etwas besser liegen die Verhältnisse an der Westküste, die von den Sakalavastämmen bewohnt wird; hier

behaupten die Howas wenigstens eine nominelle Oberhoheit, die sie aber durch zahlreiche Militärstationen zu stützen gezwungen sind. Die Sakalavas, mehr Hirten als Ackerbauer, sind weniger seßhaft als die übrigen Völker der Insel und, wie die meisten Nomadenvölker, kriegerisch und tapfer. Nach den bisher über sie gesammelten, ziemlich dürftigen Berichten, scheinen sie aber hohe Intelligenz mit großer Energie zu vereinen. Kapitän Wilson nennt sie das schönste Wildengeschlecht, das er je gesehen, und ein anderer Reisender sagt von ihnen: „Es liegt ein gewisses Etwas in der Erscheinung des Sakalava, das für ihn einnimmt. Sein kräftiges Aussehen und sein männlicher Gang, seine große Ruhe und sein durchdringender Blick lassen ihn zu Höherem und Größerem bestimmt erscheinen, als er bis jetzt erreicht hat.“ So scheint also auch hier die erste Grundlage für eine gesunde Entwickelung, eine tüchtige Bevölkerung, vorhanden zu sein.

Schließlich drängt sich die Frage auf, ob außer den Madegassen mit ihrem eigenartig polynesischen Typus, keinerlei Volksstamm auf der Insel lebt, der in näherer Beziehung zu der Bevölkerung des nahen Afrika's steht und vielleicht von der malayisch-polynesischen Einwanderung erst verdrängt worden ist? Die bezüglichen Nachrichten gehen sehr aus einander. Es scheint allerdings, als ob in den noch fast gar nicht durchforschten Theilen Madagaskars noch schwache Ueberreste einer Urbevölkerung vorhanden seien; einzelne französische Berichte zählen die Vazimbas, welche unter den Sakalavas der Westküste versprengt wohnen, zu ihnen, andere berichten von den Zwergvölkern

der Kimos und von einem schwarzen Stamm, der vollkommen wild, „Affen mehr, denn Menschen ähnlich“, in den undurchdringlichen Dickichten des Südwestens wohnen soll. Es muß aber einer genaueren ethnographischen Durchforschung der auch in dieser Beziehung so hoch interessanten Insel vorbehalten bleiben, festzustellen, was an diesen Erzählungen, die fast ausnahmslos erst aus dritter, vierter Hand zur Kenntniß der Missionäre gelangten, Wahrheit, was an ihnen Dichtung ist. Daß einst auf den heute von den Howas bewohnten Gebieten ein anders geartetes Volk lebte, geht indessen aus der Thatsache mit Bestimmtheit hervor, daß sich über die ganzen Provinzen zerstreut zahlreiche Grabstellen befinden, die sich durchaus von denen der Howas unterscheiden, und heute noch von Letzteren mit abergläubischer Furcht betrachtet werden.

Eine Gesammtbevölkerungszahl für ganz Madagaskar anzugeben, ist unmöglich, wenn man sich nicht mit werthlosen Schätzungen begnügen will, die zwischen zwei und fünf Millionen schwanken. Die Wahrheit dürfte wohl auch hier in der Mitte liegen; nehmen wir daher eine ungefähre Volkszahl von drei Millionen an, so erscheint die Insel äußerst schwach bevölkert, geradezu merkwürdig dünn im Verhältniß zu der großen Fruchtbarkeit des Bodens, dem für tropische Verhältnisse günstigen Klima und der Ueppigkeit der Vegetation. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die unaufhörlichen Kriege, welche bis vor wenigen Jahrzehnten die Insel verheerten, an dem Schwinden der ehemals allem Anschein nach stärkeren Bevölkerung großen Antheil hatten; noch größere Schuld

aber wird einzelnen geradezu mörderisch wirkenden Gebräuchen der Madegassen zugeschrieben werden müssen. Da ist vor Allem der Glaube an gewisse Unglückstage — und die Tanalas haben nicht weniger als acht in jedem Monat — während derer sämmtliche an ihnen geborene Kinder getödtet werden, und da ist ferner das schreckliche Tangenaordal, eine Art Gottesgericht, das vornehmlich zur Entdeckung von Zauberei dienen soll, und darin besteht, daß der Verdächtige zum Genuß der stark giftigen Früchte des Tangenabaumes gezwungen wird. In beiden Richtungen ist es wiederum die europäische Civilisation, mit deren Eindringen diese verderblichen Gebräuche schon jetzt bei den Howas gefallen sind, und deren Ausbreitung sie auch bei den übrigen Stämmen allmählig ausrotten wird.

Wenn heute auf einen Quadratkilometer der Insel höchstens vier bis fünf Einwohner kommen dürften, so vermag der Boden mindestens die zwanzigfache Zahl zu ernähren und zwar selbst ohne besondere Steigerung der bisherigen primitiven Landbestellung. Reis, Maniokwurzeln und Pataten, die Hauptnahrungsmittel des Volkes, wachsen thatsächlich fast ohne jede Kultur, und die Viehzucht gedeiht bei der gänzlichen Abwesenheit reißender Thiere und den günstigen Weideverhältnissen ganz außerordentlich gut. Vor Allem ist aber Madagaskar, wie kaum ein anderes Gebiet der Erde, für den Anbau aller sogenannter Kolonialfrüchte geeignet; die Kaffeeproduktion hat jetzt schon einen bedeutenden Umfang erreicht, und Zucker, Indigo, Tabak und alle Gewürze könnten in wahrhaft unerschöpflichen

Quantitäten gewonnen werden. Die Ausfuhr von Kopal steigert sich von Jahr zu Jahr, und bei den Verheerungen, die in den ehemals reichen Beständen an Gummibäumen in Afrika und Centralamerika stattfindet, wird sich die Aufmerksamkeit der Kautschukhändler mehr und mehr auf die noch ergiebigen Waldungen von Madagaskar richten, deren Reichthum noch ebenso wenig erschlossen ist, wie die bedeutenden mineralischen Schätze der Insel.

Ob es den Franzosen gelingen wird, diese natürlichen Reichthümer sich zu Nutze zu machen und ihre nominelle Oberherrschaft allmählig zu einer wirklichen zu erweitern, muß erst die Zeit lehren. Bisher haben sie trotz aller Anstrengungen im Felde keine nennenswerthen militärischen Erfolge über die Howas davonzutragen vermocht, und der oben erwähnte Friedensschluß, der dem langen Feldzuge ein Ziel setzte, ist mehr ein diplomatischer, wie ein kriegerischer Erfolg gewesen. Durch denselben ist Frankreich die Schutzherrschaft über ganz Madagaskar zugestanden worden; es unterhält in Antananarivo einen General-Residenten, der die äußeren Angelegenheiten der Howas-Regierung regelt und den Oberbefehl über die Militärmacht, wie über die der Insel seitens der Republik zur Verfügung gestellte Flotille führt. Die Howas zahlen außerdem eine Kriegsentschädigung von zehn Millionen Francs, bis zu deren Erlegung die Franzosen die Küstenstadt Tamatave besetzt halten, während die Bai von Diego Suarez dauernd in ihren Besitz übergegangen ist.

Athanka Vadim.

Eine Episode aus dem siebenbürgischen Aufstande.

Von

Sacher-Masoch.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem grauen baufälligen Gerichtshause in der schmutzigen siebenbürgischen Komitatsstadt war ein großer Zusammenlauf von Menschen. Die Panduren hatten auf die Anklage des Gutsbesitzers Nagarsy den Bauern Gregoriu Vadim als Dieb ergriffen und gebunden eingeliefert. Gregoriu mußte schuldig sein, denn erstens hatte er sich bei der Verhaftung zur Wehre gesetzt und zweitens war er ein Wallache. Das Letztere genügte schon, ihn in den Augen jedes Vollblutmagyaren zum Verbrecher zu stempeln.

Die Städter betrachteten den finster um sich blickenden Bauer halb mißtrauisch, halb mitleidig. Wer hätte ihm eine solche That zugetraut? Man kannte ihn allgemein als wohlhabend und hatte ihn bisher für gutmüthig und ehrlich gehalten.

Die Panduren brachten ihn vor den Stuhlrichter, der seinen Tschibuk schmauchend vor seinen Akten saß, zugleich mit ihnen drängte sich ein junges, schönes Weib in die Gerichtsstube, Athanka, Vadim's Frau.

„Gregoriu," begann der Stuhlrichter das Verhör, „warst Du denn vom Teufel besessen? Was hat Dich denn bestimmt, dem gnädigen Herrn Nagarky die Pferde zu stehlen? Du bist doch nicht arm, in einer Weise?"

„Ich habe die Pferde nicht gestohlen, Euer Hochwohlgeboren," erwiederte der junge Wallache.

„Wer denn?"

Gregoriu zuckte die Achseln.

„Gestehe, mein Lieber, es ist das Beste, was Du thun kannst, in einer Weise."

„Ich habe nicht gestohlen."

„Nicht? gut. Wenn Du glaubst, daß man dem hohen Komitate eine Nase drehen kann, so irrst Du Dich, in einer Weise. Auf die Bank mit ihm."

„Um Gottes willen, Herr," schrie jetzt Athanka auf, indem sie sich vor dem Stuhlrichter niederwarf. „Mein Mann ist unschuldig, er ist kein Dieb, ich will es beschwören."

„Was willst Du hier?" schrie der Stuhlrichter, „meinst Du das hohe Gericht beeinflussen zu können, in einer Weise, weil Du hübsche schwarze Augen hast? Ich kenne Euch, Alle seid Ihr Diebe, Ihr Wallachen! Diebe, Räuber, Mörder! Fort mit dem Weibe — und der Mann auf die Bank."

Die Panduren stießen Athanka zur Thüre hinaus und dann begann das peinliche Verhör. Die Folter war bereits unter Maria Theresia abgeschafft, aber ein ungarischer Stuhlrichter vor dem Jahre 1848 wußte sich zu helfen, und der Stock war ja auch nicht zu verachten, wo

es galt, Geständnisse zu erpressen. Doch diesmal scheiterte seine Macht, Gregoriu Vadim gestand nicht.

„Ein verstockter Bösewicht," murmelte der Stuhlrichter und ließ ihn wieder von den Panduren bearbeiten, so lange bis er das Bewußtsein verlor.

„Er spielt uns Komödie vor," rief der Stuhlrichter, „unter die Pumpe mit ihm. Es ist zu komisch."

Und es war wirklich komisch. Gregoriu war so verstockt, die Augen nicht wieder zu öffnen, vielmehr unter der Pumpe seinen Geist aufzugeben. Der Herr Stuhlrichter war recht ärgerlich darüber, aber was war da zu machen? Der Dieb war todt und die Sache war damit zu Ende.

Zu Ende? Doch nicht. Athanka begrub ihren Mann und trauerte um ihn ein Jahr und mehr und dann — dann kamen die Märztage des Jahres 1848, die ungarische Revolution, die Erhebung der Slowaken, Serben, Kroaten und Wallachen gegen die ungarische Tyrannei.

Von den Karpathen bis zum adriatischen Meere floß aller Orten Blut in Strömen, und mehr als irgendwo in den wilden Bergthälern Siebenbürgens.

Die seit Jahrhunderten geknechteten und mißhandelten Wallachen, die kühnen Enkel der Legionäre Roms, griffen zu den Waffen, um das ungarische Joch abzuwerfen. Ein mörderischer Guerillakrieg entspann sich von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal, von Fels zu Fels.

Als die Bande des Vasili Hamvar, welche im Szeklergebiet eine Niederlage erlitten und ihren Führer verloren hatte, entmuthigt gegen die Grenze der Bukowina

floh, trat ihr auf steilem Felsenpfad plötzlich ein schönes junges Weib entgegen, mit gelben Männerstiefeln, über dem langen, buntgestickten Hemd den farbig benähten Schafspelz, die Brust mit Korallen bedeckt, und rief die müden, entmuthigten Männer an: „Wohin? Wollt Ihr das Land Eurer Väter verlassen und es dem Feinde preisgeben? Seit Ihr Römerenkel? Abkömmlinge von Helden, denen die Welt gehorchte? Nein, elende Sklaven seid Ihr, Feiglinge!"

Die Männer sahen die stolze, finstere Erscheinung verwundert an.

„Wir haben kein Pulver mehr," riefen ein paar Stimmen; „seit drei Tagen leiden wir Hunger," andere.

„Uns fehlt der Führer," setzte ein junger Mann hinzu. „Willst Du uns vielleicht führen, Mädchen?"

„Ich bin kein Mädchen," erwiederte das finstere Weib, „ich bin die Wittwe des Gregoriu Vadim, den die Ungarn ermordet haben."

„Du bist Athanka Vadim?"

„So ist es."

„Dann hilf uns, Deinen Gatten rächen!"

„Das will ich auch," gab Athanka zur Antwort. „Hier in der Nähe sind bei hundert Frauen und Mädchen, Kinder und Greise, die sich vor den Szeklern gerettet haben. Wir haben Steine bereit, um die Schergen zu zerschmettern, wenn sie kommen, wir haben Pulver und Blei, wir haben Proviant und Branntwein. Alles wollen wir mit Euch theilen. Aber schwört mir Gehorsam, sobald ich den Befehl über Euch führen soll."

Sie nahm das kleine Goldkreuz von ihrer Brust und hielt es in die Höhe. Die Männer erhoben die Hände und schworen. Dann führte sie die ganze Schaar den Berg hinan, wo die Ihrigen im sicheren Versteck lagerten.

— — — — — — — — — — — —

Ein Honvedbataillon marschiert langsam durch den Engpaß, der Bukowina zu. Es soll die Bande des Vasili Hamyar verfolgen und vollständig zersprengen. Die erdbraunen Waffenröcke der Soldaten heben sich kaum von Bergwand und Boden ab, nur die rothen Schnüre leuchten und die ungarische Trikolore.

Weithin ist nichts von den Rebellen zu entdecken. Das Bataillon macht Halt, die Offiziere berathen, dann geht es wieder vorwärts in die dunkle Tannenwildniß hinein. Die Sonne sinkt, es wird Abend.

Da ertönt plötzlich ein Pfiff, ein zweiter, dann das Karpathenhorn und jetzt wird es zwischen Fels und Bäumen lebendig. Von allen Seiten fallen Schüsse, Lawinen von Steinen und Stämmen stürzen herab, überall hört man das Wehgeschrei der Verwundeten, Zermalmten, das Stöhnen der Sterbenden, die Flüche der Fliehenden, die Kommandorufe der Offiziere. Vergebens rasseln die Trommeln, vergebens versucht der Kommandant die Ordnung herzustellen, in wilder Verzweiflung eilt, was noch lebt, dem Eingang des Engpasses zu, den Wallachen gerade in die Hände, die dort im Hinterhalt liegen.

Der Mond geht auf, der Kampf ist zu Ende. Es gibt nur noch todte und gefangene Ungarn. Keiner ist entkommen, das Honvedbataillon ist vernichtet. Bei hundert

Soldaten und sieben Offiziere, die Arme auf den Rücken geschnürt, stehen vor Athanka, welche auf einem abgehauenen Baumstamm, den Yatagan auf den Knieen, stolz und unerbittlich, eine echte Römerin, beim Lagerfeuer sitzt.

Mit höhnischem Blick mustert sie die Unglücklichen und befiehlt dann, sie zum Tode zu führen. Die Gefangenen bitten um ihr Leben, doch die Rächerin kennt kein Erbarmen.

Sie läßt die Soldaten einen nach dem anderen an die Aeste der Tannen hängen, die den Engpaß umsäumen, für die Offiziere will sie erst noch besondere Qualen ersinnen.

Auch diese flehen jetzt um Gnade.

„Ihr habt meinen Gatten ermordet unter grausamen Martern,“ gab Athanka kalt zur Antwort, „nun soll Euch das gleiche Schicksal ereilen, wie jeden Ungarn, den Gott in meine Hand gibt.“

Hierauf begann das schreckliche Rachewerk.

Zwei der Opfer werden bis an den Hals eingegraben, zwei andere mit dem Kopf nach abwärts über einem Ameisenhaufen an eine Tanne gebunden, die letzten drei an hölzerne Pfähle gefesselt, um welche dann ein mäßiges Feuer angezündet wird.

Bald hört man ihr Geschrei, ihr herzzerreißendes Wimmern.

Nachdem die Einen den Tod in den Flammen gefunden, die Anderen unter wahnsinnigem Lachen im Ameisenhaufen verendet hatten, sprang Athanka auf und hieb den beiden Lebendigbegrabenen mit dem Yatagan die Köpfe ab. —

Ihr Sieg führte ihr neue Verstärkungen zu, andere Schaaren vereinigten sich mit den ihren, als sie von den Bergen in das Thal hinabstieg, die Vorposten der Ungarn vor sich hertreibend.

In einer Hand den Yatagan, in der anderen das Kreuz, drang Athanka in das nächste Szeklerdorf ein, alle Männer, die sich zur Wehre setzten, wurden von den wüthenden Wallachen niedergemetzelt, dann der Ort an allen vier Ecken angezündet und Greise, Weiber und Kinder, die sich zu retten suchten, in die Flammen zurück getrieben. Dann zog die schreckliche Amazone weiter, brennende Dörfer und Edelhöfe, Leichen und Trümmerhaufen bezeichneten ihren Weg.

Trunken von Blut nahte der wilde Haufe endlich dem Kastell des Gutsbesitzers Nagarsy, welcher einst Gregoriu Vadim fälschlich des Diebstahls beschuldigt hatte.

Nagarsy fand den Tod bei der Vertheidigung seines Hauses, seine Frau in der Tiefe des Brunnens, die Kinder warf Athanka in den brennenden Hof. „Auch die jungen Wölfe muß man tödten!" rief sie dabei.

Wieder stießen neue Banden zu ihrer Fahne. Alle zusammen zogen gegen die Komitatsstadt. Schon herrschte weithin panischer Schrecken. Jeder suchte sich und seine Habe in Sicherheit zu bringen, in endlosen Karawanen zogen Wagen, Packpferde, Reiter und Fußgänger auf der Straße dahin.

Der Stuhlrichter hatte Militär verlangt. In später Nachtstunde langte eine Kompagnie des Regimentes Ale-

xander an. Mit dieser Handvoll Leute suchte man dem Ansturm der Wallachen die Stirne zu bieten, den Rückzug der Bevölkerung zu decken.

Vergeblich. Nach Mitternacht drangen die Wallachen von allen Seiten in die Stadt. Die Soldaten zogen sich fechtend zurück. Wer in den Häusern zurückgeblieben war oder verwundet liegen blieb, fiel unter den Messern und Beilen der Feinde.

Der Morgen graute, als Athanka zu Pferde auf dem Markte hielt und sich die wenigen Gefangenen vorführen ließ, sie mit erbarmungslosen Blicken musternd.

Plötzlich stieß sie einen wilden Schrei aus, der Schrei eines Adlers, der sich auf seine Beute stürzt. Sie hatte unter den Gefangenen den Stuhlrichter entdeckt, der ihren Mann zu Tode hatte prügeln lassen.

„Endlich," rief sie, „endlich hab' ich Dich! Gott ist gerecht. Erwartest Du Gnade von mir?"

Der Stuhlrichter schwieg.

Athanka befahl, ihn gefesselt in den unterirdischen Kerker des Gerichtshauses zu werfen und ging dann zur Ruhe. Während sie heute zum ersten Male seit dem Beginn des Kampfes ruhig schlief, wälzte sich der Stuhlrichter, von Frost und Todesangst geschüttelt, bebend auf seinem Strohlager.

Am nächsten Tage führte man ihn heraus.

Mitten auf dem Markte stand ein erhöhter Sitz mit einem Bärenfell bedeckt, eine Art Thron, auf dem sich Athanka in ihrem buntbenähten Lammpelz, mit Korallen und Goldmünzen geschmückt, gleich einer Despotin des

Orients niederließ und unmittelbar vor ihr stand das Schaffot.

Der Stuhlrichter wurde bereits mehr todt als lebendig auf dasselbe geschleppt, und nun begann ein entsetzliches Schauspiel.

Zuerst wurden dem Elenden die Glieder gebrochen, langsam mit raffinirter Grausamkeit, dann peinigte man ihn mit glühenden Eisen. Während er in wahnsinnigem Schmerze aufschrie, regte sich die unerbittliche Rächerin nicht, nicht einmal eine Wimper zuckte in ihrem finsteren Gesichte.

Zuletzt wurde der Mörder Gregoriu's noch lebend auf den nächsten Berg geschleift und dort an den Wipfel einer kahlen Tanne gebunden.

Als Athanka zu Pferde, an der Spitze ihrer Schaaren, davon zog, wendete sie sich noch einmal im Sattel und blickte zurück.

Ein dunkler Schwarm von Geiern, Raben, Krähen flatterte um das Opfer. Einige der Leichenvögel hatten sich bereits auf Kopf und Schultern des Sterbenden niedergelassen und begannen ihn mit ihren Schnäbeln zu zerfleischen.

Athanka sah noch einmal den Verhaßten in unendlichen Qualen emporzucken, dann wendete sie befriedigt den Kopf ab, ein Lächeln um die Lippen. Das Rächerwerk war vollbracht.

Doch auch das Ende nahte. Die Ungarn erhielten Verstärkungen und zu gleicher Zeit erschien General Bem mit seinem Corps auf dem Kampfplatze.

An einem kalten, hellen Wintertage ereilte sein Vortrab die Wallachen, welche bereits den Rückzug nach ihrer natürlichen Bergveste angetreten hatten. Athanka erkannte sofort die Gefahr und warf sich mit einigen Hunderten ihrer Leute in ein leeres, halbverbranntes Dorf, das sie vertheidigen wollte, bis die Anderen die Berge erreicht hätten und in Sicherheit waren.

Die Ungarn zeigten sich diesmal vorsichtig. Ein lebhaftes Feuergefecht entspann sich, während dessen der größere Theil der Wallachen Zeit fand, sich zu retten.

Die Sonne begann zu sinken, als auch der Rest der Schaar der Wallachen langsam den Rückzug antrat. Doch kaum befanden sich die Vertheidiger des Dorfes auf freiem Felde, als ungarische Husaren und polnische Ulanen heran sprengten. Eine Salve — dann war der Haufe überritten und aus einander gesprengt, wer sich nicht ergab, wurde mit Säbel und Lanze niedergemacht

Als man den ältesten der Gefangenen, einen verschmitzt aussehenden grauhaarigen Bauern, befragte, was aus ihrer Führerin, aus Athanka Vadim geworden sei, antwortete der Alte: „Sichert mir das Leben, und ich liefere sie in Eure Hände, todt oder lebendig."

„Gut, Du sollst verschont werden."

Der Alte ging voran, der die Husaren befehligende Major folgte, die Pistole in der Hand, von ein paar Husaren mit schußfertigen Karabinern begleitet.

Vor einer Eiche, die nahe bei dem Dorfe im Felde stand, machte der Alte Halt. Die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen in den Schnee und das mar-

morbleiche Antlitz eines schönen jungen Weibes, das den Yatagan in der geballten Faust, in das weiche, schwarze Fell ihres Schafpelzes gebettet, todt auf dem Rücken lag, die Brust mit rothen Korallen bedeckt und von rothem Blut überströmt. Es war Athanka Vadim.

Die beiden Modegifte Morphium und Aether.

Eine Studie

von

O. Lorenz.

(Nachdruck verboten.)

Als einst Jemand zu Fontenelle sagte, daß der Kaffee ein langsames Gift sei, so erwiederte der geistreiche Akademiker: „Gewiß, ein sehr langsames, das merke ich an mir; denn es sind bald fünfzig Jahre her, daß ich welchen trinke.“

Was in diesem Falle eine gut gelungene und witzige Entgegnung war, ist leider bei wirklich gefährlichen Gewohnheiten die Ansicht vieler Leute, welche durch die bloße Thatsache, daß die Gefahr sie nicht plötzlich erfaßt, sich langsam, aber sicher in's Grab führen lassen und zwar bisweilen nur, um der Mode zu folgen.

Ringsum sehen wir uns ohne Aufhören bedroht. Das Mikroskop zeigt uns in der Luft, die wir athmen, sowie

in dem Wasser, das wir täglich trinken, Milliarden unerreichbarer Feinde, wahre Piratenbanden, die sich auf unseren armen Organismus stürzen, ihn zu vernichten. Außerdem kommt von Zeit zu Zeit die Cholera, unsere Reihen zu lichten; die Diphtheritis rafft unsere Kinder dahin, und Tausenden unserer kräftigsten Jünglinge und Jungfrauen wird von typhösen Fiebern ein frühes Grab bereitet. Nicht genug aber, daß die Natur so unzählige Opfer von uns fordert, mischt sich auch der menschliche Erfindungsgeist hinein, und man weiß nicht, wo die Erfinder der Torpedos, der Mitrailleusen, der Repetirgewehre u. s. w. einst noch Halt machen werden. Und als wäre dies Alles noch nicht genug, gibt es in unserer Mitte, vielleicht selbst in unseren Familien, Personen, welche sich ein Vergnügen daraus zu machen scheinen, sich langsam aber sicher zu vergiften.

Der freundliche Leser dürfte kaum eine Ahnung von der Zahl der Manien haben, die in unserer so schnelllebigen Zeit mitten unter uns grassiren. Eine immer schlimmer auftretende Erscheinung auf diesem fruchtbaren Gebiete ist die Morphiumsucht (Morphinomanie), ein Laster, noch verderblicher als die Trunksucht, und das Erscheinen von Leuten, die ihr fröhnen, auf der Verbrecherbank unserer Kriminalgerichte ist bereits nichts Neues mehr. In England namentlich gibt es ferner noch andere Unglückliche, denen auch der schärfste Branntwein nicht mehr genügt, und die sich daher dem Genuß des Aethers ergeben haben, der Aethersucht (Aetheromanie).

Jedermann weiß, wie weit verbreitet im Orient der

Genuß des Opiums, dieses berauschenden Giftes, ist. Obgleich es nun bei uns in Europa nur vereinzelt Opiumesser oder Opiumraucher gibt, so werden die unglücklichen Opfer jener unheimlichen Leidenschaft in Asien durch ihre europäischen Genossen doch in Wirklichkeit noch übertroffen, denn der Unterschied ist nur der, daß die Civilisation die Art und Weise, sich zu vergiften, etwas verändert. Während der Orientale den getrockneten Saft des Mohns einfach ißt oder raucht, ist der Europäer raffinirter; er zieht den wirksamsten Stoff des Opiums aus und führt ihn dergestalt in seinen Organismus ein, daß er die unangenehme Berührung mit seinem bitteren Geschmack vermeidet.

Das Opium ist eine Substanz, die aus einer Reihe von Giften zusammengesetzt ist, deren wichtigstes wir unter dem Namen Morphium kennen, das so oft in der Medicin als ein Mittel bald zur Linderung der Schmerzen, bald zur Erzeugung des Schlafes angewendet wird, im gewöhnlichen Leben aber zu chronischen Vergiftungen dient, über die wir uns heute unterhalten wollen.

Der gewöhnlichste Anlaß zur Entstehung der Morphiumsucht ist ein schmerzhaftes Leiden, von dem man vorübergehend befallen ist, ein einfacher Zahnschmerz oder Gesichtsneuralgie, heftiges Kopfweh oder Magenweh u. s. w. Der zu Rathe gezogene Arzt, oft am Ende aller Heilmittel, nimmt, um den jammernden Patienten endlich zu beruhigen, seine Zuflucht zu einigen Milligramm Morphiumlösung, welche er mittelst einer feinen Spritze an der schmerzenden Stelle unter die Haut einführt. Es ist

wahr, die Wirkung ist wunderbar, denn der Schmerz hört augenblicklich auf, und bald stellt sich ein wahrhaft beseeligender Schlummer ein. Am folgenden Morgen jedoch ist der Schmerz auf's Neue da; der unglückliche Patient erinnert sich des Erfolges vom vorhergehenden Tage und verlangt sein beruhigendes Mittel. Man muß wohl nachgeben, wie auch die nächsten Tage. Allein schon zeigt sich die Gewöhnung an das Gift, denn es ist nicht mehr eine Einspritzung täglich nöthig, um dem Uebel Einhalt zu thun, sondern zwei, drei und so immer weiter.

Der ursprüngliche Schmerz, den die erste Behandlung veranlaßte, ist schon lange verschwunden, und dennoch kann der unglückliche Kranke nicht aufhören, das Morphium anzuwenden. Hat er nur einen Tag seine Vergiftung vernachlässigt, so wird er schnell durch ein so heftiges Unbehagen daran erinnert, daß er alle guten Entschließungen vergißt und sich genöthigt sieht, nachzugeben, bis endlich die jedesmal verstärkte Dosis zu einer wahrhaft schrecklichen Quantität anschwillt.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß sehr oft die Gefälligkeit und Nachlässigkeit der Aerzte dazu beiträgt, die Morphiumsucht herbei zu führen. Anfangs, sobald ein Kranker dringend nach Morphium verlangt, unterzieht sich der Arzt selbst dieser kleinen Operation. Sobald er aber genöthigt ist, diese Einspritzung täglich mehrmals zu wiederholen, vertraut er schließlich dem Krankenwärter oder der Familie das Morphiumfläschchen und das silberne Spritzchen an, welches dazu dient, das Gift unter die Haut zu bringen; und von jenem Tage an ist Alles ver-

loren. Denn wie kann man den Bitten eines Wesens widerstehen, das man liebt und das man leiden sieht? Der Arzt hat zwar verboten, mehr als eine Einspritzung täglich zu machen, aber das ist ja nicht so streng zu nehmen; man steigert die Dosis ein wenig, darauf bemächtigt sich der Kranke eines schönen Tages selbst des Fläschchens und des Instrumentes und spritzt sich ohne jede Kontrole mit leidenschaftlicher Begierde das Morphium unter die Haut. Nichts hindert ihn mehr, sich dem trügerischen Leidenbrecher ganz und gar zu überliefern; immer wieder trägt er das Rezept seines Arztes in diese und jene Apotheke und weiß es sich unendliche Male zu erneuern!

Das ist die erste Art, Morphinomane zu werden, die natürliche und ehrliche. Allein es gibt noch eine andere, die der höheren Gesellschaft, die vornehme und lasterhafte Art. Unsere ersten Morphinomanen sind arme Leidende, welche versuchen, ihre Schmerzen zu lindern; die zweiten sind schwächliche, verzärtelte Leute, welche durch aufregendes Gift Empfindungen suchen, die ihre abgestumpften Nerven und ihre übersättigte Phantasie ihnen nicht mehr verschaffen können. Diese sind die gefährlichen Proselyten einer wirklichen Genossenschaft und besitzen nur noch den Ehrgeiz, Schüler zu werben; sie sind die wahren Missionare der Morphinomanie. Ist es doch eine eigenthümliche Gewohnheit aller mit einem Laster Behafteten, ihres Gleichen zu machen.

Die Trunkenbolde hegen einen tiefen Groll und bitteren Neid gegen die Mäßigen und suchen Diejenigen, die

sie umgeben, mit in ihren Strudel hinein zu ziehen. Sie haben in ihrer Propaganda leider nur zu viel Erfolg. Aehnlich verhalten sich die Morphinomanen; auch sie preisen ihr Laster zu gern an. Zwei Freunde begegnen sich, der eine klagt dem anderen über unbestimmte Schmerzen, welche ihn quälen, über Kummer, Langeweile, der andere räth ihm an, Morphium zu nehmen. Morphium ist ja ein Medikament, und indem man es empfiehlt, spielt man ein wenig den Arzt. Nun lieben aber bekanntlich die Leute der guten Gesellschaft dies ganz besonders. In seinen vertraulichen Mittheilungen gesteht der Rathgeber schließlich, daß auch er Kummer empfunden und zum Morphium seine Zuflucht genommen habe und sich dabei recht wohl befinde. Auf diese Weise entsteht durch die bloße Konversation ein neues Mitglied der Armee der Morphinomanen.

Fragen wir, ob diese Sucht, sich zu vergiften, mehr unter den Männern oder unter den Frauen verbreitet ist, so zeigt uns die Statistik, daß auf je hundert dieser Unglücklichen nur fünfundzwanzig Frauen kommen. Aber mögen sie ja nicht zu früh jubeln! Alle Praktiker stimmen darin überein, daß sie in der That weit zahlreicher sind, als die männlichen Anhänger des Giftes; nur besitzen sie eine größere Gewandtheit in der Verstellungskunst. Haben sie sich einmal ihrem Laster ergeben, so überlassen sie sich demselben unbedingt. Der Zustand geistiger Störung, in den sie allmählig verfallen, beschwert durchaus nicht ihre Existenz in dem Grade, wie die eines Mannes, der genöthigt ist, für den Lebensunterhalt zu sorgen; sie kon-

sultiren auch nicht so leicht einen Arzt, und deshalb können auch die Angaben der Statistik nicht zutreffend sein. Auffallend ist es jedoch, daß man auf hundert Morphinomanen einundfünfzig Personen zählt, die mit der ärztlichen Praxis in näherer Beziehung stehen: Doktoren, Studenten, Krankenwärterinnen, barmherzige Schwestern oder Diakonissinnen, was dadurch zu erklären ist, daß sie fast täglich die schmerzstillenden Eigenschaften des Giftes erfahren und daß sie mit leichter Mühe sich das zu den Einspritzungen nöthige Material verschaffen können.

Unglücklicher Weise muß das Morphium wie das Opium in seinen Dosen, wie gesagt, unaufhörlich verstärkt werden, wenn es die nämlichen Wirkungen beibehalten soll. Man fängt mit einem Centigramm täglich an, doch bald muß man es verdoppeln, dann verdreifachen, soll die Wirkung nicht verschwinden. Nach Verlauf von einigen Wochen, nach zwei oder drei Monaten höchstens ist die Morphiumsucht ausgebildet, man kann ihr nicht mehr entfliehen und alle die schrecklichen Folgen des Lasters stellen sich allmählig ein.

Doktor L . . . war Hospitalarzt. Während seiner Studienzeit in Wien hatte er die Gewohnheit angenommen, viel zu rauchen und im Uebermaß Bier zu trinken. Die Folge dieser Lebensweise war ein schmerzhaftes Magenleiden, zu dessen Linderung er sich in der Magengegend einige Morphiuminjektionen machte. Da jedoch die schmerzhaften Anfälle, die nach der Einspritzung wichen, am anderen Morgen immer wiederkehrten, hatte sich der Doktor endlich daran gewöhnt, sich vor jeder Mahlzeit zu mor-

phinisiren. Bald schien sein Gesundheitszustand besser zu werden; aber um sich in diesem Zustande scheinbaren Wohlbefindens zu behaupten, war der Unglückliche genöthigt, unaufhörlich die Giftdosis zu erhöhen. Nach Verlauf eines Jahres verbrauchte er täglich zehn Centigramm von diesem Gifte.

Von diesem Augenblicke an bemerkten seine Collegen, daß er ungemein abmagerte, seine Augen wurden hohl und die Pupillen zusammengezogen, sein Teint erdfarbig und seine Gemüthsstimmung düster und verschlossen. Er verharrte bisweilen ganze Stunden mit glanzlosem Blick, ohne ein Wort zu sprechen. Sein Körper war ebenso träge wie sein Geist und oft blieb er einen großen Theil des Tages im Bette liegen. Sein Appetit war völlig erloschen; er hatte einen wahren Schrecken vor den Familienmahlzeiten und genoß nur Salat, herbe Früchte und ein wenig Milch. War er verhindert, sich zu morphinisiren, so wurde er zornig und gerieth in Wuth, wobei seine Familie oft viel zu leiden hatte; wenn er sich dagegen eine Einspritzung gemacht hatte, so war er der liebenswürdigste Mensch, der geistreichste Gesellschafter, doch nur auf kurze Zeit; er mußte die Dosis erneuern, wenn der beklagenswerthe Zustand nicht wiederkehren sollte.

Eines Tages machte sich der Unglückliche eine so starke Einspritzung, daß er nahe daran war, zu sterben. Professor Zambaco, der ihn sah und behandelte, bat ihn dringend, von seinem Laster zu lassen. Der Doktor schwor, daß er seit langer Zeit kein Morphium mehr genommen habe; er log, wie alle Morphinomanen, und es war nicht

schwer, sich davon zu überzeugen. Er schwor wiederholt, daß er seine schreckliche Leidenschaft verlassen wolle, die ihn doch nur zum Ruin und Wahnsinn führe. Sechs Tage darauf machte er sich auf's Neue eine übermäßige Einspritzung und fiel todt nieder.

Diese Beobachtung zeigt uns hinlänglich, daß der Mißbrauch des Morphiums nicht nur den Körper zu Grunde richtet, sondern auch den Geist und das Gewissen zerrüttet und verdirbt. Jener Doktor war ein gut erzogener, sehr unterrichteter und hoch gestellter Mann und log wie ein Spitzbube und mißhandelte seine Frau und Kinder wie ein Trunkenbold.

Allein es liegen andere Fälle in großer Zahl vor, in denen die Entartung der Sitten noch weit greller zu Tage tritt. Im Jahre 1882 wurde in Paris die Frau eines Zahntechnikers, welche in dem großen Waarenlager des Louvre einen Diebstahl ausführte, auf frischer That ertappt und verhaftet. In der Untersuchung erzählte sie ihr Vergehen ohne die geringste Beengung und Besorgniß; sie gestand offen, daß sie seit mehreren Jahren in dem Kabinet ihres Mannes sich Morphiumeinspritzungen mache und bereits bei einer Dosis von einem Gramm täglich angekommen sei. Sie war in einen solchen Zustand von Stupidität gefallen, daß sie bei Ausführung ihres Diebstahls auch nicht die mindeste Vorsicht angewendet hatte.

Dieselben Gründe, welche bewirken, daß man Morphinomane wird, sind es auch, die so viele Menschen zu Aetheromanen machen: man sucht erst irgend einen Schmerz zu lindern und sodann findet man ein Vergnügen daran,

sich in einen Halbrausch zu versetzen, in welchem man seinen Kummer, seine Sorgen, seine Grillen vergißt.

Wie Viele gibt es heute nicht, die, wenn sie von der lästigen Migräne heimgesucht werden, sich ein Tuch vor das Angesicht halten, das mit Aether angefeuchtet ist, dessen Dunst sie mit Wollust einathmen! Diese sind auf dem besten Wege zur Aethersucht. Man muß jedoch gestehen, die Gefahr ist weniger groß, als beim Morphium, und manche davon Ergriffene machen noch zu rechter Zeit Halt.

Zu Anfang der Aethereinathmung empfindet man eine große Frische über das Gesicht, sowie auch in den Respirationswegen; darauf wird das Gesicht ein wenig trübe, die Ohren summen, man wird von einer Art Schwindel befallen, der durchaus nichts Unangenehmes hat, die intellektuellen Auffassungen werden heiter, bezaubernd, und es entwickeln sich einige im Allgemeinen recht angenehme Hallucinationen. Auch braucht man nicht die Aetherdosis zu vergrößern, ja, man würde dadurch sogar in ein Stadium hoher Erregung, wenn nicht gar in einen starrkrampfähnlichen Schlaf gerathen, wie ihn die Chirurgen zu ihren Operationen gebrauchen. Die Personen, welche sich ätherisiren, wissen das wohl und mäßigen daher das Gift, um das Vergnügen länger genießen zu können. Nach der Einathmung des Giftes kehrt das Subjekt in seinen natürlichen Zustand zurück; nur der Kopf ist etwas eingenommen und dumpf; wenn jedoch die Inhalationen sich verlängern, können sie von einem wahren Delirium begleitet werden. Hysterische Frauen, denen man zur Be-

seitigung ihrer Krisen Aether gibt, werden bisweilen nach diesen Inhalationen von wahren Wahnsinnsanfällen befallen, aber von einem heiteren, lachlustigen Wahnsinn, der durchaus nichts Lästiges haben soll, weshalb sie auch außer ihren Anfällen oft bemüht sind, Aether zu entwenden, um ihn einzuathmen und sich dadurch in einen angenehmen Rausch zu versetzen.

Der Morphinomane kann sich seinem Laster in größter Verschwiegenheit überlassen; sein Verfahren ist leise und geräuschlos. Anders steht es um den, der sich ätherisirt. Der Aether erzeugt einen wahrhaft durchdringenden Geruch, ähnlich dem der Hoffmann'schen Tropfen, und einige Tropfen schon genügen, einen großen Saal Stunden lang damit anzufüllen. Glücklicher Weise nun sind die meisten Wohnungen verhältnißmäßig klein und der Aethergeruch dringt bald aus der Wohnung in's Treppenhaus und wird so zum lauten Verräther. Die Verstocktesten begeben sich daher in's Freie, setzen sich in Kutschwagen oder gehen auf's Land und überlassen sich ihren Lieblingsinhalationen. In London, wo die Aetheromanie viel häufiger als anderwärts ist, finden die Wächter der freien Plätze und der weiten Parkanlagen oft im Gebüsch leere Fläschchen, welche unveränderlich die Etikette tragen: „Schwefeläther." Sie sind von Aethersüchtigen dahin geworfen worden, die sich in freier Luft ihrer Leidenschaft überlassen hatten.

Man beginnt zunächst damit, den Aether einzuathmen; dann trinkt man einige Tropfen, worauf immer größere Quantitäten folgen. Die außerordentlich brennende Flüssigkeit wird schließlich ein Bedürfniß.

Doktor M . . ., der ein sehr bekannter Mann und ein hervorragender Gelehrter war, hatte große Hoffnung, Oberarzt eines Hospitals zu werden. In letzter Stunde jedoch wurde ihm ein Konkurrent vorgezogen. Als Doktor M . . . dieses Resultat erfuhr, war er wie zu Boden geschlagen, und die Verzweiflung packte ihn derartig, daß das Gerede davon bis zu den Ohren des damaligen Ministers drang. Dieser lud ihn zu sich ein und suchte ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß ihm die nächste Stelle, die zur Erledigung komme, sicher wäre. Der Unglückliche mußte aber drei volle Jahre warten, ehe er in eine höhere Stellung berufen wurde, und während dieser Zeit hatte er sich dem Genuß des Aethers hingegeben. Erst hatte er davon eingeathmet, dann getrunken und bald fand man, daß er oft ganze Tage verschwand, nur um sich ungestört zu berauschen. In diesem traurigen Zustande rückte er in sein neues, verantwortungsvolles Amt ein, konnte sich aber seines endliches Triumphes nicht lange freuen, denn er fuhr fort, sich seiner schrecklichen Leidenschaft hinzugeben und starb kurze Zeit darauf in Wahnsinn und Verthierung.

Ebenso athmete eine Dame aus der hohen englischen Gesellschaft Aether ein, um sich täglich einige heitere Augenblicke zu verschaffen. Eines Tages fand man sie todt auf dem Sopha ihres Zimmers liegen; sie hielt noch in der einen Hand ihr Taschentuch, in der anderen das verhängnißvolle Flacon.

Auch die Baronin D., welche in der Mitte von Frankreich ein schönes Schloß bewohnte, hatte die Gewohnheit

angenommen, sich zu ätherisiren. Da es ihr in ihrem Wonnerausch lästig war, ihr Taschentuch über ihr Gesicht zu halten, so hatte sie es bequemer gefunden, ihr Lieblingsgift auf ihre Corsage und ihr Kleid zu gießen. Eines Tages fing der so leicht entzündliche Aetherdunst am hell lodernden Kamin Feuer und in einer Minute war die Unglückliche von Flammen bedeckt und verbrannte elendiglich.

Diese wenigen Beispiele, die sich leicht um viele Hunderte vermehren ließen, mögen genügen, um zu zeigen, was der Aethereinathmer und -Trinker zu befürchten hat: Wahnsinn, Geisteszerrüttung, Entsittlichung, entsetzlichen Tod. Man hält zwar diese äußersten Fälle für selten, und wir geben das zu; aber die anderen milderen Fälle, die weniger bekannt werden, weil sie in der Familie geheim gehalten werden, sind darum nur zu gewöhnlich. Wie viele geistig zerrüttete Männer, wie viele nervöse Frauen, die sich selbst und Anderen zur Qual werden, schulden ihre unglückliche Lage nur ihrer eigenen Schwäche und dem Mißbrauch des Aethers oder des Morphiums!

Was kann man aber für diese Unglücklichen thun? Kann man die Morphinomanen und die Aetheromanen behandeln und von ihrer Krankheit heilen? Gewiß; doch nur unter der Bedingung, daß sie selbst es wünschen. Die einfachste Manier, einem Gifte zu entfliehen, wäre natürlich die, aufzuhören, davon zu nehmen. Das ist aber ungemein schwer. Erinnern wir uns nur, wie viel ein Raucher oder Schnupfer duldet, der seiner Gewohnheit entsagen will, ein gewohnheitsmäßiger Trinker oder Spieler,

der Buße thun will, und wie oft fallen sie in ihr häßliches Laster zurück.

Ist der krankhafte Zustand bereits sehr befestigt, so ist es das Beste, den Kranken ungesäumt von seiner Familie zu trennen und ihn in einer Anstalt unterzubringen, wo alle seine Bewegungen überwacht werden und wo man ihm seine Gifte, je nachdem man es für gut hält, plötzlich oder allmählig entzieht.

Die praktischen Amerikaner haben zuerst Hospitäler zur Behandlung der Morphinomanen gegründet. In Deutschland sind kürzlich zwei errichtet worden: das eine in Marienburg, das andere in Schöneberg bei Berlin. So segensreich jedoch auch diese Anstalten zu wirken berufen sein mögen, so liegt es doch im Interesse der Gesellschaft, sowie in dem der zu diesen Manien sich hinneigenden Personen selbst, dieser Krankheit möglichst vorzubeugen. Die erste Vorbedingung aber ist, den abzuwehrenden Feind zu kennen, weshalb wir in vorliegender Skizze unseren Lesern die Wirkungen und Anwendungsweisen der beiden schrecklichen Modegifte in der Kürze vorgeführt haben.

Mannigfaltiges.

Wellington's Adjutant bei Waterloo. — Während die Schlacht von Waterloo tobte, hielt sich ein bürgerlich gekleideter junger Mann zu Pferde in der Nähe des Herzogs Wellington auf und folgte dem Kampfe anscheinend mit großer Aufmerksamkeit. Plötzlich wandte sich der britische Feldherr um, als suche er Jemand, und gewahrte bei dieser Gelegenheit den Reiter in Civil.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" fragte er ihn rauh.

Jener lüftete den Hut und versetzte ruhig: „Ich heiße Jones, Eure Herrlichkeit, und reise in Eisenwaaren für das Londoner Haus Smith & Jenkins."

„Zum Henker, denken Sie denn hier etwa Geschäfte zu machen?"

„Keineswegs, ich bin nur aus Neugierde hier. Man theilte mir in Brüssel mit, daß es an diesem Punkte wahrscheinlich zur Schlacht kommen werde, und so ritt ich hierher, um mir dieses Schauspiel, welches mir wohl im ganzen Leben nicht wieder geboten wird, anzusehen. Ich fürchte aber, daß mein Miethsgaul nicht glücklich davon kommen wird, denn die Kugeln fliegen ja bis hierher."

Der Herzog lächelte ein wenig und fragte: „Wollen Sie England einen Dienst erzeigen, eine Botschaft für mich übernehmen?"

„Warum nicht? Es ist mir ganz gleich, wohin ich reite; wird man mir aber auch Glauben schenken, wenn ich die Ordre überbringe?"

„Sehen Sie dort drüben in der Richtung des Kirchthurms das heranziehende Truppencorps?"

„Jawohl."

„Es gilt dem Oberst desselben diesen Zettel" — Wellington schrieb hastig, auf den Sattel niedergebeugt, mit Bleistift einige Worte auf ein Blatt Papier — „zu übergeben. Dieser Ring wird als Beglaubigung dienen."

Mr. Jones nahm Zettel und Ring und sprengte über Todte und Verwundete mitten in die Schlacht hinein nach jener Stelle hin, welche ihm der Herzog bezeichnet hatte. Die Ausführung der Ordre bewies dem Letzteren bald, daß der seltsame Adjutant solche prompt besorgt hatte. Dieser selbst aber kehrte nicht zurück, und so nahm Wellington an, daß er gefallen sei.

Als der Herzog wieder nach London zurückgekehrt war, wurde demselben eines Tages gemeldet, daß ihn ein Mr. Jones zu sprechen wünsche.

„Ein Mr. Jones?" fragte Wellington verwundert. „Ich kenne meines Wissens einen Mann dieses Namens nicht. Na, laßt ihn eintreten."

Mr. Jones erschien, und der mit einem ausgezeichneten physiognomischen Gedächtniß begabte Herzog erkannte nun zu seiner freudigen Ueberraschung seinen bürgerlichen Adjutanten wieder.

„Ei sieh!" rief er lebhaft. „Sie sind es. Sie sind damals also doch glücklich davon gekommen?"

„Gewiß! Aber meinen Gaul haben sie mir richtig erschossen. Hat mich 2 Pfund und 10 Schilling gekostet."

Der Herzog lächelte und fragte, auf welche Weise er den Schaden ersetzen könne.

„Darum komme ich eben," erklärte Mr. Jones ruhig. „Ich bin nämlich als Theilhaber in das Geschäft von Smith & Jenkins eingetreten und — wir liefern Primawaare aller Sorten von Pflügen, Spaten, Schaufeln, Aexten, Klammern, Nägeln, Vogelkäfigen, Marderfallen, Bügeleisen —"

„Schon gut, Mr. Jones, schon gut," rief Wellington lachend, und wenige Tage später wurde der Firma Smith, Jenkins & Jones die Lieferung sämmtlicher Kohlenschaufeln und Feuerhaken für die Armee übertragen. L. M.

Schicksale einer Blumenmacherin. — Vor Kurzem starb in Teheran in dem hohen Alter von über neunzig Jahren eine Frau, Madame Hadji Abbaß, welche das Vertrauen des Schahs von Persien in ungewöhnlichem Grade besaß und von ihm in allen wichtigen Angelegenheiten um Rath befragt wurde. Diese Frau, welche sich den in Teheran weilenden Europäern stets besonders gefällig erwies und vielen von ihnen durch ihre Vermittelung beim Schah große Dienste leistete, hatte einen höchst interessanten Lebenslauf hinter sich. — Die Vorliebe der orientalischen Frauen für Blumen ist bekannt. Als vor etwa sechzig Jahren ein französischer Kaufmann die ersten künstlichen Blumen nach Teheran brachte, erregte dies eine förmliche Revolution in den Haremsgemächern des damals regierenden Schahs Mohamed, des Vaters des jetzigen Schahs Nassr-Eddin. Alle Frauen wünschten solche Blumen zu besitzen und womöglich selber anfertigen zu können. Der galante Fürst sandte denn auch sofort einen an seinem Hofe lebenden Maler Hadji Abbaß nach Paris, um dort die Kunst der Blumenmacherei zu erlernen. Wie leicht es diesem aber auch wurde, die Farben der verschiedenen Blüthen zu unterscheiden und zu mischen, so fehlte doch seinen Fingern jede Geschicklichkeit, sie nachzubilden. Da er es nicht wagte resultatlos zurückzukommen, so erbat er die Erlaubniß seines Fürsten, eine Blumenmacherin mitbringen zu dürfen, die er denn auch erhielt. Trotz aller Versprechungen aber konnte sich keine der jungen Blumenmacherinnen entschließen, ihr geliebtes Paris gegen das unbekannte Teheran zu vertauschen, bis der Zufall ihn mit einem aus Orleans stammenden Mädchen zusammenführte, die, über das dreißigste Lebensjahr hinaus und ohne Aussicht, in Frankreich eine

ihr zusagende Parthie zu machen, nichts dagegen hatte, ihr Glück in Persien zu versuchen. Sie unterzeichnete den Kontrakt und reiste mit Hadji Abbaß ab. Dieser fand bald heraus, daß seine Schutzbefohlene außer dem Blumenmachen noch mancherlei Anderes verstünde. Sie konnte sticken, tanzen, singen, kochen, Kleider machen; und da er wußte, wie hoch derartige Fertigkeiten in Persien geschätzt wurden, so trug er ihr noch unterwegs seine Hand an. Den Betheuerungen seiner Liebe und den Erzählungen von seinen Reichthümern konnte ihr Herz nicht widerstehen, sie trat zum Islam über und zog als Gattin Hadji Abbaß' und zugleich als rechtgläubige Mohammedanerin in Teheran ein. In kurzer Zeit war sie der Liebling des königlichen Harems und zugleich die intime Vertraute der Favoritin Mahomed's, der Mutter des jetzigen Schahs, geworden, die nichts unternahm, ohne sie um Rath zu befragen. Nach Hadji Abbaß' Tode vertraute ihr die Prinzessin die Erziehung ihrer beiden Kinder an, und Madame Hadji Abbaß nannte sich von nun an stolz „gouvernante du dauphin et de la dauphine de Perse," obwohl sie den königlichen Kindern nichts als ein wenig Französisch beibrachte.

Als Nassr-Eddin heranwuchs, erhielt sie den Auftrag, die verschiedenen Enderuns (Frauengemächer) zu besuchen, um die erste legitime Gemahlin für ihn auszuwählen, und auch später blieb sie in allen wichtigen Angelegenheiten seine Rathgeberin. Zu jeder Stunde stand ihr der Zugang zu ihm frei, Niemand durfte wagen, so offen zu ihm zu sprechen, als sie, von deren Ergebenheit er überzeugt war, und die ihn, auch als er längst erwachsen war, nie anders als „mon enfant" anredete.

Er hatte ihr ein schönes Haus zum Geschenk gemacht und sie bezog eine jährliche Rente von 12,000 Francs, die ihr mit einer am Hofe zu Teheran sonst sehr seltenen Pünktlichkeit ausgezahlt wurde. Trotzdem sie in Sprache und Gewohnheiten vollständig zur Perserin geworden war, behielt sie doch stets eine große Vor-

liebe für ihr Vaterland und für Europa überhaupt. Wer als Fremder irgend ein Anliegen an den Schah hatte, der konnte sich nicht besser bei ihm einführen, als durch eine Empfehlung von Madame Hadji Abbaß, seiner alten Gouvernante, der einstigen Pariser Blumenmacherin. H. St—l.

Wie ehedem die Lehrlinge „eingeprügelt" wurden. — Die Hansa, dieser große und mächtige Städtebund, welcher mehrere Jahrhunderte lang in Deutschland blühte, besaß einst in der Zeit ihres Glanzes auch im Ausland große Waarenniederlagen, sogenannte Faktoreien, darunter eine auch zu Bergen in Norwegen. Dieses Handlungsetablissement bestand aus 3000 Meistern, Gesellen, Jungen und Altmännern, die sämmtlich unverheirathet sein mußten und zusammen in einem Stadttheil wohnten, der die Faktorei bildete. Sehr streng waren die Vorschriften dieser Niederlassung, in welcher ein Jeder zehn Jahre bleiben mußte, bevor er wieder nach Deutschland zurückkehren durfte. Jeder Meister bewohnte mit den ihm untergebenen Gesellen und Jungen ein eigenes Gebäude, in welchem immer ein einziger gemeinsamer Schlafsaal, ein gemeinschaftlicher Eßtisch und ein einziger Ofen sich befand. Keiner durfte zur Nachtzeit die Brücke überschreiten, die den Stadttheil abgrenzte, ohne Gefahr zu laufen, von den mächtigen Hunden zerrissen zu werden, die dort Wache hielten. — Abgehende wurden aus den Gesellen und Jungen ersetzt, wenn deren Lehrzeit um war; neueintretende Jungen aber mußten stets aus den Hansestädten sein, und Keiner wurde aufgenommen, der nicht vom „Stubenjungen", der niedrigsten Stufe an, diente. Darauf folgte der „Bootsjunge" und hierauf die Gesellenwürde. Aus den Gesellen wurden dann später die Meister oder Hauswirthe und endlich vielleicht sogar einmal ein Altmann. Bevor jedoch neue Lehrlinge eintreten durften, hatten sie verschiedene barbarische Proben zu bestehen, an denen die Faktorei auf's Strengste festhielt, welche „Spiele" geheißen

wurden. Es gab davon über ein Dutzend, und zwar bestanden sie aus wunderlichen Mummereien und öffentlichen Narrenaufzügen, Wassertauchen, Aufziehen am Seil, während unter dem in der Schwebe Hängenden übelriechende Dinge angezündet wurden ꝛc. Das Wasserspiel ward zu Pfingsten abgehalten, indem die Lehrlinge erst frei bewirthet, alsdann aber in's Schiff gebracht und — gänzlich entkleidet — dreimal in's Wasser getaucht wurden, um, sobald sie wieder oben waren, mit Ruthen gepeitscht zu werden. Bei dieser Gelegenheit kam es einmal vor, daß beim Hinaufziehen in's Boot einem Lehrling ein hervorstehender Nagel den Leib aufschlitzte. — Besonders festlich aber wurde das „Staupenspiel“ begangen, das ganz Bergen in Bewegung setzte und im Mai gefeiert ward. Während die Jungen in Booten nach der nächsten Hutung rudern mußten, um Maienzweige dort zu brechen, richtete man ihnen das sogenannte „Paradies“ zu, einen mit Teppichen umhängten Hofraum, wo die gebundenen Ruthen für die zu Geißelnden lagen. Abends brachten die Lehrlinge dann ihre Maienzweige und steckten sie in dem Hofe auf, am nächsten Morgen aber wurde unter Trommelschlag paarweise hinaus in einen Garten zum Mittagsmahl gezogen, wobei jeder Lehrling einen grünen Zweig in der Hand trug. Auf dem Rückweg aber erhielt ein Jeder ein Glas Wein zur Stärkung, denn nun begann der Prügelakt. Zuvor geschah noch eine Anrede, des Inhalts, daß Jeder die Freiheit habe, zurückzutreten, der sich nicht getraue, das „Spiel“ auszuhalten; die angsterfüllten Jungen versprachen jedoch Alles und baten nur um gnädige „Bauern“, wie die Prügelnden, acht bis zehn der stärksten Gesellen, geheißen wurden. Hierauf holte ein Narr den Einen nach dem Anderen ab in's „Paradies“, wo die Gesellen Jeden über die Bank warfen und blutig peitschten, während daneben das Becken geschlagen wurde und ein Anderer außerhalb des Hofes lustig auf der Trommel wirbelte, um das Schmerzensgeschrei der Opfer zu über-

tönen. Sobald das „Spiel“ vorüber, ersuchte der Platznarr den Vorsteher, daß diese gute Sitte zum Flor der Handelsschaft stets erhalten bleiben möge, worauf ein Abendschmaus, bei welchem die Gepeitschten aufwarten mußten, das „Fest“ beschloß. Kam es dabei vor, daß ein Lehrling es wagte, sich vor Schmerz und Mattigkeit zu setzen, so warf man ihn Tags darauf zur Aufmunterung in's Wasser. K. N.

Der große Rubin des Königs von Pegu. — Kapitän Marryat, der vortreffliche Autor so vieler geschätzter Seeromane, erzählt in seinem weniger bekannt gewordenen Buche „Diary of a blasé“ folgende merkwürdige Geschichte: Der König von Pegu (Hinterindien) besaß den prachtvollsten Rubin, der in der Welt zu finden, sowohl an Größe als Farbe des Edelsteines, eine allbekannte Thatsache, da die Nation sich viel darauf zugute that. Als die Birmanen das Königreich Pegu unterjochten, und der alte König sammt seiner Familie gefangen wurde, fiel auch der ungeheure Schatz in die Hände der Sieger; doch konnte der große Rubin trotz der Foltern und Hinrichtungen, die man deshalb über Tausende verhängte, nicht aufgefunden werden. Der gefangene König, ein unglückliches, halb gelähmtes Männchen, wurde barbarisch behandelt. Man zog ihn nackt aus und sperrte ihn in einen eisernen Käfig, der später in Rangoon noch lange Jahre zu sehen war. In dieser Gefangenschaft lebte er noch zwölf Jahre. An jedem Festtage wurde er öffentlich ausgestellt und dem Gespötte der Bevölkerung preisgegeben. Endlich starb er. Ein birmanischer Soldat, welcher den Todten aus dem engen Eisenkäfig zerren half, drehte mit dem Fuße die Leiche um und bemerkte, daß die linke Hand einen Klumpen Damma (eine Art Pech oder Gummi) umfaßt hielt. Neugier veranlaßte den Birmanen, mit der Spitze seines Speeres den kugelförmigen Klumpen heraus zu zwängen, den andere Wächter zwar auch schon früher gesehen, aber wegen seiner vermeintlichen Werthlosigkeit dem Ge-

fangenen gelassen hatten. Sie hielten ihn für einen Zauber gegen seine Lahmheit, da derartige Gummikugeln vielfach angewendete Amulette gegen allerlei Krankheiten bei den Birmanen sind. Das Gewicht des Klumpens überzeugte indeß den Soldaten, daß es nicht lauter Damma sein könne; er untersuchte genauer und entdeckte, daß der große Rubin des Königreichs Pegu darin stak, den der alte, nackte, entthronte König so viele Jahre beständig in seiner linken Hand getragen hatte. Natürlich mußte der Soldat den unschätzbaren Edelstein abliefern, aber er wurde reich belohnt und machte auf solche Weise sein Glück. Ein vornehmer Birmane, der von einem europäischen Reisenden gefragt wurde, ob jener Rubin, der jetzt im Besitze des Königs von Ava ist, wirklich so schön sei, als man sage, erwiederte mit echt morgenländischer Uebertreibung: „Tauche ihn in den Irawaddy und alles Wasser des großen Flusses wird sich in Blut verwandeln!" F. L.

Klugheit eines Pferdes. — Der Umgang mit Menschen erhöht und entwickelt die Seelenkräfte der Thiere bis zu einem Grade, der nahe an Vernunft grenzt und bei den gewöhnlichen Begriffen, die wir uns von der Seele des Thieres machen, ganz unerklärlich sind. Ein preußischer Gendarm erzählt Folgendes: Er hatte sich eines Tages verspätet, und um schneller nach Hause zu gelangen, wählte er einen Waldweg. Die Dunkelheit aber zwang ihn bald, vom Pferde zu steigen, und so nahm er die Zügel und ging voran, das Pferd hinter sich her führend. So war er wohl zwanzig Minuten marschirt, als ihm das Pferd mit dem Kopfe in den Rücken stieß. Er glaubte, das Pferd sei „graulich" (was thatsächlich bei manchen Pferden der Fall ist), und daher suchte er es zu beruhigen. Das Pferd ging wieder seinen gewöhnlichen Schritt, aber es währte nicht lange, da erhielt er wiederum einen Stoß. Voll Unwillen gab er dem Pferde mit der flachen Hand einen Schlag gegen den Kopf. Nun ging eine längere Zeit hin, ohne daß das Thier das Stoßen wiederholte.

Der Wald lichtete sich und der Weg wurde breiter, da plötzlich fing es an zu wiehern, stieß seinen Herrn abermals in den Rücken und blieb stehen. Jetzt wurde sein Herr doch aufmerksam, untersuchte das Sattelzeug und fand an demselben den Bauchriemen derartig gelockert, daß Sattel, Pistolenhalter und Hafersack bereits ganz nach einer Seite gerutscht waren und der Gendarm, wäre er in der Dunkelheit plötzlich aufgestiegen, unfehlbar herabgestürzt wäre. Das Sattelzeug wurde befestigt, der Gendarm schwang sich hinauf und fröhlich wiehernd trabte das kluge Thier davon. A. L.

Heilige Begräbnißörter, d. h. solche, von denen man glaubt, daß dort begraben zu werden für den Todten segensreich ist, kennen fast alle Völker, namentlich aber jene Anhänger des Islam, welche der großen Abtheilung der Schiiten angehören. An der Stätte beigesetzt zu werden, wo die Märtyrer Hassan und Husseïn begraben sind, ist für sie so begehrenswerth, daß alljährlich ganze Karawanen mit den Leichen verstorbener Schiiten nach Kerbela ziehen, und grauenerregend sind die Schilderungen, welche Augenzeugen von diesen Leichenkarawanen entwerfen. — Vornehme Türken siedeln in ihren letzten Lebensjahren gern nach Mekka über, um dort begraben werden zu können. Neuere Reisende haben behauptet, daß die umfangreichen moslimischen Friedhöfe bei Skutari (Konstantinopel gegenüber) von den europäischen Türken mit Vorliebe als Begräbnißstätte ausersehen werden, weil der Boden dort heilig sei. Das ist aber ein Irrthum. Unter den Türken herrscht die — übrigens auch viel Wahrscheinlichkeit für sich habende — Ueberlieferung, daß Konstantinopel wieder in die Hände der Ungläubigen fallen werde, und in der Aja Sofia-Moschee ist eine kleine Pforte in der Empore zugemauert, weil es heißt, durch dieselbe werde der christliche Eroberer Stambuls einziehen. Um ihre Gräber nun nicht in die Gewalt der Ungläubigen fallen zu sehen, lassen daher die Türken

sich gern auf der von diesem Schicksal nicht bedrohten asiatischen Seite des Bosporus bestatten. — Zahlreiche jüdische Gräber im Thal Josaphat auf der Ostseite von Jerusalem bekunden, daß auch die Juden besonders geheiligte Begräbnißstätten besaßen. Es herrschte nämlich früher unter ihnen der Aberglaube, daß ihre Leichen ohnehin an diesen Ort gelangten, und, wären sie anderswo begraben, unter der Erde sich dorthin wälzen oder rollen müßten. Diese Vorstellung war für sie eine so unangenehme, daß sie gern bei Lebzeiten nach Jerusalem gingen, um im Thale Josaphat begraben zu werden und der Leiche die unterirdische Wanderung zu ersparen. Mn.

Ein Menschenfreund. — Charles de la Bussière war ehedem Kadett bei einem französischen Garderegiment gewesen und hatte durch den Ausbruch der Revolution seine Offiziersstelle und sein Vermögen verloren. Durch einen Freund erhielt er endlich eine Stellung bei dem öffentlichen Wohlfahrtsausschuß, deren Obliegenheiten in der Aufsicht über die eingelaufenen Anklage-Akten bestanden. Die Volkskommission, welche über die Erhebung der Anklagen nach diesen Akten entschied, war ein reiner Hohn auf die Justiz; sie bestand aus einem verwachsenen Tuchmachergesellen als Präsidenten, einem Gärtnerburschen als Sekretär und noch einigen ähnlichen Individuen, welche die ganze Sache sehr nachlässig behandelten. La Bussière war entsetzt über die Thätigkeit dieser Männer und beschloß im Dienste der Menschlichkeit Alles anzuwenden, um diesen gewissenlosen Bösewichtern möglichst viele Opfer zu entziehen. Er versteckte also zunächst einen Stoß Akten, was um so leichter war, als die Volkskommission höchst liederlich mit denselben umging, allmählig aber wurde er kühner und begann einen Theil der Anklage-Akten gänzlich zu vernichten. Da er sie, ohne Aufsehen zu erregen, nicht verbrennen konnte, so weichte er die Papiere im Wassereimer auf, drückte sie dann in Ballen zusammen und verließ jedesmal mit den Taschen voll solcher Ballen

in der Nacht das Amtslokal. Erst an der Seine entleerte er seine Taschen und rettete so Hunderten von unglücklichen Opfern der Revolution das Leben, unter denen Josephine Beauharnais, Madame de Lafayette, Madame de Buffon, der Dichter Florian und Andere sich befanden. Nach dem Tode Robespierre's entfaltete der edle Mann unter dem Volksrepräsentanten Legendre in dieser Beziehung eine noch viel segensreichere Thätigkeit, und Lienard berechnet die Zahl derer, die durch La Bussière gerettet oder später der Freiheit wiedergegeben worden sind, auf 34,000. Gewiß ein Menschenfreund, dessen Name mit goldenen Lettern in das Buch der Geschichte eingetragen zu werden verdiente. J.

Beerdigungen mit dem Regenschirme. — Das ruthenische Volk der nordöstlichen ungarischen Komitate lebt infolge seiner Abgeschlossenheit und des Eigennutzes seiner Popen noch heute in der krassesten Unwissenheit. Um diesen traurigen Geisteszustand zu charakterisiren, sei eine Episode angeführt, die sich vor etwa zwanzig Jahren in einem Karpathendorf ereignet hat. Eine Bauersfrau war mit Tode abgegangen und wurde bei heftigem Regenwetter zu Grabe getragen. Da sich der Pope nicht dem Regen aussetzen wollte, so nahm er einen großen blauen Schirm zu Hilfe und hielt, darunter stehend, die Grabrede. Den Bauern, die damals die Erzeugnisse der modernen Kultur so gut wie gar nicht kannten, imponirte das ungewohnte Schauspiel, und als einige Wochen später ein Knabe starb, erschien der Vater beim Popen und bat, sein Sohn möge gleichfalls mit dem Regenschirm beerdigt werden. Der Pope begriff sofort, daß hier ein gutes Geschäft zu machen sei, er erkundigte sich ganz ernsthaft, ob der Verstorbene den blauen oder den rothen Schirm erhalten solle. Jener entschied sich für den rothen, und der Seelsorger erklärte, daß dieser das Begräbniß um zehn Gulden vertheuere. Allein der Landmann war bei Kasse, und der Zug der Leidtragenden wurde daher trotz des Sonnenscheines

vom Popen mit einem aufgespannten großen rothen Regenschirm angeführt.

R. Bergner.

Ein Brief von Anna Boleyn. — Von der Hand der schönen und so unglücklichen Anna Boleyn, eine der Frauen des Königs Heinrich VIII. von England, die auf dem Schaffot verblutete, befindet sich ein Brief an eine ihrer Freundinnen in einem öffentlichen Archive, der in der Uebersetzung also lautet:

„Meine theure Marie!

Nun ist es schon vier Wochen her, daß ich in London bin. Ich finde diese Stadt nicht sehr amüsant; man lebt hier ganz und gar nicht morgenfrisch; es ist selten, daß man vor acht Uhr aufsteht. Es ist zwar wahr, daß man spät aufbleibt, denn es wird immer zehn Uhr Abends, ehe man sich in's Bett begeben kann. Ich bin dieses Lebens schon müde und ich würde nicht zögern, nach dem Lande zurückzukehren, wenn ich nicht hier bliebe wegen der Geschenke, die ich täglich erhalte. Meine Mutter hat mir zum Balle bei Lord Norfolk ein paar neue Schuhe geschenkt, die drei Schillinge kosten. Aber ich habe meinen ganzen Appetit verloren. Du weißt, daß ich auf dem Lande ein Pfund Speck und ein gutes Glas Bier frühstückte, hier kann ich kaum die Hälfte davon nehmen. Wenn Margarethe meine rothwollenen Fausthandschuhe fertig gestrickt hat, so möchte ich sie mit erster Gelegenheit haben. Adieu, liebe Marie, jetzt gehe ich in die Messe, in der Du einen ebenso großen Antheil bei meinen Gebeten haben wirst, wie Du ihn schon in meinem Herzen besitzest.

Deine

Anna Boleyn."

C. T.

Chinesischer Sport. — Die Chinesen besitzen einen sonderbaren Sport, die Grillenkämpfe nämlich, die lebhaft an die Hahnenkämpfe der Mexikaner erinnern. Diese Grillenkämpfe gehen in folgender Weise vor sich. Sobald beide Parteien über die Be-

dingungen der Wette und besonders darüber einig sind, in welchem Moment der Sieg als entschieden zu betrachten ist, werden zwei Grillen in eine große und weite Porzellanschale mit ebenem Boden und senkrechten Wänden gesetzt. Die Zuschauer stellen sich rund um die Tasse und ein Jeder nimmt Partei entweder für dieses oder für das andere Thier. Sobald sich die Grillen, ohnehin bissige und zänkische Thiere, bei ihren Bewegungen berühren, werden sie zornig und beginnen zu kämpfen. Sie drücken die Körper gegen einander wie kämpfende Menschen und schlagen sich dabei mit ihren scharfen Mandibeln so lange, bis sich eins von ihnen zurückzieht oder zur Tasse hinaus geworfen wird. Ist der Sieg entschieden, so ist die Freude und die Ehre bei dem siegenden Chinesen ebenso groß, als der Aerger und die Schmach bei seinem Gegner. Solche ringende Grillen werden in den Bazaren zu Peking verkauft, und ihr Preis schwankt zwischen 1 bis 30 Rubel. Dieser Sport steht bei den Chinesen in hoher Blüthe und sie sind dafür so sehr eingenommen, daß, wie versichert wird, einzelne Personen schon ihr ganzes Vermögen bei diesen Wetten verloren haben. C. T.

Ein Arzt wie er sein soll. — In einem „Leitfaden für den angehenden Medicus“ aus dem Jahre 1749 befindet sich u. a. folgende wohlgemeinte Regel: „Nachdem der künftige Practicus in guter Ordnung und mit treuem Fleiße seine Studien auf niedern und hohen Schulen vollendet, darauf öffentlich disputiret und den Eid des Hippokrates geschworen, soll er sein Werk angreifen und in der Welt hervortreten, aber nicht parfümiret, nicht in blitzenden Kleidern, sondern angethan mit Seide und mit einer Parücke. Er soll hierzu wohl gewachsen sein, der Weiblein halber reinlich, gesprächig, von gutem Gedächtniß, von großer Urtheilskraft, herablassend, nicht gewinnsüchtig, nicht trunkfällig, nicht wohllüstig, aber beweibt. Er soll mitten in der Stadt wohnen, und fein auf warme Hände halten wegen des Pulsfühlens.“

Ob die Herren Aerzte des vorigen Jahrhunderts wohl immer diesen Anforderungen gerecht geworden sind? J. W. B.

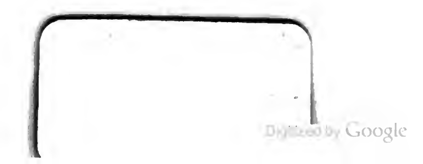
Das Haus Mecklenburg ist die einzige deutsche Herrscherfamilie, die ihre bekannten Ahnen durch 33 Generationen rückwärts bis in's Heidenthum verfolgen kann, und die einzige wendische in Europa, die sich auf dem Throne und in ihrer Blüthe erhalten hat und noch über die Staaten herrscht, über die sie schon vor einem Jahrtausend gebot. Mit Sicherheit kann man Niclot, Fürsten der Obotriten, als Stammvater derselben nennen. Sein Sohn Pribislaus II., Fürst der Wenden, nahm den Namen Mecklenburg an. 1348 erhielt das Haus die Herzogs- und 1815 die Großherzogswürde. K. St.

Eine drollige Theateranzeige. — Unter die merkwürdigsten Theateranzeigen, welche je gedruckt und gelesen wurden, gehört nachstehende, aus der Leipziger Zeitung 1829 Nro. 114 wörtlich entlehnte: „Heute wird im hiesigen Theater das Ritterschauspiel „Fridolin" aufgeführt. Die Einnahme dieser Vorstellung ist ausschließlich zu meiner Befreiung aus dem Schuldarrest, in dem ich nun schon vier Wochen sitze, bestimmt. Mit tiefgefühltem lebenslänglichen Danke erkenne ich es gewiß, wenn der bekannte Mildthätigkeitssinn des hiesigen hochverehrten Publikums mich bei diesem löblichen Zwecke zahlreich unterstützen wird. Bethmann, Direktor des Theaters in Leipzig." K. St.

Gerechter Zorn. — Einem ungarischen Bauern wurde mitgetheilt, daß sein Sohn wegen Wechselfälschung zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt worden war. Da rief er in sittlicher Entrüstung: „Da haben wir's ja, das kommt von dem dummen Schreibenlernen!" W. L.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9576




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9576